

Inhalt

Editorial

Zum 80. Geburtstag von Helmut Gollwitzer (W.F.Haug)	797
Günther Anders: Die gewonnene Wette	799
Dorothee Sölle: Die Russen kommen	802

Mutter—Natur

Donna Haraway Von Affen und Müttern Eine Allegorie für das Atomzeitalter	803
--	-----

Frigga Haug Mütter im Vaterland	821
--	-----

Annette Bus Vater ist der Beste Eigentumsverhältnisse in der Reproduktionsindustrie	833
---	-----

Carolyn M. Clark Familie im schwarzen Amerika und in Schwarzafrika	839
---	-----

* * *

Alex Demirović Marx und die Aporien der Demokratietheorie	847
--	-----

Frieder Otto Wolf Philosophie und Marxismus heute. Zur Aktualisierung Althusser's ...	861
--	-----

Gerhard Armanski Archaik und Utopie. Zur Dialektik der Erinnerung	867
--	-----

Mechtild Jansen SPD und Quote	877
--	-----

Intervention

Ästhetik des Widerstands im Schulunterricht (Rolf Eckart)	880
---	-----

Kongreßberichte

Französische Revolution; SPÖ-Sommerwerkstätte; Historiker der Arbeiterbewegung; Soziologentag; Sexualforschung; Perestrojka und Sozialismuskonzeption	881
---	-----

Besprechungen

Sokrates; Marx; Benjamin; Risiko, Katastrophe, Ökologie; Allgemeine Pädagogik; Frauenpolitik in Parteien; Börsenkrach	893
---	-----

Verfasser/innen; Zeitschriftenschau; Jahresinhaltsverzeichnis	847
---	-----

Besprechungen**Philosophie**

<i>Stone, Isidor Feinstein: The Trial of Socrates (G.Böhme)</i>	893
<i>Mercier-Josa, Solange: Retour sur le jeune Marx. Deux études sur le rapport de Marx à Hegel (F.O.Wolf)</i>	895
<i>Leber, Stefan: »... es mußten neue Götter hingesetzt werden.« Menschen in der Entfremdung: Marx und Engels, Cieszkowski, Bauer, Hess, Bakunin und Stirner (M.Creydt)</i>	896
<i>Meiffert, Torsten: Die enteignete Erfahrung. Zu Walter Benjamins Konzept einer »Dialektik im Stillstand« (A.Hoffmann/A.Grützmann)</i>	897
<i>Marten, Rainer: Der menschliche Tod. Eine philosophische Revision (L.Lütkehaus)</i>	899
<i>Marquard, Odo: Transzendentaler Idealismus. Romantische Naturphilosophie. Psychoanalyse (R.Konersmann)</i>	901

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Ricœur, Paul: Die lebendige Metapher (H.-Ch.Oeser)</i>	903
<i>Grewendorf, Günther, Fritz Hamm und Wolfgang Sternefeld: Sprachliches Wissen (J.Wallmannsberger)</i>	904
<i>Philips, Susan, Susan Steele und Christine Tanz (Hrsg.): Language, Gender and Sex in Comparative Perspective (E.Manandise)</i>	906

Soziologie

<i>Perrow, Charles: Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik (W.v.Treeck)</i>	907
<i>Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne (R.Hitzler; F.O.Wolf)</i>	909
<i>Luhmann, Niklas: Archimedes und wir. Interviews (D.Barben)</i>	914
<i>Luhmann, Niklas: Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? (K.Jacobs)</i>	916
<i>Bahro, Rudolf: Logik der Rettung. Wer kann die Apokalypse aufhalten? (H.G.Mittermüller)</i>	918
<i>Rosenbladt, Sabine: Der Osten ist grün? Ökoreportagen aus der DDR, Sowjetunion, Tschechoslowakei, Polen, Ungarn (K.Jacobs)</i>	919
<i>Bäuerle, Dietrich: Totalverweigerung als Widerstand. Motivationen. Hilfen. Perspektiven (M.Uecker)</i>	921

Erziehungswissenschaft

<i>Trembl, Alfred K.: Einführung in die Allgemeine Pädagogik (N.Franck)</i> ...	921
<i>Derbolav, Josef: Grundriß einer Gesamtpädagogik (A.Schäfer)</i>	923
<i>Meier, Urs P.: Pestalozzis Pädagogik der sehenden Liebe. Zur Dialektik von Engagement und Reflexion im Bildungsgeschehen (A.Schäfer)</i>	925
<i>Essinger, Helmut, und Onur Bilge Kula: Pädagogik als interkultureller Prozeß. Beiträge zu einer Theorie interkultureller Pädagogik (H.-J.Gamm)</i>	927
<i>Lingelbach, Karl-Christoph: Erziehung und Erziehungstheorien im nationalsozialistischen Deutschland (Ch.Mürner)</i>	928

(Fortsetzung S.X)

Editorial

Die SPD beschloß im Herbst dieses Jahres die Quotierung ihrer Mandate (s. den Beitrag von M. Jansen). Die liberale Presse wertete den Beschluß als eine nachträgliche Korrektur der Wirklichkeit; so gab sie zu verstehen, daß die faktische Machtlosigkeit der Frauen schon lange überwunden gewesen sei: »Die wirkliche gesellschaftliche Revolution der vergangenen beiden Jahrzehnte haben die Frauen ausgelöst« (*Zeit*, 9.9.88). Die Konservativ-Etablierten diskutierten Demokratie-Probleme, nachdem sie deutlich gemacht hatten, daß »die Vorkämpferinnen der Quote selbst ... auf die Quote am wenigsten angewiesen« wären (*FAZ*, 8.9.88). Wenn — so die Aussage — Wollen und Können ineinsfallen, Leistungsbereitschaft und Leistung, dann muß über ihre Belohnung nicht gesprochen werden, sie tritt automatisch ein. Wenn dem nachgeholfen werden muß, kann das nur Kompetenz- und Leistungslosigkeit nach oben spülen — in die »politische Elite« (ebd.). Nach der Überlegung, ob nicht »Alter, Berufsstand, Herkunft« ebenfalls als mögliche Kriterien gelten könnten, wird mit einer Grübelelei und der Erhöhung weiblicher Macht geendet: »Im politischen Streit aber gilt die Frage als berechtigt und ernst zu nehmen, ob Frauen eine andere Politik betreiben als Männer — und nichts anderes verbirgt sich hinter der von den SPD-Frauen vereinbarten Parteitagsgang 'Fortschritt nur mit uns.'« (Ebd.)

Auch unter Frauen ist noch nicht eindeutig ausgemacht, wie die neue Lage zu werten ist. *Emma*-Kolumnistin C. Filter hält sich beim Hinhören auf dem Parteitag lieber an Männer und zitiert ein angeblich belauschtes Gespräch: »'Paß auf, Josef, gleich wird mit dem Schwanz abgestimmt.' — 'Für so'n Quatsch pack ich meinen nicht aus' — 'Wie, bist du etwa nicht für die Quotierung?' — 'Nein, Karl, aber die geht trotzdem durch.'« (Bielefelder Stadtblatt 37/88)

Die eingeführte neue Ordnung ist zunächst nur eine Chance. So wie die Institutionalisierung von Frauenforschung (in weitaus geringerem Umfang) noch kaum sichtbar die Forschung veränderte, weil die verbesserten (äußeren) Rahmenbedingungen nicht »automatisch« in Befreiungsabsicht genutzt werden, so wenig hat die Quotierung unmittelbar mit Befreiung zu tun. Aber der Kampf um sie zeigt schon jetzt Erschütterungen im Gesamtgefüge.

Zu diesem Heft

Anfang der siebziger Jahre stand für die Mütter in der Frauenbewegung die Kinderfrage im Zentrum von konkreten Befreiungsvorstellungen: Zum einen brauchte es allgemeine Lösungen für die Hege und Pflege des Nachwuchses, damit Frauen revolutionäre Politik zeitlich überhaupt möglich war, zum anderen wurden Erziehungsfragen neu gestellt, mit der Hoffnung, daß durch andere Pädagogik andere Menschen möglich würden. In der heutigen »Mütterdiskussion« spielen Kinder eine eher untergeordnete Rolle; vielmehr geht es jetzt darum, der »Frau mit eigenem Kind« eine neue Bedeutung und Wichtigkeit zu geben. Hatte

sich die Bewegung in ihren Anfängen über den Protest gegen das Abtreibungsverbot mit seinen Verfolgungen formieren können, läßt sie sich heute an Gretchenfragen spalten: Mutter oder nicht — so zumindest unterstellt es die liberale BRD-Presse — ist heute ein Qualitätsmerkmal, durch das sich sogar Erfahrungshorizonte aufschließen lassen (Gebären als das »andere« erotisch-sexuelle Gefühl).

Diese Verschiebung des »Inhalts« der Frage »der Regeneration« vom Standpunkt der Frauen gibt Auskunft über die bundesrepublikanische Wirklichkeit. Nirgendwo in Europa (so die *Zeit* vom 27.11.88) gibt es so wenig Möglichkeiten, *nicht* allein für das Kind zuständig zu sein, wie hier. Die Zentrierung auf die »Mutter« als »Problem« bei der Produktion und Enkulturation des Lebens zeigt auch den verlorenen Kampf mit den staatlichen Apparaten.

Während in den wissenschaftlichen feministischen Diskussionen die Kinder- bzw. Mütterfrage höchstens in der Form der Auseinandersetzung mit der Gentechnologie vorkommt, scheint sie sich *politisch* als *die* zentrale Frauenfrage herauszukristallisieren. Nur so läßt sich die Heftigkeit der Debatten erklären, die um das »grüne Müttermanifest« geführt wurden. In ihm wurde die Frage nach der möglichen Vergesellschaftung der Kindererziehung verschoben zugunsten eines Privatverhältnisses zwischen Mutter und Kind.

Unsere Beiträge folgen den versprengten Debatten um die »Mütter« in der Bewegung in paradoxer Weise: Die biologische Mutter wird Brennpunkt für die Diskussion um Natur, Kultur und Technologie (Haraway); der Vorwurf an die »Grünen Mütter«, faschistisches Erbe anzutreten, wird genutzt, aus dem Faschismus Lehren für heutige Politik zu ziehen (Haug); die historisch und kulturell ganz unterschiedlichen Versorgungsleistungen »schwarzer« Familien werden zum Maßstab von Mutterleben gemacht (Clark); in einer Analyse der Reproduktionsindustrie wird die Ausblendung der biologischen Mutter als Grundlage der Eigentumsverhältnisse vorggeführt (Bus).

Die Frauenredaktion



Helmut Gollwitzer

Christentum / Demokratie / Sozialismus

Muß ein Christ Sozialist sein? / Klassenkampf und Kirche / Die evangelische Kirche und unser Staat / Politik an den Grenzen des Bürgertums / Sozialistische Revolution und Gewalt / Lehrstück Chile / »Verfassungsfeinde über uns!« / Citoyen oder Bourgeois. Über neue Abenteuer des bürgerlichen Bewußtseins / Sowjtkritik und Antikommunismus / Der Kampf für Menschenrechte — heute noch zeitgemäß? / und andere Aufsätze

2 Bde., 96 und 112 S., Argument-Studienhefte 39 und 40
je 2,- DM im Argument-Sonderverkauf (Prospekt anfordern)

Helmut Gollwitzer zum achtzigsten Geburtstag am 29. Dezember 1988

Es ist ein großes und viel zu seltenes Glück, einem Menschen wie Helmut Gollwitzer zu begegnen. Er sticht unglaublich ab vom Typ schamponierter aufgemachter Fernsehpolitiker, vom Neusprech, vom geleckten und lackierten Eierlei. Da ist etwas Knorriges, mehr noch vom Volk her als bloß aufs Volk hin Sprechendes, etwas Bäuerliches anklingend in der mundartlichen Färbung der Sprache.

Über sein Wirken unter den Christen werden andere sprechen. In einer marxistischen Zeitschrift ist es angebracht, etwas über seine enorme Bedeutung zu sagen, die er für die atheistischen Teile der Linken hat. Er war der Seelsorger der Studentenbewegung. Seine Freundschaft mit Rudi Dutschke gibt mehr Einblick in jene soziale Bewegung als die meisten Theoriepapiere.

Dabei steht für Gollwitzer das Christliche im Zentrum. Er versteht sich buchstäblich als »Jünger Jesu«, der christlich zu leben versucht. Vielleicht ist es gerade dies, was ihm eine Haltung und eine Wirkung ermöglicht, die weit über die Grenze des Christlichen hinausreichen. Es scheint gerade jene Fähigkeiten zu tragen, die ihn für uns so wichtig gemacht haben. Dies und die Tatsache, in ihm einem christlichen Marxisten zu begegnen, haben viele von uns vor der Begegnung mit der lateinamerikanischen Befreiungstheologie belehrt, die Glaubensfrage im Horizont des Marxismus zu marginalisieren.

Wann kommen wir zu Helmut Gollwitzer? Getrieben von dem Wunsch, er möge für uns sprechen, weil er die Worte findet, die zu den Herzen der Menschen reden, während wir oft nur über Sachen zu sprechen scheinen? Ein wesentlicher Grund. Im Kriegsgefangenenlager in Rußland hat Gollwitzer einst entdeckt, welche Macht über die Seelen er ausübte, wenn er Geschichten erzählte. Die Gabe des Wortes ist ihm wie wenigen gegeben. Aber das ist nicht der einzige und nicht der wichtigste Grund. Wir suchten immer wieder Hilfe, Förderung, Ermutigung bei Gollwitzer, wo wir uns durch das Streben nach Veränderung hinausgeführt fanden ins Ungeschützte, Kalte. Mit dem Tod können wir dann so wenig umgehen wie mit der Liebe. In den Grenzsituationen vermag Gollwitzer, der das Neue nicht weniger erstrebt, es mit den besten Bestrebungen der früheren Generationen zu verknüpfen. Er steht gegen die Seelenlosigkeit der »Moderne«, die auch die sozialistischen Revolutionäre nicht verschont hat.

Dschingis Aitmatow hat das ungelöste Problem, zu dessen Lösung Gollwitzer immer wieder beigetragen hat, am prägnantesten dargestellt. Wie Aitmatow bringt auch Gollwitzer eine radikale Kritik an der Kälte der Moderne, ohne deshalb weder den Impuls der Aufklärung noch das Projekt einer solidarischen Gesellschaft preiszugeben. Unter immer wieder neuen Umständen trägt er dazu bei, der Gegenwart die Vergangenheit zuzuführen, ihr Lust auf eine andere Zukunft zu machen. Diese bedeutende Fähigkeit hat ihn unentbehrlich gemacht.

Vielleicht meinte Ingeborg Drewitz dies, als sie ihre Gratulation zu Deinem 70. Geburtstag mit den Sätzen schloß: »Im Nenner steht immer Menschlichkeit. Ist er ein Christ? (Vielleicht ist das eine ganz unwichtige Frage!?)« W.F.H.

Ariadne

Die Frauen- Krimi-Reihe bei Argument

Kennen Sie Sam Spade oder Phil Marlowe? Man wird sie in Zukunft an ihren weiblichen Kollegen Kate Delafield, Harriet Fordham Croft und Stoner McTavish messen.



Diese Detektivinnen — feministisch, selbstbewußt und unbescheiden — kommen auch aus den großen Ländern des Kriminalromans: England und den USA. Auch sie verfolgen das Verbrechen aus Leidenschaft oder Geldgier, bekämpfen den Verrat. Aber gleich-

Argument



zeitig müssen sich sie gegen männliche Übergriffe verteidigen und ihre neuen Lebensweisen gegen alte Traditionen durchsetzen. Ariadne-Krimis können abonniert werden. Pro Jahr erscheinen drei bis vier Titel.



Günther Anders

Die gewonnene Wette

Frau Nu, die Göttin des Nichts, hatte seit Ewigkeiten dem molussischen Gotte Bamba seine fixe Idee, etwas Seiendes schaffen zu wollen, auszureden versucht, da grundsätzlich, wie sie solide epikurisch argumentierte, OUDEN GIGNETAI EK TOU ME ONTOS, also aus Nichts nichts entstehen könne. Als aber dem Gotte eines Tages dieses unmögliche Kunststück trotz Epikur doch geglückt war, da meinte sie, nachdem sie sich mehrere unbestreitbare Galaxien, die es noch gestern nicht gegeben hatte, um ihr Haupt hatte streichen lassen, da meinte sie also nicht ohne eine gewisse Generosität: »Ableugnen kann ich die Existenz dieser Dinger zwar nicht ...«

»Aber?«

»Aber trotzdem«, antwortete Frau Nu, »gilt Epikur natürlich auch heute noch, und natürlich wird sich das niemals ändern können, daß die Erschaffung solcher ... Dinger und deren Existenz ... absolut unmöglich ist.«

»Aber sie *sind* doch!« verteidigte sich Bamba. »Und das Ding im ganzen« — er streckte seine Arme in alle Himmelsrichtungen — »ist doch schließlich auch!«

»Und?« fragte sie nach einer Pause offenbar unbeeindruckt zurück, nestelte einen kleinen Planeten aus ihrem Haar und begutachtete ihn kopfschüttelnd. »So what?«

»'So what?' Was meinen Sie damit?«

»Ich meine: Ist denn durch diese Tatsache irgendetwas aufgeklärt?«

»Aufgeklärt?«

»Gewiß! Ist denn dadurch aufgeklärt, *wozu* es da ist? Dieses ... wie nennen Sie es denn überhaupt, dieses Ding im ganzen?«

(Verschämt, nach Pause): »'WELT' habe ich es vorerst genannt. Für meinen Privatgebrauch.«

»Ausgerechnet!«

»Vielleicht. — Aber wäre nicht jeder andere Taufname genau so 'ausgerechnet' gewesen? Vielleicht gewöhnt sich die Welt an ihren Namen. Und ... irgendeinen mußte ich ihm doch schließlich geben.«

Das schien der unverschämten Frau Nu, obwohl schließlich *sie* es gewesen war, die sich nach dem Taufnamen erkundigt hatte, nicht so selbstverständlich. »Warum müssen denn Dinge Namen tragen? Sogenannte Namen?« (Pause) »Um so weniger, als sie diese ja niemals kennenlernen können?«

Darauf wußte Bamba natürlich nichts zu antworten. Zwar fühlte er sich versucht, zu erwidern: »Weil, was nicht heißt, noch nicht eigentlich ganz da-ist.« Aber der Wahrheit dieser Antwort war er doch nicht ganz sicher.

»Forget about it!« rief sie abwinkend. »Die Hauptfrage ist das ja eh nicht. Denn die Hauptfrage ist und bleibt ja auf jeden Fall die Wozu-Frage. Also: *Wozu soll oder könnte die Existenz dieses Dinges überhaupt gut sein?*«

Da Bamba sich von neuem schämte, diesmal davor, wahrheitsgemäß zuzugeben, daß er das besagte Ding allein deshalb angeschafft habe, weil es ihm unheimlich geworden wäre, ewig allein herumzuexistieren; und weil er es schließ-

lich satt hatte, mit seinen zwei Händen, die ihm, weiß der Himmel von wem, nun einmal mitgegeben worden waren, einem Opernsänger gleich ewig sinnlos im leeren Raum herumzuzuchteln ...

Statt also diesen wahren und plausiblen Grund zuzugeben, antwortete er völlig anders. Ganz woandershin ausweichend: »Sie beziehen sich da mit Ihrer Frage«, stotterte er nämlich, »gewiß auf die berühmte Heideggerformel: 'Warum Seiendes ist und nicht vielmehr nichts?'«

»Schau mal einer an!« rief sie da fröhlich überrascht, denn sie hatte ihn für total analphabetisch gehalten. »Alle Achtung! — Freilich, daß dieser Ausdruck von Heidegger stammen solle, das ist nun doch wohl ein bißchen abwegig.«

»Ach! Wie nennen Sie denn die Frage?«

»Aber ich bitte Sie gar schön, Herr Bamba, Sie werden doch nicht im Ernst meinen, daß diese Frage erst von Heidegger gefunden oder erfunden worden sei. Der Wortlaut stammt ja schon — was der Heidegger gewiß nicht bestritten hätte, von Leibniz!«

»Wer war denn das?«

»Never mind.«

»Und der hat diese Frage erfunden?«

»Gefunden wäre wohl zutreffender.«

»Und wann hat er das getan?«

»Dafür war ein bestimmter Zeitpunkt gar nicht erforderlich, denn die Frage ist vermutlich zeitunabhängig.«

»Was heißt das?«

»Daß sie zu jedem Zeitpunkt hatte oder hätte aufsteigen können!«

»Ich bitte Sie gar schön! Vor meiner Zeit hatte oder hätte sie doch ganz gewiß nicht gefragt werden können!«

Darauf antwortete Frau Nu nur mit einem Achselzucken: »Jedenfalls ist sie immer wieder neu gefunden worden. Und was unseren Leibniz betrifft, so hat der sie vor circa 300 Jahren gefunden.«

»Sowas!«

»Was ist daran so verblüffend?«

»Also vielleicht zu einer Zeit, in der ich mir die Welt noch gar nicht angeschafft hatte? Oder in der sogar ... ich selbst noch gar nicht dagewesen war?«

Auf diese krausen metaphysischen Gedanken ließ sich Frau Nu vernünftigerweise nicht weiter ein. »Die diversen Daten«, meinte sie dann verächtlich, »sind mir nicht so präsent. Um so weniger, als ich ohne Kalender und ohne Uhr lebe. Weil sich solches Zeug bei mir erübrigt.«

Bamba blickte automatisch auf seine schöne Armbanduhr. »Ich verstehe«, behauptete er.

»Gar nichts verstehen Sie! — Jedenfalls können sie in Leibniz' *Principes de la nature*, No 7, nachlesen, daß die erste Frage, die zu stellen wir das Recht hätten, laute: *pourquoi il y a plus tôt quelque chose que rien?*«

Bamba war von neuem fassungslos. Schließlich schüttelte er seinen Kopf. »Aber meine Frage war das ja nicht gewesen. Denn ehe ich die, entschuldigen Sie schon, also die sogenannte 'Welt' anschaffte, hatte ich ja umgekehrt gefragt, *pourquoi il n'y a rien du tout plutôt que quelque chose?*«

Sich auf diese ehrenrührige Variante einzulassen, kam für Frau Nu natürlich nicht in Frage. »Im übrigen«, meinte sie statt dessen mit gespielter Beiläufigkeit, »ist Leibniz' Frage auch nicht entscheidend. Jedenfalls nicht identisch mit jener, die ich gemeint hatte.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich ja nicht nach der Ursache Ihres 'Seienden' gefragt hatte. Sondern (was Leibniz' Wörtchen 'pour quoi' ja eigentlich auch schon angezeigt hatte) nach dessen *Bewandtnis*, nach dessen *causa finalis*. Also: *Wozu oder für wen oder für was es gut sein soll, mindestens gut sein könnte, daß es ...* wie hatten Sie Ihr Dingsda genannt?«

»Welt«, hauchte Bamba, etwas geniert, da auch ihm nun der Name bereits ein bißchen beliebig klang.

»... also wofür es gut sein soll, daß es eine 'Welt' gibt?«

»Pardon!«, rief da Bamba, plötzlich wieder selbstsicherer. »Eine Welt? Was soll denn 'eine Welt' bedeuten?«

»Sondern?« fragte Frau Nu stirnrunzelnd.

»Die Welt!«

»Und warum die?«

»Weil es, wenn es überhaupt Welt geben kann, nur eine einzige geben kann. Weil die dann *die* ist. Weil es *die* gibt oder *keine!*«

Die Wichtigkeit dieser mit dem Brustton der Überzeugung geäußerten metaphysischen Erklärung ist zwar unbestreitbar. Aber ebenso unbestreitbar, daß er sich durch diese um Frau Nus Kardinalfrage, wofür das Dasein einer (oder der) Welt »gut sein« sollte, gedrückt hatte.

Frau Nu ließ sich durch Bambas kosmologische Deklaration nicht weiter beeindruckt. Wichtig war ihr allein, daß er vor der Hauptfrage ausgerissen war. Vermutlich hielt sie seine mit so viel Überzeugung vorgetragene Erklärung für bloße Wortklauberei. »Hatt' ich's doch gewußt«, rief sie schadenfroh, »daß Sie auf meine Frage nicht antworten würden!«

»Auf welche Frage?«

»Nun, auf die Frage, wofür es gut sein sollte, daß es eine Welt gibt!«

Aber auf diese Frage antwortete er nicht.

»Wetten, Herr Bamba, daß Sie diese Frage *niemals* beantworten werden? Weil Sie das eben nicht können? Weil das eben schlechthin unmöglich ist? Grundsätzlich?«

Der Gott Bamba dachte zwar insgeheim, »können könnt' ich's schon!« Aber der wahre Grund: daß er, wenn er ohne Welt bliebe, vor langer Weile veröden würde und eingehen — was ging das die Alte an? Und so blieb er stumm.

Dadurch ist es geschehen, daß bis zum heutigen Tage Frau Nu ihre Wette gewonnen hat. Das Wozu des Daseins der sogenannten »Welt« ist jedenfalls seit diesem Gespräch um keinen Gran durchsichtiger oder bekannter geworden als es damals gewesen war. Und gewiß wird sich darin auch künftig nie mehr etwas ändern. Unsere Urenkel, sofern es solche noch geben sollte, werden die Antwort auf diese Frage, die Frage aller Fragen, genau so wenig geben können wie Frau Nu. Antwortlos werden wir weiterfahren müssen. In infinitum. Oder aber bald ins Finite.

Dorothee Sölle

Die Russen kommen

Ein Freund in einem dorf in Nicaragua
konnte das licht im haus nicht finden
suchte und fluchte eine lange zeit
bis er die birne entdeckte
und sie andrehte
es wurde hell und er sah
die kyrillischen buchstaben auf der birne
mit dem in unsern ländern üblichen erschrecken
hätt' ich denn lieber fragte er sich
daß es dunkel bleibt

Donna Haraway

Von Affen und Müttern

Eine Allegorie für das Atomzeitalter*

»Ich wende mich Koko zu: 'Bist du ein Tier oder eine Person?'
Koko antwortet ohne Zögern: 'Schönes Gorilla Tier.'
(Patterson 1978, 465)

Kommunikation: Die Natur des sozialen Geschlechts und seine Bedeutung für die Sieben Schwestern¹

Um eine neunjährige finanzielle Unterstützung der TV-Sondersendungen der *National Geographic Society*² gebühlich hervorzuheben, setzte die *Gulf Oil Corporation* im Jahre 1984 eine Anzeige in die Zeitschrift des *American Museum of Natural History*. Diese Anzeige trug den Titel »Einander verstehen ist alles« (*Natural History*, Februar 1984). Die Sondersendungen von *National Geographic* sind mehrfach mit dem *EMMY* ausgezeichnet worden und gehören zu den meistgesehenen Sendungen der Fernsehgeschichte. Es sind dies nicht nur allgemein beliebte Quellen, die Lust am Sehen und Erzählen vermitteln, sondern auch pädagogisch verwendbare Dokumentaraufnahmen, die Genauigkeit und hohe Qualität versprechen. So ist es nicht erstaunlich, daß sie in den pädagogischen Institutionen — von der Grundschule bis zur Universität — eine bedeutsame Rolle spielen. Fünf dieser Programme beschäftigten sich mit nicht-menschlichen Primaten: *Miss Goodall and the Wild Chimpanzees* (1965), *Monkeys, Apes, and Man* (1971), *Search for the Great Apes* (1975), *Gorilla* (1981) und *Among the Wild Chimpanzees* (1984). Die ganzseitig-farbige Anzeige der *Gulf Oil Corporation* wurde zur Hälfte von einem Photo eingenommen, das zwei Hände und Handgelenke zeigt, die, von entgegengesetzten Seiten kommend, sich in zarter Verschränkung treffen. Die Hände sind von einprägsamer Sinnlichkeit; sie füllen den Raum aus, in dem sie sich zusammenfinden. Die eine Hand ist weiß, jung und besitzt gepflegte Fingernägel. Die andere, von etwa vergleichbarer Größe, ist braun, behaart und zeigt Spuren eines härteren Lebens. Beide Hände sind offen und verletzlich. »Mit einer spontanen Geste des Vertrauens umfaßt ein Schimpanse in der Wildnis von Tansania mit seiner lederrauen Hand eine andere: die von Jane Goodall — ein reicher Lohn für Dr. Goodalls jahrelange Geduld.« (Anzeigentext).

Verständnis, Berührung, Kommunikation, Spontaneität — das sind die offenkundigen Themen. (...) In dieser Anzeige von *Gulf Oil* und *National Geographic* verspricht das Geschöpf, das aus der »Wildnis von Tansania« über die weiße Seite

* Aus: *Primate Visions — Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science*. Routledge, New York (erscheint Frühjahr 1989).

seine Hand nach Jane Goodall ausstreckt, Kommunikation: das besondere Vorbeugemittel gegen Streß. »Einander verstehen ist alles.« Nicht Verfall ist die Drohung der Nachkriegsepoche, sondern mißglückende Kommunikation, die Dysfunktionalität gestreßter Systeme. Die Phantasie entzündet sich an der Sprache, an Bedeutungen, die unmittelbar sich mitteilen können. *Gulf Oil* erklärt: »Es ist unser Ziel, die Neugier auf die Welt und die zerbrechliche Komplexität der natürlichen Ordnung zu wecken; diese Neugier durch Beobachtung und Wissenserweiterung zu befriedigen; den Ort des Menschen im ökologischen System und seine Verantwortung für dieses verstehbar zu machen — vor dem Hintergrund der einfachen Theorie, daß kein denkendes Wesen sich an der Zerstörung von etwas beteiligen kann, dessen Wert ihm einleuchtet.« (Anzeigentext) Das ist die Kommunikation, die uns die Wissenschaft verspricht, die in der leichten Verschiebung im Anzeigentext von *Jane Goodall* zu *Dr. Goodall* in Erscheinung tritt.

Angesichts dieser Umarmung zweier Hände, angesichts dieser Begegnung von Mensch und Schimpanse, drängt sich unausweichlich die Frage auf: Was ruft Spontanität hervor? Worin besteht die Geschichte dieser Berührung? (...) Zugleich liegt es nahe, diese Fragen auf andere Art zu stellen: Wann kann die (weiße) Frau und der (fast menschliche) Affe am besten die Art, den Menschen repräsentieren? Wie funktionieren die Kodierungen von Rasse, Art, sozialem Geschlecht und Wissenschaft, um die Natur in den Kontext des post-kolonialen und multinationalen Kapitalismus erneut einzufügen?

Im gleichen Jahr, als der Ölriese (*Gulf Oil* gehört zu den Sieben Schwestern) die Sponsorenrolle für jene Fernsehsendungen aufnahm, füllte er die Schlagzeilen der Presse, weil er in einige größere Bestechungsskandale mit US-amerikanischen und ausländischen Politikern verwickelt war. Diese Machenschaften hatten den Rücktritt des Aufsichtsratsvorsitzenden zur Folge. Aber die siebziger Jahre waren für *Gulf Oil* nicht nur skandalträchtig, sondern auch ökonomisch verheerend. Die Ursache war die Bildung der OPEC (der Organisation erdölexportierender Länder) und die darauf folgende Übernahme aller ihrer Ölfelder durch Kuwait. Aus dem unschlagbaren Kampfgefährten von *British Petroleum*, der über die reichen Ölvorkommen eines kleinen Landes im Mittleren Osten herrschte und aus diesen Mitte der siebziger Jahre mehr als eine Million Dollar Gewinn pro Tag abschöpfte, wurde ein Bittsteller, der eine selbstbewußte kuwaitische Regierung höflichst um Rohöl ersuchen mußte. (Moskowitz 1980, 506-10) Die Jahre, in denen sich das Interesse der Medien auf das System internationaler Ölgewinne und Ölpolitik richtete, die Jahre, in denen das Bewußtsein der Massen zum ersten Mal von der »Energiekrise« Notiz nahm — diese Jahre waren Augenzeugen einer neuen Form der Anzeigengestaltung, die von den Energie- und Ölmultis ausging. In diesen Anzeigen leuchtete die unverdorbenere Natur, wurde die Umwelt durch die aufgeklärten und wissenschaftlich abgesicherten Praktiken der multinationalen Konzerne geschützt und wiederhergestellt. Es war genau die richtige Zeit für *Gulf Oil*, sich die Behauptung nutzbar zu machen, daß »kein denkendes Wesen sich an der Zerstörung von etwas beteiligen kann, dessen Wert ihm einleuchtet. (...) Die Verbindung mit der *National Geographic Society* und den TV-Sondersendungen ist nur ein Aspekt von *Gulfs*

lebhaften Bemühungen um die Umwelt. Aber es ist ein besonders herausragender.« (Anzeigentext).

Das Bündnis der führenden Konzerne der industriell-kapitalistischen Welt mit der Wissenschaft ist nicht neu; ebensowenig das Interesse, das die großen Ölmagnaten für die Unterstützung von Forschung, Entdeckung und Wissensvermittlung gezeigt haben. Vor dem Zweiten Weltkrieg wurde der Aufbau der modernen Biologie und Medizin nahezu vollständig von der *Rockefeller Foundation* bezahlt. Und schon weit vor der Entstehung des Industriekapitalismus entwickelte sich die Wissenschaft Hand in Hand mit der sich herausbildenden Warenwelt; »Unser wichtigstes Produkt heißt Fortschritt« (Westinghouse). Doch die Naturbilder, die sich im frühmodernen Europa herauszukristallisieren begannen, und deren Brutalität und Zwanghaftigkeit sich zunehmend verstärkte, unterlagen anderen Kodierungen als *Gulf Oil's* zutiefst vertrauenerweckende Berührung. Der Begriff des sozialen Geschlechts ist der offensichtliche Schlüssel für diese Kodierungen. Der verborgene Schlüssel liegt in der Uneindeutigkeit des Unterschiedes zwischen jenen menschlichen Rassen, denen der Kolonialismus den Stempel naturgebundenen Lebens aufdrückte, und den nicht-menschlichen Arten, deren Berührung so begehrt wird — ein Thema, das in der Nachkriegsepoche die Fernsehsendungen, die Fotografien und die Artikel von *National Geographic* durchzieht.

In ihrem Buch *The Death of Nature* zeigt Carolyn Merchant die zentrale Bedeutung der Identität von Weiblichkeit und Natur bei der Geburt des westlichen Kapitalismus. Die historische Rekonstruktion der westlich-männlichen Vorstellungswelt mit ihren weitreichenden Folgen und die Verbindung vermännlichten menschlichen Ehrgeizes mit den Diskursen von Wissenschaft und Technologie führten zur Rekodierung einer mater-iellen Erde. Dies war die Rechtfertigung für den männlich-potenten Liebhaber/Handelnden/Wissenden, immer tiefer einzudringen und unnachgiebig zu entschleiern. Dieses tiefere Eindringen, das bei der »Geburt« des modernen Kapitalismus und der modernen Wissenschaft von einem expandierenden Europa auf der imaginären und der praktischen Ebene in Szene gesetzt wurde, hat einen geschlossenen Kosmos für immer zerbrochen. Zugleich erzeugte es jene technologischen und imaginativen Entwürfe, Ängste und Begierden, durch die der zerbrochene Erdball in einer Neuschöpfung des Paradieses wieder zur Gänze gefügt oder ein Entfliehen seiner Schwerkraft endgültig in einen rein abstrakten Raum ermöglicht werden sollte. Von »Anbeginn« an war die Wissenschaft mit dem Kode des Sinnlich-Erotischen versehen worden: Der Wissende vollführte den Liebesakt mit aller ihm zur Verfügung stehenden Macht. Ausführung und Objekt des Liebesaktes konnten sich ändern (vgl. Keller 1985), aber bis vor kurzem war es keine Frage, daß der Wissende in seinen Beziehungen zur Erde und zu den natürlich-technischen Objekten, die die Fruchtbarkeit seines Geistes und seiner Hände aus ihren Rohmaterialien erschufen, sozial männlichen Geschlechts sein mußte. (...)

Aber die Anzeige von *Gulf Oil* und die Sondersendungen von *National Geographic* machen den Wandel deutlich. Jane Goodall ist Wissenschaftlerin, nicht das geliebte oder verborgene Objekt der Wiß/Begierde. Eine ganz offensichtlich weibliche und weiße Dr. Goodall führt den Fernsehzuschauer in die *ars erotica*

der Wissenschaft ein, in der »der Ort des Menschen im ökologischen System und seine Verantwortung für dieses« sichergestellt werden kann (Anzeigentext). Was ihre Kunst der Beobachtung entdeckt — eine Kunst, von der es heißt, sie erfordere jahrelange Geduld und führe zu stillen Triumphen —, ist eine ausgefeilte Technologie der gemeinsamen, erdhaften Berührung. Jane Goodalls Berührung trug den Charakter der Erlösung; ihre Macht rettete jene, denen die Wiederholung ihrer ursprünglichen Handlungen nicht gestattet werden konnte, wenn die Wildheit der Tiere und die Sicherheit der Menschen bewahrt werden sollten. Dr. Jane Goodall bewohnt die eine Hälfte jenes Systems der Begierden und Wünsche, die von der modernen Wissenschaft und Technologie hervorgebracht wird: Es ist die Hälfte, die davon träumt, den zerbrochenen Kosmos wieder zur Gänze zu fügen. Dieser Kosmos ist in seiner natürlich-technischen Form als Ökosystem bekannt.

Primaten im Weltraum

Die zweite Hälfte dieses Systems der Wünsche und Begierden hält für seine Einwohner einen anderen Ort bereit — nicht das Ökosystem, sondern den außerirdischen »Weltraum«. Ökosysteme sind immer spezifischer Natur; ein Beispiel wäre der Laubwald der gemäßigten Zonen, ein anderes der tropische Regenwald. Jane Goodall begab sich in das mythische Ökosystem der »Wildnis Tansanias« — mythisch, weil es an das ursprüngliche Paradies denken läßt, aus dem ihresgleichen einst ausgestoßen wurden, und zu dem sie nun zurückkehrt, um mit den heutigen Bewohnern gemeinsam das Überleben zu lernen. Die afrikanische Wildnis ist mit den Kodierungen des Dichten, Feuchten und Körperlichen verbunden, voller sinnlicher Kreaturen, deren Berührungen so intim wie intensiv sind. Im Gegensatz dazu wird das Außerirdische als etwas völlig Allgemeines vorgestellt: hier geht es darum, vom begrenzten Erdball in ein Anti-Ökosystem zu fliehen, das einfach »(Welt-)Raum« genannt wird. Dieser Raum hat keine Bedeutung für den Ursprung des Menschen auf der Erde, sondern für »seine« Zukunft; Vergangenheit und Zukunft aber sind die beiden allochronen (nicht-gegenwärtigen) Schlüsselzeiten der Heilsgeschichte. »(Welt-)Raum« hat formale Eigenschaften, z.B. kann er wie eine topologische mathematische Figur als gekrümmt konstruiert werden. Der Weltraum und die Tropen sind u/topische Figuren westlicher Einbildungskraft, und ihre entgegengesetzten Eigenschaften deuten in dialektischer Weise auf Ursprung und Ende jenes Geschöpfes, dessen weltliches Leben sich außerhalb von beiden abspielt: auf den zivilisierten Menschen. Der Weltraum und die Tropen sind »allotopisch«, d.h. »woanders«: Orte, die der Reisende aufsucht, um das Gefährliche und das Heilige zu finden.

Die ersten Primaten, die jenen abstrakten Ort, der »Weltraum« genannt wird, erreichten, waren Affen und Menschenaffen. 1949 überlebte ein Rhesus-Affe einen Flug von 83 Meilen Höhe. 1960 gelangte Jane Goodall in der »Wildnis von Tansania« an, um David Greybeard und Flo und den anderen berühmten *Gobe Stream*-Schimpansen von Angesicht zu Angesicht zu begegnen und ihnen Namen zu geben. 1965 wurden diese Schimpansen dem Fernsehpublikum der *National Geographic*-Sendungen vorgestellt. 1961 wurde der Schimpanse HAM im Rahmen des bemannten Raumfahrtprogramms der USA in eine erdnahe Umlaufbahn

geschossen. HAM war für seine Aufgabe auf der *Holloman Air Force Base* trainiert worden. Dieser Stützpunkt liegt 20 Autominuten von Alamogordo (New Mexico) entfernt, unweit des Geländes, wo 1945 die erste Atombombenexplosion stattgefunden hatte. Der Name HAM läßt unvermeidlich an Noahs jüngsten und einzigen schwarzen Sohn denken. Doch stammt der Name des Schimpansen aus einem völlig anderen Kontext: Er ist ein Akronym für die wissenschaftlich-militärische Institution, die ihn in den Raum schoß, *Holloman Aero-Medical*. Der Bogen, den sein Flug beschrieb, ist die Spur des Entstehungsweges der modernen Wissenschaft: die Parabel, der konische Schnitt: (...) HAM erhielt seinen Namen erst nach seiner Rückkehr zur Erde. Vor seinem erfolgreichen Flug war er nur als Nr. 65 bekannt gewesen. Im Falle eines Mißlingens der Aktion wollten die menschlichen Befehlshaber die öffentliche Anteilnahme am Tod eines berühmten und namentlich bekannten (wenn auch nicht völlig menschlichen) Astronauten vermeiden. Tatsächlich hatte das Personal, das ihn trainierte, einen Namen für Nr. 65. Er wurde Chop Chop Chang genannt, was an jenen beeindruckenden Rassismus (der Raserei) denken läßt, an dem teilzunehmen die anderen Primaten gezwungen wurden. Das Ersatzkind des Weltraumrennens/der Weltraumrasse³ war, wie das *Time-Life*-Sachbuch *Primates* es ausdrückte, ein »Stellvertreter des Menschen in der Eroberung des Weltraums.« (Eimerl/DeVore 1965, 173). HAMs hominide Vettern würden die geschlossene parabolische Figur überwinden.

HAM, seine menschlichen Vettern und Artgenossen und deren weltumspannende und systemvernetzende Technologie waren eingebunden in eine sich neu formierende Konstitution von Männlichkeit, die sich der Bilder und Begriffe des Kalten Krieges und des Weltraumwettrennens bediente. (...) Menschen und Schimpansen waren auf dem gleichen Kampffeld des Kalten Krieges gefangen, auf dem die Heldenbilder des männlichen, todesverachtenden und hervorragend ausgebildeten Bomberpiloten alten Typs überflüssig wurden, um durch die medienräftige Routine der *Apollo*- und *Mercury*-Projekte und ihrer Nachfolger ersetzt zu werden. Sowjetische Primaten von beiden Seiten der Hominisationslinie flogen mit ihren US-amerikanischen Halbbrüdern um die Wette in die außerirdische Umlaufbahn. Die Raumschiffe und die damit verbundenen Technologien, die Tiere und Menschen wurden zu einer neuen Form historischer Entität zusammengefaßt — Kyborgs auf dem Kampfplatz des Krieges, der Wissenschaft und der Pop-Kultur. (...)

HAM ist ein Kyborg, das vollkommene Kind des Weltraums. Ein Kyborg, in linguistischer und materieller Hinsicht eine Kreuzung von kybernetischer Technik mit einem *Organismus*, ist seit den fünfziger Jahren eine Zwittergestalt der Science-Fiction-Welt, zugleich aber und in derselben konkreten historischen Epoche eine machtvolle gesellschaftliche und wissenschaftliche Realität (Haraway 1984). Wie jede Technologie von Bedeutung, ist ein Kyborg zugleich Mythos und Werkzeug, Repräsentation und Instrument, gefrorener Moment und vielsagendes Abbild der gesellschaftlichen und imaginativen Wirklichkeit. Ein Kyborg existiert dann, wenn zwei Arten der Grenzziehung zugleich problematisch werden: 1. die Grenzziehung zwischen Tieren (oder anderen Organismen) und Menschen, und 2. die Grenzziehung zwischen selbstgesteuerten Maschinen

(Robotern) und — speziell menschlichen — Organismen (Modellen von Autonomie). Es kann kaum ein bezeichnenderes ikonisches Bild geben als jenen mit Elektroden bestückten Schimpansen, der, ein Stellvertreter des »Menschen«, von der Erde abhebt, während sein Artgenosse im Dschungel »in einer spontanen Geste des Vertrauens« die Hand einer Wissenschaftlerin mit Namen Jane umfaßt — und das in einer Anzeige der *Gulf Oil Corporation*, die »den Ort des Menschen im ökologischen System« zeigt (Anzeigentext). Der Schimpanse — »eingeboren« und »außerirdisch« — ist ein privilegiertes natürlich-technisches Erkenntnisobjekt des späten zwanzigsten Jahrhunderts. An dem einen Ende von Raum und Zeit ist der Schimpanse das Kommunikationsmodell für das gestreßte, ökologisch bedrohte und bedrohende menschliche Wesen. Am anderen Ende ist der ET-Schimpanse⁴ das Modell für gesellschaftliche und technische kybernetische Kommunikationssysteme, die es dem »Menschen« erlauben, zugleich der Großstadt und dem Dschungel zu entkommen. Das aber funktioniert vermittelt eines Entwurfs in die Zukunft, den die sozial-technischen Systeme des »Informationszeitalters« im erdumspannenden Kontext eines befürchteten nuklearen Krieges möglich machen. (...)

Träume(n) von einer gemeinsamen Sprache

Es gibt also die »spontane« Geste gegenüber dem weißen weiblichen Menschen, es gibt den ET-Kyborg (die organismische Maschine als Kommunikationsverbindung), und es gibt die »natürlichen« ethologischen Signal- und Zeichensysteme. Doch darüber hinaus formt der Schimpanse in dieser Zeit, da die westliche Welt von Kommunikation besessen ist, noch ein viertes Modell, um mit menschlichen Wesen in Verbindung zu treten, und zwar in der Benutzung der amerikanischen Zeichensprache (*American Sign Language; Ameslan*). Ironischerweise beruht bei dieser Suche nach Verbindungen jedes der vier Kommunikationsmodelle auf einer grundlegenden Grenzüberschreitung: 1. wird der Mensch durch die Frau repräsentiert; 2. gebiert der Weltraum die männlich-reproduktiven Zwitterwesen von Organismus und Maschine; 3. wird natürliche Kommunikation theoretisch als durch Impulse gesteuertes kybernetisches Signalsystem gefaßt; 4. geht es um Tiersprache. (...)

Für die Untersuchung der Fähigkeit von Menschenaffen, menschliche Sprachen zu lernen und zu benutzen, hat es viele wissenschaftliche Begründungen gegeben. Doch war es Birute Galdikas, die in einer Titelgeschichte von *National Geographic* über ihre Feldarbeit und Renaturalisierungsversuche mit Orang-Utans in Indonesien die vielleicht tiefstliegende Motivation ausgedrückt hat. Galdikas hatte Gary Shapiro eingeladen, der dem Orang-Utan Sugito *Ameslan* beibringen sollte. Shapiro hatte bereits Erfahrungen im Sprachunterricht mit gefangenen Affen, darunter Washoe. Galdikas erklärte: »Ich habe es oft bedauert, daß ich niemals in der Lage sein würde, mit Sugito zu sprechen, damit ich untersuchen könnte, wie er die Welt wahrnimmt und interpretiert. Wenn wir aber den Orang-Utans in ihrer natürlichen Umgebung Zeichensprache beibringen, könnten wir herausfinden, was für *sie* (und weniger für uns) wichtig ist.« (Galdikas 1980, 845) So träumen die Ethnographen von Repräsentation: sie sehen und er-

kennen die Welt aus dem Blickwinkel eines anderen. Daß die Sprache diese Gnade nicht einmal Menschen der »gleichen« Kultur gewährt, konnte die Vorstellung von einer artübergreifenden Gemeinschaft nicht untergraben. Jedoch vermerkte Galdikas' Bericht in *National Geographic* pädagogische Probleme. Sugito hatte eine von Menschen geprägte Kindheit erfahren und war Galdikas' erstes Orang-Utan-Kind und ihr Liebling gewesen. Zudem machte Sugito die Adoleszenzphase durch und war verwirrt hinsichtlich seiner artbiologischen (nicht aber seiner sexuellen) Identität. So betrachtete er Gary Shapiro als männlichen Rivalen und lernte überhaupt nichts. Shapiro fand eine geeignetere Schülerin in einem erwachsenen Weibchen mit Namen Rinnie, das früher in Gefangenschaft gelebt hatte. Shapiro durchschwamm den Fluß und brachte ihr die Zeichensprache in ihrer Heimstatt, dem Urwald, bei; und da sie keinen Beschränkungen unterlag, fand der Unterricht auf »freiwilliger« Basis statt. Sie lernte schnell, beschränkte die Unterhaltung aber auf Nahrungsprobleme. Ethnographie ist oft desillusionierend gewesen (ebd., 845ff.).

Es stellte sich heraus, daß Sugito, den Galdikas' Ehemann »eines deiner Orang-Kinder« nannte, andere in der Renaturalisierung befindliche Orang-Utans umgebracht hatte, weil er vermutlich auf sie eifersüchtig gewesen war. Dies und seine schwierige männliche Adoleszenz führten dazu, daß er in eine weiter entfernte Gegend des Waldes verbannt wurde (ebd., 846). »Sugito war etwas ganz anderes. Vielleicht stimmte die biblische Analogie: Von einer Menschenmutter großgezogen und der menschlichen Kultur ausgesetzt, hatte er vom »Baum der Erkenntnis« gegessen und seine Orang-Utan-Unschuld verloren« (ebd., 832). Ironischerweise wurde Sugitos Verwirrung hinsichtlich seiner Artzugehörigkeit, seine »Hominisation«, der Grund dafür, daß er so weit wie möglich vom Schauplatz seiner »Renaturalisierung« entfernt wurde; denn dieser Ort war der Kampfplatz seiner miteinander verbundenen Verbrechen — Artgenossenmord und sexuelle Verwirrung — geworden. In Galdikas' Bericht war die sexuelle Verwirrung Ergebnis der Überschreitung von artbiologischen, nicht aber von sexuellen Grenzen. In gleicher Weise wurde der Mord an seinen Artgenossen in eine Geschichte der Überschreitung seiner natürlichen Gemeinschaft (oder besser des Fehlens derselben) eingebaut. In der Natur leben männliche Orang-Utans meist als Einzelgänger, was vielleicht auf Gewohnheiten der Nahrungsaufnahme bei körperlich großen Pflanzenfressern zurückzuführen ist. Sugito, dessen Erziehung stark von Menschen geprägt war, geriet in seiner Reifephase unter starken sozialen Streß, zu dem auch eine die Artgrenzen überschreitende sexuelle Rivalität gehörte. Ähnliche Probleme mit sexueller Identität weisen in Gefangenschaft großgezogene Menschenaffen auf, die eine Vorliebe für der Vermehrung unzutragliche Sexualpartner, nämlich für Menschen, entwickeln. Die Berichte über diese Probleme bieten reiches Quellenmaterial, um die Voreingenommenheit der Wissenschaftler(innen) hinsichtlich der fortpflanzungsfähigen heterosexuellen »Normalität« zu erforschen; gerade in dieser Gefahrenzone des Gartens der Natur häufen sich die Irrungen und Wirrungen. Shapiro arbeitete auch mit einem sehr intelligenten jungen Orang-Utan, Princess, der seinerseits Binti, Galdikas' kleinem Sohn, Zeichen beibrachte (ebd., 846ff.). Galdikas berichtete, daß sie über Bintis fortwährende Nachahmung von Princess besorgt gewesen sei.

Princess und Binti waren unzertrennliche Spielgefährten. Das Titelfoto von *National Geographic* zeigte das Orang- und das weiße Kind zusammen in einer Plastikbadewanne.⁵ »Es hätte sonst keinen Grund zur Sorge gegeben, aber da es im Lager keine anderen Kinder gab, wurden die Orang-Utans die Vorbilder für sein Rollenverhalten. (...) Er sprach Princess nicht an; er gab ihr Zeichen, so wie er es auch mit den Orang-Utans machte, die nicht die Zeichensprache beherrschten.« (Ebd., 848) Obwohl Galdikas neben anderen Sorgen auch Bintis Beißen und andere »tierische« Verhaltensweisen erwähnte, hat das Titelphoto der beiden in einer »Menschen«-Badewanne und der Bericht darüber, wie Binti weniger von seinen Eltern als von einem Affenkind *Sprache* lernt, die Angst auf merkwürdige Weise verschoben. Es schien, als sei der Affe ein unzureichendes *menschliches* Modell für den Orang-Utan-Ersatz, der in Wirklichkeit ein Junge war. Galdikas berichtete, daß Binti später, als er mit Kindern spielte, völlig menschliche Verhaltensweisen entwickelte. Doch Galdikas selbst unterrichtete am Schluß des selben Absatzes die Leser über das Schicksal ihrer Orang-Kinder, die in den Urwald zurückgegangen waren. »Ich sah Akmad und Sobiarsio, meine beiden ursprünglichen weiblichen Riesenbabies, wie sie in der Begleitung von wilden heranwachsenden Männchen den Fluß überquerten. Ich weiß, daß es nur eine Frage der Zeit ist, bis ich wieder 'Großmutter' bin.« (Ebd., 852) Die einfachen Anführungszeichen, die das machtvolle Zeichen *Großmutter* kaum zu halten vermögen, können die Grenze zwischen der Wissenschaftler-Mutter und ihren verschiedenen Arten entstammenden Kindern nicht schließen.

Wissenschaft und soziales Geschlecht sind im narrativen Kontext einer Politik der Reproduktion von Leben vereinigt worden, die sowohl grenzüberschreitend als auch auf zweideutige Weise unschuldig ist. Die »menschliche« (*human*) Suche nach dem Ursprung des »Menschen« (*man*) führte die euroamerikanischen Frauen des späten 20. Jahrhunderts im gefährlichen Augenblick der Entkolonisierung zu den langsam verschwindenden Urwaldparadiesen. Naturbewahrung und -evolution bildeten den expliziten wissenschaftlichen Rahmen für ihre heldinnenhaften Taten; es waren jene Wissenschaftsgebiete, die, indem sie die Vergangenheit konservierten, Bohrwerkzeuge für die Bretter der Zukunft sein wollten. Dort in den Wäldern machten sich die Frauen von *National Geographic* an die Aufgabe, jenen vom kulturellen Übergriff beschädigten Kreaturen die natürliche Wildheit zurückzuerstatten, von denen es in den populär/wissenschaftlichen Berichten des Westens hieß, sie lebten im Grenzbereich von Natur und Kultur. Am Grenzübergang sprachen diese Frauen und ihre Kinder mit den Tieren, was seit dem Sündenfall unmöglich gewesen war. Und jene Ursprungszeit, die der mythischen Sünde voranging, wiederherzustellen und zu erkennen, war das Ziel der Frauen. Eine linguistisch, wissenschaftlich und sexuell bestimmte Konversation — offene und produktive Zeichensysteme — setzten den Austausch zwischen Menschen und Menschenaffen in Gang. Gestört wurde die kommunikative Idylle nur durch das unüberhörbare Geräusch der Bauholzfirmen, die die Wälder rings um die bedrohten Paradiese abholzten. (...)

Aus/Gelesene Geschichte⁶*Der Verkehr zwischen Natur und Kultur*

Wir wollen nun über den präzisen Ort von Affen und Menschen in dieser seltsamen Welt nachdenken, die sich aus dem erdnahen Weltraum, der »Wildnis von Tansania«, Pennys und Kokos Wohnwagen in *Woodside* und einem indonesischen Dschungel zusammensetzt. Die wichtigen Variablen in den Geschichten sind folgende: die biologische Art, das soziale Geschlecht und die symbolische Verortung. In allen bisher erwähnten Versionen der Berichte über Primaten fällt ein erzählerisches Element durch seine Abwesenheit verdächtig ins Auge: Geschichte selbst (*history*). Wir wollen erforschen, wie die Erzählungen über das Leben der Primaten Natur oder Kultur (oder beides) so zur Sprache bringen, daß das Bewußtsein der LeserInnen von Vermittlungen, Geschichte und Konstruktionen ausgeblendet wird.

Dadurch, daß die Schimpansin Koko sich ein Haustier (Katze) hält und ihm überdies noch einen Namen gibt, scheint sie in der Kultur, im Bereich des Menschlichen verortet zu sein. Daraus wird die Lehre gezogen, daß sie den »Menschen« gleicht. Doch nicht »Menschen« allgemein halten Haustiere, sondern nur Mitglieder bestimmter Industriegesellschaften. Andere Völker und Zeiten (man denke etwa an Bauernschaft und Adel im Europa der Feudalzeit) beziehen sich völlig anders auf Tiere. Doch die Geschichte von Koko und Ball vermittelt den LeserInnen nicht, das Gorillaweibchen als Mitglied einer spätindustriellen Kultur zu sehen, die Tiere in einer bestimmten historischen Form — nämlich als Haustiere — konstruiert und hervorbringt. Darüber hinaus wird Koko mit den Attributen von Kamera, Spiegel und Buch ausgestattet — eine Ausstattung, die ihr die »menschliche« Eigenschaft des Ich-Bewußtseins zu verleihen scheint. Ein »Ich« ist eine komplexe geschichtliche Konstruktion, die sich in den Formen, mit denen Koko gekennzeichnet wird, im Kapitalismus herausbildete, und zwar durch die Entwicklung von Rasse, Klasse und sozialem Geschlecht (Lowe 1982). Kokos »Ich« scheint durch die politische Theorie und Ökonomie des modernen Westens geformt zu sein — ganz zu schweigen von der Konsumkultur. Das Gorillaweibchen wurde in die Kultur verbracht, ohne daß sie und ihre Gattung zuvor in die Geschichte eingetreten wären. Es ist — im erzählerischen Kontext — die Sprache, die sie von Zootieren unterscheidet, und diese Unterscheidung wird nicht zu spezifischen Konstruktionen des Menschlichen und Tierischen ins Verhältnis gesetzt, sondern von ontologischen Grundhaltungen im verborgenen Rahmen eines Ursprungsmythos determiniert. Gewährleistet wird der Zusammenhalt des Ganzen durch die Achse des Dualismus von Natur und Kultur, die es zugleich verbietet, sich über historische Vermittlungen Rechenschaft abzulegen. (...) Ebenso bedient man sich, wenn man nicht-menschlichen Primaten Namen gibt, einer rhetorischen Schlüsselfigur, um einer besonderen Art von Individualität die Form einer scheinbar zeitlosen und universellen »Ichheit« (*selfhood*) zu verleihen. (...) Für das bürgerliche Individuum ist »Persönlichkeit« die Ergänzung strategischer Rationalität. Beide zusammen bilden das »Ich«. (...)

Alle bisher untersuchten Modelle verorten die Tiere betontermaßen an oder

hinter der Grenze zur »Kultur«. Auf die gleiche Weise werden die Menschen in der vollständigen mythischen Ursprungserzählung an oder hinter der Grenze zur Natur angesiedelt. In den Nachkriegsversionen von *National Geographic* unterziehen sich weiße Frauen den Herausforderungen und Strapazen des forschenden Helden, um eine besondere Gnade zu erlangen: die spontane Berührung durch den Anderen, der die Brücke zwischen »Mensch« und »Tier« schlägt, wobei diese Berührung vom Tier ausgeht und als spontanes und überaus bedeutungsvolles Geschenk dargereicht wird. (...) In einer Art Zwischenstation am Waldrand ist Galdikas damit beschäftigt, Orang-Utans aus dem zivilisatorischen Status von Haustieren in den Naturstand zurückzusetzen. In der (Ver-)Kleidung, die sie trägt, wird ihr Körper zu dem einer Primatenmutter verallgemeinert: Sie ist von Waisen und »Rekonvaleszenten« bedeckt, die sich an sie drängen. Auf dem Titelfoto vom Oktober 1975 zeigt *National Geographic* sie in Begleitung eines kleinen Orang-Utans, der ihre Hand hält, während ein anderes Kleines an ihrem Oberkörper hängt. Das Foto betont ihre Brüste. Der Umschlag vom Januarheft 1970 zeigt ein ähnliches Motiv: Dort wandert Dian Fossey mit zwei Gorilla-Waisen über eine grüne Bergwiese.

Zugleich aber widmet sich Galdikas, wie auch Fossey, dem Studium der wilden Menschenaffen. In dieser Rolle muß sie, wiederum wie Dian Fossey und Jane Goodall, die ersehnte Berührung suchen, weniger um sie zu *erreichen*, als um sie zu *empfangen*. Die Arbeit der Frauen besteht darin, Empfänglichkeit herzustellen, d.h. die Bedingungen hervorzubringen, unter denen das Tier sich nähern kann. 1975 produzierten *Gulf Oil* und *National Geographic* den TV-Film *Search for the Great Apes*. Er zeigt Galdikas, wie sie ihre anstrengende Aufgabe in Angriff nimmt. Man hört, wie das Futter im Wald verteilt wird und sieht die zurückgelassene Losung, die als Zeichen der Gegenwärtigkeit ihrer Beute untersucht wird. Nach drei Jahren, nach über 5000 Stunden der Beobachtung und nach ungeheuer schwierigen Bemühungen, ein erwachsenes Männchen, einen Einzelgänger, den Galdikas und Brindamour (der Fotograf) »Nick« nannten, an sich zu gewöhnen, »am 41. Tag naht sich der Moment, auf den ich nicht zu hoffen wagte. Nick kommt zu uns.« (So der gesprochene Kommentar.) Den Worten folgt eine lange Kameraeinstellung, die Nick zeigt, wie er sich dem Zuschauer nähert. Der Zuschauer nimmt den Blickwinkel von Galdikas und Brindamour ein. Der riesige Orang-Utan füllt den Bildschirm aus und überdeckt den Zuschauer mit seiner körperlichen Präsenz. *Nick* ist es, der den Zuschauer in den Bann der Natur zieht; Galdikas hatte alles in Bewegung gesetzt, um das Geschenk zu empfangen, während Brindamour bereit war, die Szene zu filmen. So sieht die Heilige Familie der Naturwissenschaft nach dem Zweiten Weltkrieg aus. (...)

Shirley Strum, eine andere Autorin von *National Geographic*, war nach Afrika gegangen, um dort Menschenaffen zu beobachten. Ihr Bericht über die erste Berührung durch ein solches Wesen schlug die gleichen Töne an: »Ich beobachtete das Pavianweibchen Naomi, einen meiner Lieblinge, die mit ihrer Freundin Queenie zusammensaß. Als ich mir auf meinem Merkbogen Notizen über Naomis Verhalten machte, fühlte ich plötzlich, wie kleine Hände meinen Rücken berührten. Die Berührung war so sanft, daß ich die Empfindung zunächst gar nicht einordnen konnte. Ich wandte mich langsam um und sah, daß es Robin war,

Naomis zweijährige Tochter, die den dünnen Baumwollstoff meines Hemdes glattstrich. Es war eine Geste, die mich im Innersten aufwühlte.« (Strum 1975, 673)

In all diesen dramatischen Szenen der Berührung nähert sich die Natur dem Menschen (*man*) durch die Frau. Der Mensch wird durch seinen Abgesandten, die Frau, in die Natur versetzt, so wie in der Geschichte von Koko die Menschenaffen durch einen menschlichen weiblichen Abgesandten in die Kultur versetzt werden. Bei beiden Verortungen und Grenzüberschreitungen, die durch Frauen vermittelt wurden, ist Geschichte (*history*) als Artspezifikum ausgeschlossen. Die Erzählungen hatten *Kommunikationsweisen* zum Thema, nicht Geschichte. Und in den vier bisher untersuchten Formen der Kommunikation — der Geste der Berührung, des außerirdischen Kyborg, der ethologischen Signalsprache, dem Gespräch zwischen Mensch und Tier — geht es um Grenzüberschreitungen, um das Schauspiel der die Differenz überwindenden Berührung; es geht *nicht* um die endliche, mit Unterschieden beladene Welt der Geschichte. Der Dualismus von Natur und Kultur leistet innerhalb dieses Kommunikationsrahmens ganze Arbeit, weil beide Begriffe *allochron* sind, d.h. sie existieren in einer Zeit außerhalb der konfliktgeladenen Jetztzeit der Geschichte, in der es viele Differenzen und eher ungesicherte Möglichkeiten der Verständigung gibt.

Eine dreifache Kodierung

Soziales Geschlecht (gender)

In den erwähnten Berichten und Erzählungen wird der Frau ihre kommunikative und vermittelnde Funktion auf Grund eines dreifachen Kodes zugeschrieben, der nur zu einem Teil durch das soziale Geschlecht definiert ist, das hier eine sehr einfache Rolle spielt: die Frau steht der Natur näher als der Mann (*man*) und stellt leichter Vermittlungen her (Ortner 1972). Diese Wirkungsweise des sozialen Geschlechts dient dazu, der Vertreibung des Menschen aus Eden — nach der Entwicklung der Bombe und in der von Vernichtung bedrohten Welt — den Anschein des Endgültigen zu nehmen. Nicht um Transzendenz geht es *National Geographic* in der zweiten Jahrhunderthälfte, sondern um Immanenz, um die Möglichkeit, auf der Erde zu überleben. Der Mann braucht eine größere Distanz, um die Berührung mit der Natur vermitteln zu können; seine Instrumente sind Kamera und Gewehr, sein Mittel ist die Kunst des Ausstopfens von Tieren. Auch in den Artikeln von *National Geographic* bleibt die Kamera fest in der Hand der Männer ... (...) Der weibliche Wissenschaftler von *National Geographic* ist mit dem Auge der Kamera verheiratet oder als unberührte Weise Frau nur mit der Natur in der Berührung durch ein Affenmännchen ehelich liiert. Die Kamera aber ist mit strategischer Vernunft verknüpft, mit einer Technik, die für die Frau schwierig zu handhaben ist; ein Stolperstein, der sie vor dem Ausbruch aus der festgeschriebenen Kategorie bewahrt.

Wissenschaft

(...) Die Frau wird in *National Geographic* auf vielfache Weise als Wissenschaftlerin gekennzeichnet. Alle Artikel und Filme betonen die »Forschungs«aktivitäten

und den Status der Forscherinnen, die entweder Doktorandinnen sind oder bereits einen entsprechenden akademischen Grad besitzen. (...) Die Wissenschaft, die sie betreiben, hat jedoch nichts mit den industriell orientierten Forschungsmaschinerien zu tun, die, wie zuvor bereits in Chemie und Physik, während der Nachkriegsepoche auch in der Biologie auftauchten. Wissenschaft in *National Geographic* steht in Übereinstimmung mit dem sozialen Geschlecht des Wissenschaftlers. Um in dieser Welt Frau und Wissenschaftler zu sein, bedarf es der Geduld und der sensiblen Aufnahmefähigkeit, aber auch des Abenteuergeistes und der Fähigkeit, Strapazen durchzustehen, um ein wichtiges Ziel zu erreichen. Die einem städtischen TV-Publikum präsentierte Wissenschaftlerin ist durch und durch rational und zugleich Vermittlerin von Frieden und Erkenntnis; sie ist jemand, ohne deren Kooperation Natur nicht zur Erfüllung gelangen könnte. Eine solche Wissenschaftlerin nimmt keine Kamera in die Hand; sie wird fotografiert, um von Millionen Menschen angeschaut zu werden. Koko wird eine Ausnahmestellung zugebilligt: sie darf sich im Spiegel fotografieren, damit das Wesen des Menschen auf sie abstrahle. Als Fotografin und Fotografierte ist sie ein ikonisches Bild vollkommener Ganzheit.

Das soziale Geschlecht der Wissenschaftlerin ist ein zentraler Punkt für die Darstellung der Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnis in *National Geographic*. Es werden keine Bilder eines modernen Labors gezeigt, wo »Natur« in linear angeordnete Datenströme übersetzt worden ist. Vielmehr wird im Film *Search for the Great Apes* (1975) zunächst eine halbe Stunde lang vorgeführt, wie Dian Fossey sich bei ihren heldenhaften und einsamen Nachforschungen ein spezifisches Wissen über Natur aneignet, und wie sie schließlich die Hand nach Digit ausstreckt, eine Geste, »die einen Abgrund unermeßlicher Zeit überbrückte«. Gegen Ende des Films wird gezeigt, wie Fossey einer jungen Wissenschaftlerin (Kelly Stewart) das Beobachten von Gorillas beibringt. Der Kommentar verkündet, daß Fossey nunmehr Studenten und Wissenschaftler aus der ganzen Welt zu Gast hat. »Dian gibt ein Vermächtnis von Verstehen und Einsicht weiter, das nur sie besitzt. (...) (Sie) führt eine Handvoll anderer Menschen in eine Welt, die bis heute nur ihr vertraut war.« (Kommentar) Der Film endet mit einer langen Einstellung, die die Augen eines Gorillas zeigt. Fossey übermittelt einer anderen Frau eine Geheimlehre. Die Verbindungen zum *Sub-Department of Animal Behaviour* der Universität Cambridge, wo Kelly Stewart Doktorandin war, werden nicht erwähnt. Das Bild, das der Film zeichnet, ist das einer weisen Frau bei der Initiation einer Neophytin. Die gesellschaftliche Organisation wissenschaftlicher Arbeit in der Gegenwart kann wohl kaum noch systematischer entstellt werden. Doch diese Entstellung wirkt glaubwürdig durch die fortwährende doppelte Kodierung, in der soziales Geschlecht und Wissenschaft miteinander verbunden werden. Um die Botschaft zu verkünden, daß eine intime Verbindung zur Natur weiterhin möglich ist, und vor dem Hintergrund eines traditionelleren *gender*-Kodes von Wissenschaft, der in der Republik des rationalen männlichen Diskurses statthat, zeichnet *Search for the Great Apes* eine geheime Welt des Weiblichen als den Raum, wo Wissenschaft ihre Vollendung findet. (...) ⁷

Rasse

Auch »Rasse«, die weiße Hautfarbe der Frauen, fungiert als Zeichen im System von *National Geographic*. Leitmotivartig sich wiederholende Ausdrücke wie »der eindringende fremde weiße Menschenaffe« (*strange pale ape intruder*) kündigen ein bestimmtes Thema an: Es ist nicht einfach der Mensch, der den Urwald in Gestalt und Körper der weißen Frau betreten hat, sondern es ist der *weiße* Mensch. »Wilde Schimpansen fliehen vor der weißhäutigen Fremden, die in ihr Reich eindringt.« Und: »Es bedeutet, daß die blonde Fremde sich noch nicht nähern kann.« (Kommentar zu *Miss Goodall and the Wild Chimpanzees*, 1965) Es ist der fremde weiße Eindringling, der das Schauspiel der Berührung in Szene setzt. Der Anspruch besteht darin, zu zeigen, daß durch diese Berührung der »Mensch« den Kontakt zu seinem Ursprung und seiner Natur aufnimmt. Doch ist der Höhepunkt (die Berührung) erreicht, verschwindet die anfangs hervorgehobene Qualität der weißen Hautfarbe. Denn würde sie zu nachhaltig betont, wäre die universelle Natur der erlösenden Geste dem Zweifel ausgesetzt. So wird »Rasse« qua Hautfarbe *sotto voce* betont und ist doch zugleich von unabdingbarer Präsenz. Nur allzu laut ausgesprochen werden darf sie nicht, da sonst ihre zentrale Bedeutung als Vorbedingung der Erlösungsphantasie verlorenginge und zum Gegenstand kritischen Nachfragens würde. Andererseits muß an der weißen Hautfarbe festgehalten werden, wenn die Rückkehr des Westens nach Afrika im Augenblick der Entkolonialisierung erzählerisch dargeboten werden soll. Was hier wirklich zur Diskussion steht, ist der westlich-wissenschaftliche, europäisch-euroamerikanische »verallgemeinerte« Mensch/Mann, und zwar nicht durch seine Verkörperung der weißen Frau, sondern durch seine Repräsentation, die sie (die Frau) ist. Er ist durch die Geschichte und durch ein graeco-jüdisches Mythensystem aus der Natur ausgeschlossen worden. Erst vor kurzer Zeit wurde er durch die Entkolonialisierung aus dem Paradies vertrieben und wird vielleicht vom Planeten gejagt, wenn dieser durch ökologische Verwüstung und nuklearen Holocaust der Zerstörung anheimfällt. So ist es denn an der Zeit, den blonden weiblichen Vermittler um Hilfe zu ersuchen, damit die Diskurse des Exterminismus und der Auslöschung im Weltraum und im Dschungel bewältigt werden können.

Es ist kaum möglich, diesem spezifisch »weißen« Dilemma und seinen globalen Folgen mit einer farbigen Frau begegnen zu wollen, wäre sie nun Wissenschaftlerin oder nicht. Der Kode würde keine Wirkung zeitigen. Es wäre seltsam erschienen, den Ausschluß der farbigen Völker der Dritten Welt von der Berührung mit Tieren gerade in dem Moment zu dramatisieren, in dem diese Völker die politische Kontrolle über die Lebensräume der Primaten erlangten. In den sechziger Jahren hatte die Dritte Welt ganz andere Ursprungsgeschichten zu erzählen, die eher von nationaler Selbständigkeit handelten. Und eine *westliche* farbige Frau hätte die kulturelle Besonderheit der Geschichte von der Frau im Urwald zu offensichtlich gemacht, denn die Repräsentation der Zweideutigkeit gekennzeichnete und nicht-gekennzeichnete Kategorien wäre ihr nahezu unmöglich gewesen. Diese Zweideutigkeit aber war für die erzählerische Auflösung des Dilemmas in universelle Begriffe, wie sie die Filme und Berichte von *National Geographic* vorsahen, unbedingt erforderlich. Sowohl das spezifische

Unwohlsein⁸, das weiße Westler in der Nachkriegswelt befiel, als auch die fortgesetzte Gewohnheit dieser Rasse, ihre Geschichte (*history*) als die Geschichte (*story*) der Gattung Mensch zu lesen, wies der Farbe des weißen Menschen/Affen eine hohe Signifikanz zu. Die Farbe war ein hinreichendes Unterscheidungskriterium, um die Schattierungen der Repräsentanzen des »Menschen« an den Rand der direkten Sichtbarkeit zu bringen. Das ist für die Mitglieder einer nicht-gekennzeichneten Kategorie ein außer-ordentlicher (und außerhalb der Ordnung befindlicher) Zustand, der ein gewisses Risiko in sich barg. Denn nun könnte gefragt werden, auf welche Weise die »normale« Unsichtbarkeit der »weißen« Rasse im Gegensatz zur »farbigen« aufrechterhalten wird. Was wird in den ganzen Berichten über Primaten für wen an Rasse sichtbar? Wie konnte in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg, da Rasse als Objekt der Wissenschaft zerfiel, die farbige Rasse auf die Tiere und der allgemeine Status »des« Menschen auf die weiße Frau verschoben werden? Es war mehr als nur die Idiosynkratien⁹ der Lebensgeschichte junger weißer Frauen, die einige von ihnen in den sechziger und siebziger Jahren zu Heroinnen für *National Geographic* werden ließ. (...)

In einer Vielzahl populärer und offiziöser westlicher Diskurse, vielleicht vor allem in ehemaligen Kolonien weißer Siedler (wie etwa den USA), ist *weiß* eine Farbkodierung, mit der Körpern die Eigenschaft zugeschrieben wird, *Geist* zu besitzen. Diese Zuschreibung impliziert symbolische und andere Formen der Macht (man denke etwa an gesellschaftliche Praktiken wie »Intelligenztests«). Dem Körper werden die Kodierungen des Dunklen, Dichten, des weniger Warmen und Hellen und des weniger durch die Zahl Determinierten zugewiesen. Wer würde als Wissenschaftler, als Mathematiker, überhaupt als »Genie« angesehen werden? Da der Körper kein eigenes Ordnungsprinzip besitzt, ist er das geeignete Sub/jekt der Kontrolle und Aneignung. Mit deprimierender Regelmäßigkeit werden Frauen und Tiere dort *als Körper* konstruiert, wo der binäre Kode von Geist und Körper das erzählerische und wissenschaftliche Feld konturiert. Der binäre Kode Mensch/Tier wird von zwei anderen durchschnitten, welche die Möglichkeiten des narrativen Kontexts strukturieren: Geist/Körper und hell/dunkel. In machtdominierten geschichtlichen Räumen vermitteln weiße Frauen zwischen »Mensch« und »Tier«. Farbige Frauen dagegen sind oft so eingebunden in die Kategorie »Tier«, daß sie kaum als Vermittlerinnen fungieren können, jedenfalls nicht in (Kon-)Texten, die innerhalb der weißen Kultur produziert werden. Denn hier werden farbige Frauen durch die dichten Kodierungen »Sex«, »Tier«, »dunkel«, »gefährlich«, »fruchtbar« und »pathologisch« gekennzeichnet. Der revoltierende »Körper« wird oft des irrationalen »Terrorismus« bezichtigt. In den Vereinigten Staaten malt sich die politische Phantasie weißer Menschen folgendes Bild: Terroristen sind dunkelhäutig und Dunkelhäutige sind gefährlich. In der westlichen politischen Theorie bleibt der *Körper* unverbürg(er)t, da er der Rationalität von Sprache und Handeln ermangelt; der Körper ist nur partikulär, nicht allgemein, nicht begeistert, nicht hell. Der Körper ist Sexualität (Frau) im Gegensatz zum Geist (Mensch/Mann); er ist das Dunkle (Farbige) im Gegensatz zum Hellen (Weißen). Der Körper ist Natur gegenüber dem Geist der Kultur; in den Berichten über Primaten wird der Abgrund durch eine weiße Frau überbrückt. (...)

Zusammenfassung und Schluß

In allen diesen Erzählungen werden menschliche Wesen aus wissenschaftlich dominierten Kulturen in die »Natur« versetzt, in der ihre gestische Inszenierung die LeserInnen und ZuschauerInnen von der Sünde unausgesprochener Überschreitungen erlöst und angstbesetzte Vorstellungen von Vereinzelung und Einsamkeit auf einem bedrohten Planeten und für eine durch die Folgen ihrer eigenen Geschichte bedrohten Kultur abmildert. Aber die Filme und Artikel blenden jene politischen Ereignisse vollständig aus, die den Kontext der Texte bilden: die Entkolonisierung und Ausbeutung der sich herausbildenden Dritten Welt, die obligatorisch-normative Heterosexualität, die männliche Herrschaft über zunehmend kriegsorientierte wissenschaftliche Unternehmungen in der industriellen Zivilisation und die auf Rasse gegründete symbolische und institutionelle Organisation wissenschaftlicher Forschung. Stattdessen werden die Schauspiele der Kommunikation, der Ursprünge, des Aussterbens und der Arterhaltung in einer Natur inszeniert, die von Geschichte nicht berührt zu sein scheint. Es geht darum, den »Menschen« nach den Katastrophen der fortgeschrittenen Industrialisierung und besonders nach der Entwicklung der Atombombe zu renaturalisieren. Und genau zu diesem Zweck werden Menschenaffen und (weiße) Menschen sowohl in der »natürlichen« Welt des Urwaldes als auch in der kulturellen Welt von Sprachbenutzern und Haustierhaltern zusammengeführt. Diese Szenerie ist ein zentraler Bestandteil jener Ideologie, die nach dem Zweiten Weltkrieg konstruiert wurde und der es um die Entlastung von »Streß« (verstanden als Kommunikationsstörung) geht. Der Mythos des Zusammenhangs von Natur und Kultur wird durch die opulente filmische Vermittlung tropischer Tiere und weißer Frauen erneut zum Leben erweckt. Es ist der *Mythos*, der den Anschein des Universellen trägt, nicht die ziemlich teure Geschichte, die irgend eine Person den Mitgliedern ihrer Gruppe erzählt.

Und schließlich ist Geschichte auch aus jener Gegend ausgeschlossen, die — weder Natur noch Kultur — jenseits beider Grenzen im Weltraum existiert. Die (Menschen)Affen, die als Kyborgs in Raketen sitzen, sind Produkte einer Kommunikationstechnologie. Doch werden sie dem Massenpublikum nicht als Stellvertreter Kalter Krieger vorgestellt, sondern als Vertreter der »Menschheit«, die tapfer zu einer neuen Welt aufbrechen, welche neue Freiheiten verspricht. Diese neuen Freiheiten, diese neuen Grenzen eines neuen Wilden Westens sind auf der Flucht aus der Geschichte aufgebaut. In diesem Szenarium sind es nicht Urwälder, Zeichensprachen oder Kätzchen, die den geschichtsfreien Ort bezeichnen. Er wird vielmehr durch die Technologie selbst fixiert — in der gefrorenen und fetischisierten Form der künstlichen Gegenstände des Weltraumwettrennens, die die besondere menschliche Wirkungskraft, Herstellungskunst und die gesellschaftlichen Beziehungen verbirgt, welche sowohl den Bau der Maschinen ermöglichten als auch in sie eingebaut sind. Die solchermaßen mystifizierte Technologie reißt ein Schimpansenkind aus allen Zusammenhängen heraus und bezeichnet es durch ein Akronym, HAM (wenn es nicht vorher durch technisches Mißgeschick stirbt). Auf diese Weise wird die Zukunft in den Weltraum geschossen. Hier nun ist die Kodierung durch das soziale Geschlecht auf rigorose Weise

männlich determiniert: es geht um die Flucht des Mannes vor/aus dem Körper. Der Flug in den Weltraum, mitsamt den daran beteiligten Primaten, wird nicht als Kapitel einer umkämpften und partiellen Geschichte (*history*) erzählt, sondern als kosmisches Projekt dargestellt. Die Grenze zwischen Wissenschaft und Science Fiction verwischt sich und setzt ein System von oppositionellen Bedeutungen und Praxen frei, das Geschichte genannt wird.

Aus dem Amerikanischen übersetzt und gekürzt von Michael Haupt

Anmerkungen des Übersetzters

- 1 Sieben Schwestern (*Seven Sisters*) ist eine Bezeichnung für die sieben größten internationalen Ölgesellschaften.
- 2 Stil und Inhalt der Zeitschrift *National Geographic*, die seit 1888 von der *National Geographic Society (NGS)* herausgegeben wird, gehen auf Alexander Grahams Bells Schwiegersohn, Gilbert Grosvenor, zurück, der nach dem Spanisch-Amerikanischen Krieg von 1898 die Herausgeberschaft übernahm. Die Aufgabe von Bell und Grosvenor bestand darin, die *NGS* zu einer wirklich nationalen Gesellschaft zu vereinigen und eine populäre Zeitschrift zu schaffen, die sich stilistisch wie inhaltlich von elitär-wissenschaftlichen Publikationen abhob. Grosvenor hat die editorische Praxis bis 1954 bestimmt, sein Konzept blieb jedoch noch bis in die achtziger Jahre maßgebend und hat sich insgesamt als überaus erfolgreich erwiesen. Sein Rezept bestand in einer popularisierenden Vermischung von Wissenschaft und Abenteuer, die die Leser nicht passiv konsumieren, sondern an der sie aktiv *teilhaben* sollten. Grosvenor rief veritable Mitgliederfamilien ins Leben, die der *NGS* beitrugen und jeden Monat die Zeitschrift bezogen. (Oftmals wurde so eine Mitgliedschaft als Hochzeitsgeschenk überreicht.) Auf diese Weise partizipierte eine ständig wachsende Leserschaft durch ihre Mitgliedsbeiträge auch an den wissenschaftlichen Unternehmungen, die von der *NGS* finanziell unterstützt wurden (wie etwa Peary's Nordpolexpedition von 1908). Sicher sind die LeserInnen von *National Geographic Voyeure* — was die Zeitschrift u.a. populär macht, sind die opulenten Farbfotos —, aber sie sind keine Bittsteller im Tempel der Wissenschaft. Die Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Publikum ist eher verhüllt, die LeserInnen sind aufgefordert, sich mit den wissenschaftlichen Forschungen und deren ProtagonistInnen zu identifizieren. — Das gilt noch einmal in besonderer Maße für die Filme und Artikel über Primaten, die in den sechziger und siebziger Jahren Furore machten, und von denen im Aufsatz die Rede ist. Die Besonderheit bestand darin, die Wissenschaft von *männlich* auf *weiblich* umzukodieren. Diese Umkodierung war Teil einer umfassenden Revision der Vermittlung von Natur und Kultur in den westlichen Systemen von Mythos und Politik, die sich in den letzten Jahrzehnten herauskristallisiert hat. Zwar sind Frauen nicht das einzige Publikum in *National Geographic's* Menschenfamilie, aber sie werden durch die erzählerische und bildgestalterische Rhetorik der Artikel, Fotografien und TV-Filme stark angesprochen. (Die Informationen über *National Geographic* stammen aus dem Kapitel: *The National Geographic: Readers and Writers*, das aus dem gleichen Buch stammt wie der nachfolgende Aufsatz. Bearbeitung und Kürzung durch den Übersetzer.)
- 3 Donna Haraway spielt an dieser Stelle mit der Doppelbedeutung von *race*, was sowohl *Rasse* als auch *Rennen* bedeuten kann. Wenn sie einmal von *racism*, das andere Mal von *space race* spricht, sind immer beide Bedeutungen mitgemeint, was im Deutschen nicht adäquat ausgedrückt werden kann.
- 4 Haraway spielt hier auf den Film *E.T.* von Steven Spielberg an, dessen außerirdischer Protagonist (*E.T. = extra terrestrial*) dezidiert schimpansische Züge trägt.
- 5 Im Original heißt es »...pictured the orange and white babies...«. Hier wie auch in anderen Zusammenhängen spielt Haraway mit dem Farbadjektiv, das im Namen »Orang-Utan« als Phonem enthalten ist. Tatsächlich stammt der Name aus dem Malaisischen; *orang* bedeutet Mann/Mensch und *utan* Wald. Haraways Wortspiel läßt sich im Deutschen nicht wiedergeben.
- 6 Im Original lautet die Überschrift *Reading out History*; wobei *to read out* die Bedeutungen von *zu Ende lesen*, *laut vorlesen* und *jemanden aus einer Gruppe ausschließen* besitzt. Ein *readout* wiederum ist das Resultat einer Transkription von Daten in eine verständliche Sprache, also das Ergebnis einer Dekodierung (wie z.B. ein Computerausdruck). Die deutsche Übertragung versucht eine Annäherung an diese mehrdeutige Überschrift.
- 7 Der (an dieser Stelle gekürzte) Text von Haraway bezieht sich auf den Anthropologen und Paläontologen Louis Leakey, der die Forschungsprogramme über Menschenaffen wesentlich mitbegründet und die Unternehmungen von Fossey, Galdikas und Goodall maßgeblich gefördert hat.
- 8 Im Originaltext heißt es *dis-ease*, darin steckt sowohl das deutsche »Krankheit« als auch die Verneinung von *ease*, »Wohlbefinden«.
- 9 Im Original: *idiosyncrasies*. Wenn es kein Tippfehler ist, dann handelt es sich um ein geniales Wortspiel. Zugrunde liegt *idiosyncrasy*, dt. Idiosynkrasie; Vorliebe (oder Abneigung). Mit der Nachsilbe *-crasy* (von grch. *kratía*, Herrschaft) bedeutet das Wort dann soviel wie »gemeinsame Herrschaft des Gleichen«. Vermutlich ist es eine Anspielung auf die z.T. ähnlichen Werdegänge der Forscherinnen.

Literaturverzeichnis

- Eimerl, Sarel, und Irven DeVore, 1965: The Primates. In: Life Nature Library. New York
- Galdikas, Biruté, 1980: Living with orangutons. In: National Geographic 157 (6), 830-53
- Goodall, Jane, 1965: New Discoveries among Africa's chimpanzees. In: National Geographic 127, 802-31
- Haraway, Donna J., 1984: Lieber Kyborg als Göttin! Für eine sozialistisch-feministische Unterwanderung der Gentechnologie. In: B.P. Lange und A.M. Stuby (Hrsg.): »1984«. Argument-Sonderband 105, West-Berlin, 66-84
- Keller, Evelyn Fox, 1985: Reflections on Gender and Science. New Haven
- Lowe, Donald, 1982: The History of Bourgeois Perception. Chicago
- Merchant, Carolyn, 1980: The Death of Nature: Women, Ecology, and the Scientific Revolution. New York
- Moskowitz, Milton, Michael Katz und Robert Levering, 1980: Everybody's Business: The Irreverent Guide to Corporate America. San Francisco
- Ortner, Sherry B., 1972: Is female to male as nature is to culture? In: Feminist Studies 1, 5-31
- Patterson, Francine, 1978: Conversations with a gorilla. In: National Geographic 154 (10), 438-65
- Strum, Shirley, 1975: Life with the pumphouse gang. New insights into baboon behavior. In: National Geographic 147 (5), 672-91
- Vessels, Jane, 1985: Koko's kitten. In: National Geographic 167 (1), 110-13

Hinweis auf weitere Beiträge zum Themenschwerpunkt

- Atwood, Margaret, 1988: Küchengespräche. Argument 169
- Stolcke, Verena, 1987: Alte Werte — Neue Fortpflanzungstechnologien. Auf der Suche nach der Vaterschaft. Argument 166
- Stolcke, Verena, 1987: Das Erbe sichern. Die »Naturalisierung« der gesellschaftlichen Ungleichheit. Argument 163
- Gross, Michael, und Mary Beth Averill, 1985: Evolution und patriarchale Mythen von Knappheit und Konkurrenz. Argument 150
- Keller, Evelyn Fox, 1984: Feminismus und Naturwissenschaft. Argument 147
- Hermund, Jost, 1984: Alle Macht den Frauen. Faschistische Matriarchatskonzepte. Argument 146
- Rang, Brita, 1984: Sind Matriarchatskonzepte faschistisch? Argument 146

»Es heißt oft, die Technologie sei — ähnlich wie Frankensteins Monster — außer Kontrolle geraten. Nicht die Technologie ist außer Kontrolle geraten, sondern der Kapitalismus und die Männer.«

Cynthia Cockburn
Die Herrschaftsmaschine



Argument

Cynthia Cockburn
**Die
Herrschaftsmaschine**
*Geschlechterverhältnisse und
technisches Know-how*

Wenn wir Frauen die Kontrolle über unser Leben, unsere Arbeit, unsere Umwelt, unsere Beziehungen zu anderen Menschen gewinnen wollen, dann kommen wir um die Aneignung technischen Know-hows nicht herum.

Cynthia Cockburn hat die Arbeitsplätze und -beziehungen von Frauen und Männern, die mit neuen Technologien arbeiten, in vier Bereichen untersucht. Trotz der elektronischen Revolution sind die Männer nach wie vor die Technologien, die Frauen die niedrigbezahlten Maschinenbedienerinnen. Die

geschlechtsspezifisch hierarchisierte Arbeitsteilung ist eine Konstante im Prozeß der technologischen Revolutionierung der Produktion.

Cynthia Cockburn zeigt, auf welchen Wegen es den Männern gelingt, die Macht, die der Kontrolle über die Technologie entspringt, für sich zu reservieren. Hier — und nicht im vermeintlichen Desinteresse oder Unvermögen der Frauen — liegt die Ursache dafür, daß es so wenige Ingenieurinnen, Technikerinnen und Facharbeiterinnen gibt.

Angesichts dieser Herrschaftsmaschinerie mit ihren ineinandergreifenden Rädern von Arbeitsteilung und Kontrolle hat eine bloße Gleichberechtigungspolitik keine Chance. Es bedarf autonomer Frauentechnologieschulungen sowie einer feministischen Gewerkschafts- und Betriebsrätinnenpolitik, um das männliche Technologie-monopol zu brechen.

Aber: »Nichts würde sich zum Besseren wenden, würden wir Frauen einfach nur in die männliche Welt eintreten und unsere eigenen Werte und Anliegen zurücklassen. Die Dinge würden sich verschlimmern ... Der revolutionäre Schritt wäre, die Männer zurück zur Erde zu holen, die Technologie häuslich zu machen und den Zusammenhang zwischen Produzieren und Bewahren neu zu gestalten.«

277 Seiten, br.

Argument

Frigga Haug

Mütter im Vaterland*

Im Frühjahr 1987 erregte ein politisches Dokument Aufsehen in der Bundesrepublik Deutschland: das Müttermanifest eines Teils der Grünen Frauen. Mit wohlwollender Befriedigung gingen die einen zur Tagesordnung über — nun war von der politischen Kraft der Grünen Frauen nicht mehr viel zu erwarten. Zornig gingen andere ans Werk, um mit vernichtender Kritik die Einheit der linken Frauen wiederherzustellen, und rechtschaffen entsetzt signalisierten wieder andere Faschismusgefahr und drohenden Untergang der »Regenbogenkultur«. Schließlich gehört der Mutterkult der Nazis zum stabilen Bestand des historischen Bewußtseins. Selbst wenn man sonst kaum noch etwas weiß von damals, das Mutterkreuz ist ebenso bekannt wie Hitlers *Mein Kampf* dem Namen nach. Damit wollen wir nichts mehr zu tun haben, außer vielleicht am »Muttertag«, wenn die nachwachsende Generation immer noch verschämt versucht, faschistisches Erbe und ein schlechtes Gewissen über die Vernachlässigung ihrer Mütter in ein labiles Gleichgewicht zu bringen.

Was erschreckt am Müttermanifest Grüner Frauen außer dem Umstand, daß hier überhaupt Mütter als politisches Subjekt auftauchen? Der Text selbst zeigt eine Bewegung in Kinderschuhen; er ist redundant, uneinheitlich, kompromißlerisch und widersprüchlich wie offenbar die Gruppierung selbst, die ihn verfaßte. Häufig erkennt man das Gemeinte nur daran, wogegen es artikuliert wurde. Insofern tut eine Reduktion auf ein bis zwei Hauptthesen der Sache auch Unrecht. Gleichwohl: das Wesentliche scheint mir, daß hier eine Erneuerung/Umwälzung der Gesellschaft gefordert wird im Namen von Mutter und Kind: »eine Gesellschaft für das Kind an der Hand«. Öffentlichkeit soll so gestaltet werden, daß Kinder in sie hineinpassen. Mütter sollen Orte finden, an denen Austausch mit anderen Müttern, eigenes Leben mit Kindern möglich ist. Die Teilnahme der Väter an der Hege und Pflege der Kinder soll nicht länger partnerschaftlich gefordert werden, da dies offensichtlich zu langsam geht.

Verschoben oder aufgegeben sind folgende Ziele aus der Frauenbewegung: die Notwendigkeit der Berufstätigkeit; die Dominanz von Fragen der individuellen Entfaltung, des individuellen Glücks; die Reduktion des Mütterproblems auf die Vergesellschaftung der Kindererziehung zumindest als gemeinsame Aufgabe der Geschlechter; die Betonung der Bildung und Ausbildung; die Frage der Gleichberechtigung vor allem. Hinzugekommen ist ein unmittelbarer Anspruch auf Gesellschaftsstrukturen, die eine weibliche Sphäre für Mutter und Kind bereithalten. Eine solche Gesellschaft aber, in der Wertmaßstäbe zwischen Mutter und Kind allgemein sind, muß in ihren Grundlagen verändert werden. Der Protest kann auch ein antikapitalistischer sein. Auf der anderen Seite ist das Forderungsensemble auch so, daß praktische Reformen hier und heute vorstellbar sind, während die strukturelle Änderung Utopie bleibt. Das ermöglicht es, eine Viel-

* Claudia Koonz: *Mothers in the Fatherland*. Ebenezer Bylis & Son/The Trinity Press, Worcester and London 1987 (656 S., Linson, 18 £)

zahl von Standpunkten unter der Mütterformel zusammenzubringen. — Das Müttermanifest ist ein vorläufiges Resultat vorhergehender Kämpfe unter den Grünen Frauen und soll Plattform sein für die Gründung einer Arbeitsgemeinschaft, was Geld, Delegierte und politischen Einfluß bedeutet.¹ Auslöser der Mütterbewegung in der BRD war Tschernobyl. Der Umstand, daß hier Weltpolitisches jenseits von Kapitalismus und Sozialismus unmittelbare Auswirkungen auf die Alltags-handlungen zeigte, war eine Dimension. Eine zweite, daß als Skandal offenkundig wurde, daß Mütter der ihnen zugewiesenen Aufgabe, für die Gesundheit der kommenden Generationen zu sorgen, ohne eigene Regierungsgewalt, Technologiepolitik, kurz: ohne die Regulierung der Welt im Großen, nicht nachkommen können. Daß über das Fleisch in der Suppe nicht in der Küche entschieden wird, wurde blitzhaft zur allgemeinen Erkenntnis und praktisch gewendet zum Protest gegen die Kernenergie. Da Milch und Gemüse zunächst am meisten betroffen waren, wußten die Mütter buchstäblich nicht, was sie den Kindern zu essen geben sollten, ohne sie zu vergiften. Noch waren die Proteste aus der Frauenbewegung bekannt genug, die im männlichen Geist und in männlicher Technologie die Zerstörungskräfte geschlechtsspezifisch deuteten. Hieran anknüpfend wurde der Aufschrei der Mütter ein politisches Ereignis, das über einige Monate hinweg politische Versammlungen, Veranstaltungen, Reden sprengte. Männer, so war ein Tenor, haben gar kein Recht, über Tschernobyl mitzusprechen, denn sie wissen nicht, worum es geht. Ebenso wie im späteren Müttermanifest gehörten zur Fraktion der Mütter Frauen mit und ohne Kinder, wie umgekehrt zur erschrockenen Gegengruppe viele Mütter zählten. Es ging ums Prinzip.

Es ist politisch unsinnig, nach dem historischen Recht einer aufkommenden Bewegung zu fragen oder — wie dies etwa in der Arbeiterbewegung gegenüber der neuen Frauenbewegung üblich war — sie hauptsächlich als Spaltungskraft und als bürgerlich zu geißeln. Umgekehrt ist es genau so fragwürdig, den Ereignissen einfach zuzusehen, denn die Geschichte zeigt, daß im Volke entstehende Bewegungen nicht notwendig Befreiungsbewegungen sein oder bleiben müssen. Insofern ist es an der Zeit, die Frage der Frauen und Mütter an einem historischen Brennpunkt, im Faschismus, zu studieren.

Claudia Koonz' Buch ist eine wirklich ausgezeichnete Grundlage. Ihre Fragen sind aus der Frauenbewegung an die Geschichte gestellt; ihre Zweifel an der bisherigen Geschichtsschreibung sind zugleich Zweifel an der historischen Unschuld der Frauen. Ihre Parteilichkeit erlaubt es ihr, selbst noch in der Lossagung von weiblicher Schuld die gleiche männliche Feder am Werk zu sehen, die die Unterdrückung der Frauen fortschreibt. Während die Archive voll sind von den Taten männlicher Nazis, fand sie dort Frauen nur selten und dann als Ausnahme: als Geliebte eines Naziführers oder als ganz und gar untypische »Heldin«, als Pilotin oder als Hexe von Auschwitz. Gesichts- und namenlos wie eh und je blieben die Taten der Millionen Frauen, die die Normalität des Faschismus ausmachten. Solcher Mangel, so zeigt Koonz' Buch, macht erfinderisch und zeigt die Fruchtbarkeit theoriegeleiteter Forschung. Waren Frauen nicht in der politisch anerkannten Sphäre, so vielleicht dort, wo ihre gesellschaftliche Tätigkeit anerkannt stattfand: in kirchlichen Wohlfahrtsorganisationen, in der Gemeindearbeit. Koonz treibt Quellenstudium bei Überlebenden und in kirchlichen Archiven.

Ihre Hauptthese lautet: nicht Rasse allein, sondern Rasse und Geschlecht waren die Säulen, auf denen der Nationalsozialismus errichtet wurde. Diese Kombination erlaubte einen Zusammenschluß über die Klassenschranken hinweg. »Das deutsche Leben der Zukunft«, heißt es in einer zeitgenössischen Schrift, »wird beherrscht sein von zwei absoluten Axiomen: Rassengesetze und Gesetze, die die Polarität der Geschlechter regeln.« (205) Indem das Biologische an die Stelle der historischen Kämpfe um die Produktionsverhältnisse rückte, war es vergleichsweise einfach, ausgehend von der tatsächlichen biologischen Unterschiedenheit von Männern und Frauen eine ebensolche Verschiedenheit in der Rassenfrage zu legitimieren. Ziel war es, die Juden und die Frauen aus der politischen Gesellschaft zu vertreiben. Diese provokante These ist fruchtbar. Sie führt zur nächsten Frage: wie war es möglich, die Zustimmung der Millionen Frauen zu einer Politik und Ideologie zu bekommen, die von Grund auf frauenfeindlich war?

Koonz ist entschlossen, die Frauen als Täterinnen in der Geschichte zu entdecken — auch im Schlechten — und nicht als bloße Opfer männlicher Gewalt; gerade dadurch will sie die Rolle der Geschlechterverhältnisse bei der Reproduktion von Herrschaft am Beispiel des Faschismus als tragend herausarbeiten. Mit diesen Absichten begibt sie sich auf die Suche nach Zeugnissen aus der Vergangenheit. Sie findet, wie gesagt, in den Archiven nichts Nennenswertes, in einem Frauenbuchladen in West-Berlin jedoch stößt sie auf das in einer unzensurierten Neuauflage erschienene Buch der Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink: *Frauen im Dritten Reich*. Daß es ein Buch von einer Frau für Frauen zu sein schien, war Grund genug für den Frauenbuchladen, sich für die Verbreitung zu interessieren. Für Koonz war dies eine Erfahrung, die ihre Schreibweise und die Art ihrer Fragen mitbestimmt: Es ist der Zweifel, wieweit die feministische Bewegung in ihren Fragen und Diskussionen, ihren Forderungen und Sichtweisen ein Befreiungsprojekt verfolgt, welches gegen die faschistischen Untaten wirklich gefeit ist; der Zweifel also, ob die Frauenbewegung heute aus der Geschichte genug gelernt hat.

Strategischer Angelpunkt ihrer Arbeit wird das Verhältnis der Frauen zu Staat, Politik, Öffentlichkeit. Wir betreten die umfangreiche Materialsammlung mit einem Zitat von Marx zum Widerspruch zwischen Öffentlichem und Privatem, der Grundlage für den Staat ist, und einem weiteren von Virginia Woolf, welche die Tyranneien und Servilitäten des einen Bereichs im anderen sieht, und befinden uns sogleich im Wohnzimmer der Reichsfrauenführerin Scholtz-Klink — 40 Jahre danach. Auch hier wird politisch dokumentiertes Schicksal als symptomatisch lesbar: Sie, die über Millionen von Frauen befand, fehlte im *Who is Who* der Nazis bis 1936 ebenso wie in den Akten der Briten über höhere NS-Personen (182). Sowenig ihr Buch eine Zensur erfuhr, sowenig scheint sie ihre Auffassungen geändert zu haben. Weder Margaret Thatcher scheint ihr eine Lösung für die Frauenfrage noch die Weise, wie in der neuen Frauenbewegung das Hausfrauendasein verunglimpft werde: im Gegenteil müsse man die Frauen in ihrem alltäglichen Leben aufsuchen und sie dort bestärken — als Hausfrauen, Mütter.

Hinter dieser Absage an die neue Frauenbewegung (soweit sie sich selbst nicht auf die Mütter bezieht) taucht die Bewegung der Weimarer Zeit auf, gegen

welche die nationalsozialistische Artikulation der Frauenfrage sich richtete. Koonz zeigt zunächst den Boden, auf dem der NS gedieh: der Aufbruch von Weimar und die ökonomische Krise; erste Schritte in Richtung Frauenbefreiung, Hoffnung und Massenarbeitslosigkeit, Krieg. Weimar, so ihre These, war ein unerhörter kultureller Aufschwung, ablesbar an Nobelpreisen, Literatur und Kunst und vor allem auch am Feminismus in den Städten, an Frauenbildung und dem »Bild der neuen Frau«, das für viele bis heute trägt: autonom, erfolgreich, sexuell befreit, sozialistisch. Die Bestandsaufnahme schärft die Frage danach, wie es möglich war, daß diese neue Frau durch die NS-Mutter ersetzt werden konnte. Ihre Antwort lautet ein wenig verkürzt: Für die späte Industrialisierung Deutschlands waren diese neuen Frauen exotische Vorreiterinnen (178). Die Mehrheit des Volkes war arm, ein großer Teil ländlich. Die Mehrheit der Frauen war konservativ. In den emanzipierten Frauen sahen sie ein Übel, welches zum Niedergang Deutschlands beitrug. Das Versprechen, an der Rettung Deutschlands mitwirken zu können, rief die weibliche Reaktion auf den Plan. Hinzu kam für die liberaleren unter den Frauen die Enttäuschung über die politische Niederlage der Emanzipation von Weimar und der Kampf um die wenigen Arbeitsplätze mit den aus dem Krieg heimkehrenden Männern. In diesem Bedingungsnetz war die nationalsozialistische Erweckung erfolgreich, weil sie auf zwei wesentliche Momente setzte: auf die Selbsttätigkeit der Massen und auf den Antikommunismus. Koonz zitiert eine Reihe von Reden, Texten, Parolen, die eindeutig belegen, daß für die Frauen im NS nichts weiter vorgesehen war, als an der Seite von Männern bzw. eher hinter ihnen zu leben, ihren Kampfesmut zu stärken, ihnen ein warmes Heim zu bereiten und Kinder für das Volk zu gebären. Aus Hitlers Texten ließe sich eine Mustersammlung an Sprüchen zusammenstellen, die die Stärke des deutschen Mannes mit der Schutzbedürftigkeit der natürlich schwachen Frau begründen. Die Begeisterung von Millionen von Frauen für sein Projekt begründet Koonz mit der praktischen gesellschaftlichen Bedeutung, die jetzt in die Handlungen kam, die sie ohnehin taten. Mütter sein für das Vaterland, Deutschland retten, der Not ein Ende bereiten — die Sehnsüchte fügten sich zusammen, wurden synonym mit »Frau-Sein«. In dieser Verheißung konnten Politik, Militär, die gesellschaftliche Ökonomie im Großen und die Wissenschaft den Männern überlassen werden, weil die Zuweisung von Heim und Herd den Frauen nicht bloß Privates verhiß, sondern das bekannte Private selbst zu einem öffentlichen Sektor machte. Dies ist das Beunruhigende und zugleich auch Überzeugende an Koonz' Buch, daß sie die Machbarkeit des faschistischen Projekts vorführt auf der Grundlage einer radikalen Aufteilung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit in geschlechtsspezifische Bereiche: die Hausökonomie, die Kultur, die Erziehung, die Psychologie, die Sozialarbeit auf der Seite der Frauen; Politik, Militär, Wissenschaft auf der der Männer. Nichteinmischung und die Pflege der Differenz unter den Geschlechtern, dies waren Versprechen und Praxis, auf deren Boden die Frauen ein eigenes Reich für sich errichten konnten, autonom und so frei, daß die explizite Unterordnung dieses Bereichs unter den der Männer nicht so schwer dagegen wog. Die Bewegung ergriff Hausfrauen, Angestellte, Bäuerinnen in allen Regionen des Reiches. Koonz belegt — in Fallstudien und an der Arbeit von vier NS-Agitorinnen —, wie in der Begeisterung, gemeinsam etwas

Wichtiges zu tun, bis zur tatsächlichen Machtergreifung Millionen von Frauen der Bewegung angehörten, ohne zugleich Parteimitglieder zu sein. (Die tatsächliche Mitgliedschaft der Frauen war gering; 1932 waren es ca. 5 %.) Es gelingt der Autorin sehr überzeugend nachzuweisen und zu belegen, daß gerade die Abwesenheit eines tragfähigen Frauenprojekts innerhalb des NS den vielen Agitatorinnen im Umfeld des NS Spielraum und Autonomie gaben, in denen sich die Bewegung organisch entfalten konnte. Dabei waren die einzelnen Überzeugungen durchaus uneinheitlich, verbanden Atheismus und Führertum oder genau umgekehrt Gott und Führer, organisierten Christinnen und Arbeiterinnen, bedienten traditionellen Antiintellektualismus oder setzten auf Bildung usw. Gemeinsam war die Begeisterung für den spezifischen Frauenbereich, für Mutterschaft als den weiblichen Beitrag zur Volksgemeinschaft. Frauen entwickelten eigene Strategien (kollektiv eine Nähmaschine kaufen und Kleider für die Armen oder Fahnen nähen); sie hatten eigene Zeitungen; die Frauen glaubten sich als das stabile Element in der männlichen Gesamt»erneuerung«; sie waren diejenigen, die den »Lebensfaden aufnahmen« (71). Sie überließen die Politik den Männern, weil sie Wichtigeres zu tun hatten, sie nährten »die heilige Flamme der Mutterschaft« (75); sie konnten sich endlich »Schwestern« nennen (87f.). Nicht Gleichheit, sondern die »Kräfte der Frauennatur« sollten entwickelt werden (142). — Auch dieses Theorem aus unserer zeitgenössischen Frauenbewegung finden wir wieder: daß Frauen ohnehin wesentlicher für die Gemeinschaft seien, weil sie die Gemeinschaft leben, wo Männer in egoistischer Konkurrenz stehen (88).

Die Art, wie Koonz die Entstehung einer riesigen NS-Frauenbewegung nachzeichnet, ist überzeugend. Sie verbindet Quellenstudium — die Auswertung von Wahlstatistiken, öffentlichen Reden, Gesetzen, Briefen — mit dem Rückgriff auf Tradition und Kultur. Sie arbeitet theoriegeleitet, ohne dogmatisch zu sein. Sie zeigt, woher die einzelnen Dimensionen kommen, auf welchem Grund sie fruchtbar werden. So erfahren wir, daß eine Bevölkerungspolitik, die die Ehrung und Belohnung der Mütter zentral betrieb, nicht erst im NS entstand, sondern schon in Frankreich seit 1920 und in Stalins Sowjetunion üblich war (149) — und gleichwohl läßt sie uns die Mischung begreifen, die im NS explosiv wurde. Auch dieser Gedanke ist wichtig, daß Herrschaft nicht in einem einfachen Ursache-/Wirkungszusammenhang mächtig wird, sondern auf der Bündelung, dem Verschmelzen vorhandener Elemente beruht. »Hitler sagte dem Volk nicht etwas vollständig Neues, sondern das, was es hören wollte.« Seine »Kunst« bestand darin, das Vorhandene auf bestimmte Weise massenwirksam zuzuspitzen, die »Energien des Volkes freizusetzen« (151); es ist das, was wir heute Populismus nennen würden. Koonz gibt einiges Material, das zeigen soll, wie Hitlers ideologische Kriegsführung in Gestik, Artikulation und Wortwahl aus der Verbindung und dem stetigen Wechsel zwischen femininen und maskulinen Dimensionen des Sozialen beruhte: der maskuline Wille, der ein schwaches Volk führt, die flehend erhobenen Hände einer Jungfrau gegen die »jüdische Viper« u.a.m. Sie nennt seine Redeweise ein »emotionales Transvestitentum« (67).

Die Autorin stellt nicht die hysterische Begeisterung der Frauen beim Anblick Hitlers in den Mittelpunkt, wie wir dies aus vielzähligen Studien gewohnt sind, sondern die normale Überzeugung in der täglichen Kleinarbeit. Die Verpflich-

tung auf die Mutterschaft als historisches Programm, so ist ihre Auffassung, konnte solange wirksam sein, wie die praktische Einlösung nicht selbst massenhaft zur Probe stand: also in der Jugend, in den Wanderlagern und den Sport- und Gesundheitsprogrammen für die Mädchen; im Erleben der weiblichen Kameradschaft und ebenso in den vielfältigen Aktivitäten der Frauengruppen, in ihrem öffentlichen Engagement. Hier entziffert sie den ersten Widerspruch: die Familie in ihrer ländlich-traditionellen Gestalt, die den Wertehimmel beseelte, in dessen Namen die Mutter zur Heldin wurde, diese Familie existierte nicht nur nicht mehr, auch ihre Überreste wurden durch eine Politik entvölkert, deren Inhalt sie zugleich ausmachte (178). Millionen von Frauen, Männern und Jugendlichen waren außerhalb der Familie, waren öffentlich, um zugleich die Familie selbst wieder als Perspektive zu propagieren. Der Leim, der die Stücke zusammenhalten sollte, war zugleich der Sprengstoff, der sie auseinanderriß. Gleichzeitig ging ein Riß durchs ideologische Fundament: die Expansion, insbesondere im Rüstungssektor, nötigte die Frauen in die Fabriken. Die heilige Mutterschaft wandelte sich zum bekannten Zwitter: die erwerbstätige Mutter, sich opfernd für Führer und Vaterland. In nüchternen Zahlen hieß das, daß in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre mehr Frauen berufstätig waren als in der Weimarer Republik, allerdings besetzten sie jetzt nahezu ausschließlich untere Positionen und verdienten durchweg nur die Hälfte von dem, was Männer auf gleichartigen Posten bekamen (198).

Nach der Machteinsetzung Hitlers entbrannte der Kampf um die Führung der Frauen. Eine pragmatische Frau, eine gehorsame Dienerin, die die Autorität der Männer nicht anzweifelt, die nicht politische Macht nutzen will, die sich unter den Schutz eines Mannes stellt und die vor allem kein eigenes Programm in der Frauenfrage hat, so ihre Deutung, konnte allein diese Stellung besetzen in einem NS, der eben für die Frauen nichts Politisches vorsah. Dieser Aufgabe war Gertrud Scholtz-Klink gewachsen, die spät erst zu den Nationalsozialisten gestoßen und bei der begeisterten Mobilmachung der Frauen nicht dabei gewesen war. Während die anderen Führerinnen verschwanden, blieb Scholtz-Klink in den kommenden paradoxen Aufgaben fast unangefochten an der Spitze bzw. an jener Unterspitze, die eine Reichsfrauenführerin erreichen konnte.

So klar und souverän das Material bis hierher aufbereitet wird, so wenig überzeugend ist der Versuch, mit der bedrückenden Frage fertig zu werden, warum denn die vielen selbsttätigen aufgebrochenen Frauen sich nicht nur verpflichteten, Mütter für das Vaterland zu sein, sondern auch die Judenverfolgung mitzutragen und die Rassenpolitik² mit vorantrieben. Es brauchte die vielen Frauen und ihre aktive Zustimmung für die Meldung von Erbschäden wie auch für die aktive Ausschließung der Juden aus ihrem Bekannten- und Freundeskreis (143ff.). Während die hartnäckige Suche nach der Banalität des Bösen im Alltagsleben der Frauen sicher richtig ist, mutet die theoretische Erklärung, es sei jetzt um die Befestigung einer guten Innenwelt gegen eine böse Außenwelt gegangen, fragwürdig und flach an (191). Sie erklärt nicht, wie in der Form des Lebens selbst, in der Bescheidung auf den sogenannten Frauenbereich, die Widersprüche — hier zwischen Liebe und Haß — ein labiles lebensfähiges Gleichgewicht erhalten. — Hier wechselt Koonz das Terrain und wendet sich der wichtigen Frage-

stellung zu, wie die Kirchen und insbesondere die religiösen Frauen sich zum NS verhielten. Es ist dies nur ein anderer Blick auf die bisherige Frage, da zu Beginn des NS etwa 95 Prozent der Bevölkerung protestantisch oder katholisch waren (227). Die Autorin skizziert Hitlers Spannungsverhältnis zur organisierten Religion, vom Pakt zum Versuch, die beiden Konfessionen in einer Staatskirche zu vereinen, und gewinnt von daher einen Maßstab, die Widerstände in der Kirche selbst jeweils als Ringen um eigene Autonomie vorzuführen und nicht als Protest gegen die Verfolgung von Juden etwa (so z.B. in der bekennenden Kirche; 231).³ Nach dem gleichen Muster belegt sie, daß die überwältigende Mehrheit der protestantischen Frauen — und vor allem ihre Organisatorinnen — im Nationalsozialismus ihre eigenen anti-emanzipatorischen Werte sowie ihren Antikommunismus wiedererkannte (selbst Worte wie »geistige Wiedergeburt« und die häufige Verwendung von »Schicksal« waren im Protestantismus geläufig) und in relativer Autonomie zu befolgen gewillt war.

Die mögliche Barmherzigkeit der Religion war im Schmelztiegel einer traditionellen Werthaftigkeit verlorengegangen. Aufgehalten werden sollte: Industrialisierung, Modernismus, Frauenemanzipation, sexuelle Befreiung und Atheismus. Dagegen schien für die kirchlichen Autoritäten die Mutterschaft eine gute und stabile Alternative (231). Fazit: Die protestantische Kirche war opportunistisch, weil sie in der Polarität von christlichem Nationalismus und sozialistischem Atheismus lebte (263); sie leistete niemals wirklich Widerstand und lief niemals vollständig über. Im jahrelangen Ringen wandelte sich Hitlers Ton dagegen vom werbenden Bräutigam zum Mörder im Kampf um die politische Macht im System (263).

Die katholischen Frauen waren im »Gegensatz zu den Protestantinnen« widerständiger gegen den NS. Koonz nimmt an, daß der Jungfrauen- und Marienkult den Frauen eine starke Identität gab und ihr unbedingter Glaube und Gehorsam die netzwerkartig operierenden Institutionen an eigenständigen Verhandlungen und Bündnissen mit NS-Frauengruppen hinderten (267ff.). Diese Erläuterungen lesen sich etwas mühsam, da der angekündigte Gegensatz zwischen Katholikinnen und Protestantinnen schließlich wiederum nur auf eine relative Autonomie der Gruppen hinausläuft. Selbst die anfängliche Forderung der katholischen Frauen, die Frauenrechte nicht nur auf die Mutterschaft zu beschränken, sondern auf Erwerbstätigkeit auszudehnen, wird fallengelassen. Eine Weigerung, die Rassehygiene in die Kurse für Mütter aufzunehmen, findet sich einmal (279). Die Katholikinnen, so die Autorin, waren aus der Bibeltradition auch an Misogynie kulturell gewöhnt; sie waren wertkonservativ, das machte ihre Politik nicht inkompatibel mit der der Nationalsozialisten; aber zu ihren Werten gehörte auch das Leben, unabhängig, welcher Erbmasse man es verdächtigte. Bei allem Zentralismus der katholischen Kirche führte die Absprache Hitlers mit dem Papst niemals dazu, daß die Frauen die Nazifizierung ihrer Institutionen betrieben. In ihrer Struktur waren sie so ein potentiell widerständiges Moment gegen staatliche Vereinnahmung. »Führerinnen, deren Leben der Organisation gewidmet waren, nutzten jedes Mittel, diese Netzwerke zu erhalten, und sie sahen die Kirchengierarchie als ihre Burg gegen das Nazi-Heidentum.« (280)

Immerhin wundert sich Koonz, wie wenig beide Frauengruppen ihre Organi-

sationen zum Widerstand genutzt hatten. Zugleich vermutet sie, daß die Frauen überhaupt schneller widerständig oder zumindest erschrocken reagierten, weil die Reproduktionspolitik der Nazis unmittelbar die Frauenleben betraf. Sie verzeichnet die Proteste gegen die zu enge biologische Fassung der Mutterschaft und gegen die in eigenen katholischen Reihen geäußerte Aufforderung, die Frauennorganisationen aufzulösen. Heute, also 50 Jahre später, hätten sich solche Passagen vielleicht überzeugender gestalten lassen, wenn die staatstragende und reaktionäre Rolle der katholischen Kirche in der Geschichte stärker herausgearbeitet worden wäre, statt die Verwunderung auf den Umstand zu richten, daß eine Großinstitution, die die Menschlichkeit auf ihre Fahnen geschrieben hat, allzuwenig davon im Ernstfall vorweisen kann. Koonz resümiert schließlich, daß jeder einzelne Widerstand zwar mutig war, aber relativ wirkungslos blieb und daß gerade eine Stärke der Frauen ihre Schwäche war. Schließlich bejahten sie eine Struktur, in der ihnen ein eigener Frauenbereich gewährt wurde. Der Widerstand, so er aufkam, richtete sich dann gegen Angriffe auf die Grenzen dieses Bereichs, nicht auf die Gesellschaft als Ganze.

Im Kapitel über den Widerstand von Frauen erzählt Koonz ohne jedes überflüssige Wort die Schicksale der einzelnen: ihre Arbeit zunächst in offenen Gemeinschaften, dann im Untergrund, im Ausland, ihre Festnahme, ihre Hinrichtung. Die Namen reihen sich aneinander, bilden eine Kette von Frauen, die Selbstverständliches taten, als es unerhört war und Mut verlangte, und die darum ermordet wurden. Von ihnen zu berichten ist zugleich ermutigend, weil sie Zeugnis ablegen, daß Widerstand möglich war; ihre Lebensgeschichten zu erzählen, ist auch auf lähmende Weise entsetzend, weil so gezeigt wird, daß Widerstand auch unmöglich war. Koonz wendet sich diesem Widerspruch zu. Sie erinnert, daß die großen Institutionen, aus denen die Widerstandskämpfer kamen — vornehmlich Kommunisten, aber auch Sozialisten und Katholiken — nicht zum organisierten Widerstand gegen Hitler aufriefen. Der Hitler-Stalin-Pakt und die Absprache mit dem Papst fesselten sogar die enorme internationale Macht, über die diese Institutionen hätten verfügen müssen. Die Folge war strategieloses Einzelkämpfertum mit der Konsequenz, unzählige Märtyrer zu schaffen.

Die Autorin prüft die Taten der Frauen, über welche die Geschichtsbücher wie üblich wenig bis nichts sagen. Sie sucht in den Gerichtsakten und findet unter den Verurteilten in der Tat weniger Frauen als Männer (ein Verhältnis von ca. 1 : 5). Sie untersucht, was als widerständig galt. Ihr Resultat: Frauen waren auf Grund sozialer Vorurteile über ihre Stellung und ihren Charakter besonders geeignet, die gefährliche und wichtige Arbeit der Informationsweitergabe zu leisten. Ihr Kaffeeklatsch erlaubte ihnen zusammenzukommen, ohne Aufsehen zu erregen. Kinderwagen und Einkaufstaschen dienten als Transportmittel und die soziale Auffassung, daß Frauen zunächst Mütter und von daher mit Wärme, aber nicht mit viel Intellekt ausgestattet seien, ließ die Aufmerksamkeit der Sicherheitsorgane erst spät auf sie fallen.⁴ Ihr Fazit: Das Frauenwiderstandsnetz war dichter und effektiver als die Historiker berichten. Ihre Arbeit bestand neben der Informationsweitergabe in der Sorge um Flüchtlinge und in Fluchthilfe überhaupt. Was sie taten, erschien ihnen ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, daß sie überhaupt nein sagten zum Nationalsozialismus. Anrufung von Werten,

Moral und abstrakter Ethik fand sie dagegen bei den sogenannten »inneren Emigranten« und bei Ex-Nazis.

Merkwürdigerweise behauptet Koonz, daß die Geschichte der Juden im Faschismus ganz im Gegensatz zur Verfolgung von Kommunisten und Sozialisten aus der kollektiven Erinnerung und den historischen Bearbeitungen gelöscht sei (348f.). Ich bin nach dem Faschismus auf ein Mädchengymnasium gegangen und das Einzige, das wir vom Faschismus erfuhren, war die Judenverfolgung und -vernichtung, während ein Schweigen gelegt wurde über die Ausrottung praktisch der gesamten Führung der Arbeiterklasse. Dies erschien mir bislang auch für die Geschichte des Aufbaus der Bundesrepublik Deutschland konsequent.

Die im Kapitel über die jüdischen Frauen vorgeführten Materialien, das lange Zögern und Nicht-für-Wahrhalten der angekündigten Rassenpolitik bei den mittelständischen Juden und die späte Einbeziehung von jüdischen Frauen in die Verfolgung sind weitgehend bekannt. Koonz zeichnet das Zögern und die Möglichkeiten der vielen nach, die genügend Geld oder einflußreiche Verwandte besaßen, um zu entkommen, und der Namenlosen, die bleiben mußten und umkamen. Sie skizziert Einzelschicksale, und sie versucht zu erklären, daß Jüdinnen weit einflußloser waren in einer männlichen Welt als jede andere Gruppe und von daher ihr weitgehendes Fehlen in den Archiven kaum durch andere Formen der Forschung kompensiert werden konnte. An die Stelle der Rekonstruktion im allgemeinen rückt ein Interview mit einer Überlebenden von Auschwitz.

Enttäuscht war ich über die Art der theoretischen Verarbeitung. Koonz hat das Material herbeigeschafft und auch so zugespitzt, daß eine strategische Kritik möglich geworden ist. Sie leistet diese Kritik aber nicht. Sie führt vor, wie die großen Frauenorganisationen — insbesondere die der Kirche — angesichts des Faschismus versagten, nicht zuletzt, weil die Vorstellung und Praxis kulturell getrennter Frauenbereiche mit dem Zentrum der Mutterschaft und Familie ihnen paßte. Sie zeigt, daß die Organisationen der Arbeiterklasse nicht nur versagten, weil einer internationalen Gegenwehr durch den Hitler-Stalin-Pakt die Spitze genommen war; sondern auch, weil sie die Gefährlichkeit einer Politik erst viel zu spät erkannten, die nicht von Klasse und Eigentum handelte, sondern in ihrer gesamten Propaganda auf den Reproduktionsbereich gerichtet war: auf die Reproduktion einer »reinrassigen« »gesunden« Art. Die Politik betraf den Alltag der Frauen, erhöhte sie, indem sie ihre Taten ins Öffentliche zog, und erniedrigte sie, indem sie gleichwohl in untergeordneten und mehr und mehr bloß biologisch bestimmten Frauenbereichen blieben. Die Erhöhung machte, daß sie den Faschismus nicht bloß als Gefahr erfuhren, die Spaltung der Bereiche, daß ein organisierter Widerstand, der als einziger Erfolg hätte haben können, unterblieb. Koonz konzentriert ihre Schlußüberlegungen auf die eigentümliche Rolle, die die Familie im NS spielte: als Spielball einer Politik, die Rasse und Geschlecht zu ihren Eckpfeilern machte, war sie ein privater Raum, der die einzelnen vor Öffentlichkeit schützte, und ein Feld staatlicher Durchdringung zugleich (388). In dieser Anordnung scheint Koonz für mehr Privatheit zu plädieren.

Die Hineinnahme des Ökonomischen oder überhaupt der Rolle der großen Unternehmen bei der Entwicklung des Faschismus hätte die Autorin in eine andere Richtung geführt. Ihre Materialien legen die These nahe, daß es auch die

Vernachlässigung und Unterschätzung der von Frauen besiedelten Bereiche ist, die auf seiten der sozialistischen Kräfte ein Versagen gerade dann produziert, wenn diese privaten Bereiche selbst zum Mittel der Politik werden. Das Geschlechterverhältnis, insbesondere in seiner gesamtgesellschaftlichen Arbeitsteilung, selbst als Basis für die Reproduktion von Herrschaft und als einen Nährboden für sie aufzufassen, wirft noch ein weiteres Licht auf die Möglichkeit und Fortdauer von Faschismus. Die Fortschreibung von geschlechtsspezifischen Bereichen funktioniert wie ein Verweissystem: was in einem Bereich fehlt, muß dort nicht eingeklagt werden, sondern kann im anderen erhofft und womöglich gelebt werden. In dieser Weise sind in den Frauenbereichen die Hoffnungen auf das Gemeinwesen gefangen, ein Umstand, der jeden einzelnen Mann vor gesellschaftsverändernden Eingriffen ebenso »schützt«, wie er jede einzelne Frau schuldig werden läßt und so ihren Gehorsam sichern kann. Der Protest der Frauen, so lehrt doch Koonz' feministische Aufarbeitung des Faschismus, ohne daß sie diesen Schluß zieht, hätte auf die politische Zusammenfügung der Bereiche sich richten müssen; der Reproduktionsbereich muß weder aufgegeben noch bloß öffentlich anerkannt sein. Seine Aufgaben müssen im politischen Kontext artikuliert und als gesamtgesellschaftliche Arbeit im Verhältnis zu anderen Arbeiten ohne Ansehen der Geschlechter verteilt werden. Jede geschlechtsspezifische Lösung schiebt das Verhältnis von Lebensmittelproduktion und -verwaltung zur Lebensproduktion in eine Art »natürliche« Spannung, so daß am Ende selbst noch Umweltzerstörung und Nahrungsmittelvergiftung als männliche Tat erscheinen statt als konsequente Folge einer Produktionsweise, die gegen das Leben selbst gleichgültig ist. Diese spezifische Gleichgültigkeit ins Verhältnis zur Rassenpolitik im Faschismus zu setzen, offenbart das Reaktionäre der Geschlechtertrennung als Grundlage von Herrschaftspolitik. Sie erlaubt es, die kapitalismusspezifische Absicherung des Faschismus zu studieren, ohne deshalb wiederum die Geschlechterfrage zu vernachlässigen.

* * *

Was läßt sich aus Koonz' Buch für den Streit um das Müttermanifest der Grünen lernen? Es ist sicher unbillig, faschistische Erfahrungen direkt zu übertragen, ohne den sozio-ökonomischen Kontext zu berücksichtigen. Fragwürdig ist auch, Faschismus zu schreien, wo immer überhaupt Mütter als sozial-politischer Faktor eine Rolle spielen. Sie tun dies in jedem Land, in dem Bevölkerungspolitik wichtig wird; sie tun dies auch in den Religionen und in den Hoffnungen der Völker auf ein besseres Gemeinwesen. Ohne Zweifel sind in der Mutterfigur Bewahrungs- und Veränderungsenergie explosiv verdichtet. Ihre Einsperrung ins Private ist auf jeden Fall reaktionär; ihre Bewegung ins Politische ein begrüßenswerter Schritt. Koonz lehrte auch, daß nicht einzelne Momente, sondern erst die Zusammenfügung verschiedener Faktoren unheilvoll wird. Eine solche Zusammenfügung war die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, ihre wertmäßige Erhöhung in der Mutterfigur und der Familie und die Veröffentlichung dieser Bereiche als kulturelle weibliche Sphäre — mit der Folge des mehr oder weniger erzwungenen Verzichts auf Frauenerwerbsarbeit und ihrer Unterordnung unter die politisch-männliche Sphäre. Hier ist das Müttermanifest zumindest uneindeutig.

Es enthält Forderungen, die, ausgehend von menschlichen Bedürfnissen, alltäglich erfahrbar sind, Veränderungen, Umbrüche für die Gesellschaft im Großen implizieren. Es beinhaltet aber auch diesen Rückzug in eine weibliche Müttersphäre, in der Mütter und Kinder eine geschützte Öffentlichkeit pflegen wollen.

Nicht nur die Erfahrungen aus dem Faschismus, die gesamte krisenhafte Geschichte des Kapitalismus lehrt uns, daß eine solche Bereichsteilung, aufrechterhalten durch die Geschlechterverhältnisse, die widerständigen und auf ein zukünftiges Gemeinwesen gerichteten Energien nach innen verpuffen läßt. Statt also eine Öffentlichkeit für den traditionell weiblichen Bereich anzustreben, sollten wir eine Politik formulieren, die das Zivilisationsmodell des Kapitalismus in Frage stellt. Es kann uns nicht darum gehen, die männlich gestützte Zentralität des profitlich organisierten Produktionsbereichs durch Rückzug auf weibliche produktive Tätigkeit und Zuständigkeit abzuspalten. Vielmehr ist die Zeit gekommen, die gesamtgesellschaftliche Arbeitsteilung neu zu besichtigen und in ihrer krisenhaften Zuspitzung anders zu organisieren. Die pragmatische Forderung nach Arbeitszeitverkürzung wäre ein Ausgangspunkt, an dem wir die Neuverteilung der Gesamtarbeit auf alle Gesellschaftsmitglieder zumindest diskutieren könnten, um dabei zugleich — aus der Frauenbewegung und aus der Mütterdiskussion lernend — die Frauenbereiche als Teil der gesellschaftlichen Gesamtarbeit zu erkennen, zu gewichten und in unsere Strategie bewußt einzubeziehen. Ein zweiter Schritt wäre die Quotierung aller Arbeitsplätze, sozialen Orte und politischen Felder. Diese so harmlos und reformistisch daher kommende Forderung nach einer gleichen Teilhabe der Geschlechter an der Gesellschaft untergräbt alle herrschaftssichernden Selbstverständlichkeiten und ist darum Voraussetzung für jede Gesellschaftsänderung, die ans Fundament geht. Und endlich sollte es möglich werden, das Politische, die Zuständigkeit für das gesellschaftliche Gesamt, in die Normalarbeitszeit für alle einzurechnen. Eine solche Bewegung, die die Selbsttätigkeit aller Gesellschaftsmitglieder herausfordert, verhindert die aus dem Faschismus gekannte und heute wieder aktuelle Wendung, im begrenzt zugestandenen Do-it-yourself entmündigt steckenzubleiben.

Anmerkungen

- 1 Die Arbeitsgemeinschaft wurde inzwischen gegründet.
- 2 Vgl. dazu die Analysen von W.F. Haug, 1986: Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitik im deutschen Faschismus. Argument-Sonderband 80, West-Berlin.
- 3 Eine sorgfältige Analyse des Verhaltens der Kirchen bietet Jan Rehmann, 1986: Die Kirchen im NS-Staat. Argument-Sonderband 160, West-Berlin.
- 4 Eine literarische Verarbeitung der besonderen Eignung der Frauen für politische Untergrundarbeit gerade wegen ihres politischen Ausschlusses findet sich in Brechts »Mutter« und in Ruth Werners Autobiographie einer Spionin (Sonjas Report, Berlin/DDR 1977), in deren Leben die Kinder ihre beste Tarnung waren.

Frauenbewegungen in der Welt



Band 1: Westeuropa

Hg.: *Autonome Frauenredaktion*

Anfang der siebziger Jahre erhoben sich die Frauen in der ganzen Welt. Sie durchbrachen die Grenzen des Schicklichen und Normalen und wurden unüberhörbar öffentlich. Kein Bereich, der vom neuen Feminismus nicht respektlos durchquert wurde.

Die geplante vierbändige Enzyklopädie soll Auskunft geben über die Geschichte und Gegenwart der Frauenbewegungen in der Welt, über ihre Ziele und Bündnisse, über das Verhältnis zu anderen politischen Gruppen und gegenüber dem Staat. Die Autorinnen analysieren die verschiedenen Strömungen innerhalb der jeweiligen Frauenbewegung und berichten

von der Entstehung von Frauenkultur und Frauensolidarität. Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der weltweiten Frauenkämpfe werden so erkennbar.

Der erste Band enthält Beiträge aus England (M. Barrett, L. Segal), Irland (E. Mahon), Finnland (S. Bergman, V. Vehkakoski), Schweden (A. Peterson), Dänemark (D. M. Søndergaard), Norwegen (R. Haukaa), Belgien (V. Degraef), Frankreich (L. Blanquart, D. Léger, C. Rogerat), Spanien (M. Threlfall), Portugal (T. Sá E Malo), Italien (R. Rossanda, Y. Ergas), Griechenland (E. Stamiris), Österreich (E. Fischer), der BRD (F. Haug), den Niederlanden (B. Rang) und der Schweiz (V. Hinn).

AS 150, 176 S.

In Vorbereitung:

Frauenbewegungen in der Welt

Band 2: »Dritte Welt«, AS 170

Band 3: Sozialistische Länder, AS 176

Band 4: Außereuropäische kapitalistische Länder, AS 181

Je Band DM 18,50/15,50 für Studierende. Bei Subskription aller vier Bände je Band DM 13,50

Argument

Rentzelstraße 1 2000 Hamburg 13

30 Jahre Argument

Annette Bus

Vater ist der Beste

Eigentumsverhältnisse in der Reproduktionsindustrie

SURROGATE MOTHERS WANTED

Couples unable to have children willing to pay \$ 10.000 fee and expenses to woman to carry husband's child. Conception by Artificial Insemination. All replies strictly confidential. Contact: Joan Brover, Administrator; Noel P. Keane, Executive Director. The Infertility Center of New York 14 E 16 th St, Suite 1204, NY, NY 10022 (2 12) 371-0811

Village Voice, New York

Leihmutter gesucht. 10000 Dollar, besondere Ausbildung oder Vorkenntnisse nicht benötigt. Zwischen Stellenangeboten für Sekretärinnen und Textverarbeiterinnen wird so der amerikanischen Öffentlichkeit die neueste Verdienstmöglichkeit für die Hausfrau vorgestellt: Schwangerschaft in Heimarbeit.

Schwangerschaft als Heimarbeit ist als Bestandteil der modernen Reproduktionstechnologie in erster Linie eine neue Industrie — Kapital wird investiert, Märkte werden erschlossen und Profite werden gemacht. Die neue Industrie wird legitimiert und den potentiellen Investoren, Konsumenten und Arbeitnehmern verständlich gemacht. Eine heikle Aufgabe, da Leihmutterchaft den bisher als privat verstandenen Bereich der menschlichen Reproduktion betrifft.

Zuerst wird Schwangerschaft deshalb sprachlich in den Prozeß der industriellen Produktion integriert. Der neue Diskurs ist von »emotionalem« Vokabular gereinigt und mit der Terminologie aus der Betriebswirtschaft aufgefüllt. Schwangerschaft wird zum rationalen und planbaren Prozeß, dessen Erfolg allein von gutem Management abhängt. Gleichzeitig wird die Arbeitsteilung der modernen Warenproduktion auf den Produktionsprozeß »Schwangerschaft« übertragen. Es gibt einen Eigentümer der Produktionsmittel Kapital und Spermien und eine Arbeiterin, die zur Fertigung des Endprodukts eingestellt wird. Der Kapitaleigentümer ist automatisch Eigentümer des Endprodukts, auf das die Arbeiterin mit Bezug des Gehaltes jeden Anspruch aufgegeben hat.

Während im herkömmlichen Verständnis von Schwangerschaft die Mutter die zentrale Figur ist, muß in der Neudefinition für Leihmutterchaft die Dominanz des Vaters als Eigentümer sichergestellt werden. Dazu wird Mutterchaft einfach in zwei isolierbare Komponenten aufgeteilt: natürliche und soziale Mutterchaft. Die Mutter ist die Trägerin der natürlichen Mutterchaft, denn in ihrem Körper wächst das Kind; der Vater ist der Träger der sozialen Mutterchaft, nur er, als Eigentümer, ist zur emotionalen und intellektuellen Erziehung des Kindes fähig. Väter sind die besten Mütter. »Baby M.« wurde zum Testfall der neuen Industrie und der neuen Ideologie.

Die Vorgeschichte

Im Februar 1985 erklärt sich Mary Beth Whitehead bereit, gegen ein Gehalt von 10000 US-Dollar für einen gewissen William Stern ein Kind auszutragen. Das Geschäft wird von einer Agentur abgewickelt, die Leihmutter und Samenspenden »paart« und sich um alle vertraglichen Aspekte kümmert.

Mary Beth Whiteheads Biographie enthält alle Klischees einer amerikanischen working class Existenz. Mit 16 verläßt sie die Schule, mit 19 ist sie Mutter von zwei Kindern. Die Familie lebt in einer trostlosen Kleinstadt in New Jersey, manchmal ist der Vater, Richard Whitehead, arbeitslos, manchmal hat er einen Job bei der Müllabfuhr. Mary Beth arbeitet als Tänzerin in der Bar ihrer Schwester, sie bewahrt so die Familie vor dem finanziellen Ruin. Die Auswahl dieser »Fakten« suggeriert finanziellen und moralischen Verfall und verschweigt eine wesentliche andere Realität des Whitehead'schen Familienlebens: Mary Beth hat eine enge und liebevolle Beziehung zu ihren Kindern. Sie ist gerne Mutter und sieht darin auch ihre wichtigste Aufgabe. Als in den Zeitungen immer öfter Suchanzeigen für Leihmütter auftauchen, bewirbt sie sich. Sie möchte anderen Frauen helfen, auch Mutter zu werden.

Im krassen Gegensatz zu den kleinbürgerlichen Verhältnissen der Whiteheads mit ihren aus der Mode gekommenen Idealen von Mutterschaft und Familie stehen die Sterns: sie Ärztin, er Biochemiker, beide in erfolgreichen Karrieren, mit Haus in einer gepflegten Wohngegend von Bergen County, New Jersey. Elizabeth Stern verschiebt den Wunsch nach einem Kind, bis sie sich beruflich etabliert hat. Dann, Mitte 30, ist es zu spät, sie will das Risiko einer Schwangerschaft nicht mehr eingehen. Ihr Mann, William Stern, will jedoch ein Kind, nicht irgendein Kind, sondern sein Kind. Die Wahl fällt auf eine Leihmutter, genauer, Mary Beth Whitehead.

Im März 1986 kommt Melissa auf die Welt. Planmäßig nehmen William und Elizabeth Stern das drei Tage alte Mädchen in der Klinik in Empfang. Doch wenige Tage später erscheint Mary Beth Whitehead bei den Sterns und bittet um das Kind. Die Sterns geben nach, aber als sie, wie vereinbart, Melissa am übernächsten Tag wieder abholen wollen, weigert sich Mary Beth. Drei Wochen bleibt das Kind bei seiner Mutter, dann haben die Sterns eine gerichtliche Verfügung erwirkt. Als die Polizei bei den Whiteheads klingelt, um Melissa zurückzunehmen, hält Mary Beth die Beamten so lange an der Tür auf, bis ihr Mann mit dem Kind fliehen kann. Sie tauchen bei Mary Beth's Eltern in Florida unter, wo sie erst Monate später, im Juli, von Privatdetektiven aufgespürt werden. Diesmal bleibt die Verzögerungstaktik an der Tür ohne Erfolg. Die Detektive bringen Melissa zurück nach New Jersey. Der Richter, der auch die einstweilige Verfügung erlassen hat, gesteht den Sterns, unter Abwesenheit der leiblichen Mutter, das vorläufige Sorgerecht zu. Ein Verfahren wird angestrengt, in dem das endgültige Sorgerecht und die Rechtmäßigkeit des Leihmuttervertrages festgelegt werden sollen.

Der Prozeß

William Sterns Strategie vor Gericht ist einfach: die erfolgreiche Abwicklung eines Vertrages, so argumentiert er, setzt rationale und intelligente Vertragspartner voraus. Wer einen Vertrag bricht, ist entweder dumm, irrational oder betrügerisch — oder alles zusammen —, aber auf keinen Fall zur Kindererziehung geeignet. Mary Beth Whitehead wird so als irrational porträtiert und als unfähig, ihren Pflichten als Staatsbürgerin nachzukommen. Ihre Irrationalität wird festgemacht an ihrer Leistung als Mutter. Sachverständige (gegen Bezahlung versteht sich) bezeichnen Mary Beth Whiteheads Bindung zu ihren Kindern als übertrieben, krankhaft, kompulsiv, ihr Verhalten gegenüber den Sterns als manipulativ und lügnerisch. Solch eine hysterische Frau könne keine gute Mutter sein, da sie die besten Interessen des Kindes im rationalen Gefüge von Staat und Familie nicht erkenne.

Im Laufe des Prozesses wird jedes Detail in Mary Beth Whiteheads Leben von der Anklage und den Medien als öffentliches Eigentum behandelt: ihre Ehe, ihr Vorleben, ihr Bankkonto. Jede noch so alltägliche Handlung wird interpretiert. Mary Beth färbt sich die Haare — ein deutliches Zeichen von Narzißmus; sie legt ihrer Tochter jeden Abend die Kleider für den nächsten Tag heraus — eine überprotektive Mutter; sie bringt Melissa Stofftiere mit anstatt Miniaturtöpfe und -pfannen — kein Verständnis für die Bedürfnisse des Babys; sie animiert Melissa nicht, bestimmte Worte nachzusprechen — sie behindert die intellektuelle Entwicklung des Kindes etc. etc. Die Grausamkeit der Sachverständigen gipfelt in einem Appell an das Gericht, der Mutter nicht nur das Sorgerecht, sondern jegliches Besuchsrecht zu entziehen. Alles natürlich im besten Interesse des Kindes.

Das zentrale Beweisstück der Anklage ist die Tonbandaufzeichnung eines Telefongesprächs zwischen Mary Beth Whitehead und William Stern. In dem Gespräch, das ohne ihr Wissen mitgeschnitten wurde, droht Mary Beth, eher sich und das Kind umzubringen als das Kind aufzugeben. Damit ist endgültig klar: Mary Beth Whitehead ist eine kalte, manipulative Rabenmutter. Hätte sie nur ihren Selbstmord angedroht, wäre das ein Zeichen wahrer Mutterliebe gewesen. Aber sich selbst und das Kind umzubringen ist ein Gedanke, der nur einem hysterischen Hirn entspringen kann.

Der Antipode zur Rabenmutter ist der liebende, treusorgende Vater William Stern, auf jedem Pressephoto stolz und siegesgewiß die Tochter im Arm. Das Drama von der Rabenmutter und dem guten Vater wird aber erst durch die Nebenpersonen komplett: Elizabeth Stern und Richard Whitehead. Elizabeth Stern — gutaussehend, erfolgreich, fortschrittlich — verkörpert die Idealfrau des liberalen Bürgertums. Während des Prozesses aber steht sie ganz im Schatten ihres Mannes, fast ist sie nur Dekoration, ihre Unwichtigkeit wird durch die Tatsache unterstrichen, daß sie den Leihmuttervertrag nicht mitunterschieden hat. Der Wunsch nach einem Kind scheint nicht primär ihrer, sondern der Wunsch ihres Mannes gewesen zu sein. Trotz der soliden Bürgerlichkeit ist den Medien diese Frau suspekt. Auf der einen Seite wird scheinheilig ihrer erfolgreichen Karriere als Ärztin Respekt gezollt, auf der anderen Seite ist ihre Entscheidung, das Kind der Karriere unterzuordnen, immer noch anrüchig. Gegen diesen Hintergrund

wirkt der männlichmütterliche Herr Stern noch überzeugender. Und dann ist da noch die Sache mit der Krankheit ... Elizabeth Stern erklärt, daß sie auf Grund einer leichten Form von multipler Sklerose das Risiko einer Schwangerschaft nicht eingehen wollte. Sie hat ihre eigene Gesundheit ihren Pflichten als Frau vorangestellt.

Elizabeth Sterns Gegenspieler ist Richard Whitehead. In den Medien wird er zum Waschlappen abgestempelt, zum traurigen Versager, der noch nicht einmal seine Familie ernähren kann. Während kein Zweifel darüber besteht, wer im Hause Stern die Hosen anhat, ist der Whitehead'sche Haushalt hosen-, sprich vaterlos. Der starke Vater aber ist in der amerikanischen Gesellschaft das Symbol der intakten bürgerlichen Familie. Die vaterlose Familie dagegen ist ein pathologisches Phänomen der (vor allem nicht-weißen) Arbeiterklasse und Ausdruck der Herrschaft der Frauen, und die ist die Entmannung aller Söhne und Väter. Diese Auffassung ist heute in den USA, 20 Jahre nach ihrer erstmaligen offiziellen Formulierung (im sog. Moynihan-Report) unter Neo-Liberalen und -Konservativen wieder sehr en vogue und eine wesentliche Leitlinie der Familienpolitik.

Durch das Gespenst der vaterlosen Familie sind die Whiteheads endgültig stigmatisiert. Sie sind underclass, somit unfähig, die bürgerlichen Erziehungsideale, die »besten« Interessen des Kindes, jemals zu erfüllen — denn dazu fehlt ihnen das Geld. In Sterns Darstellung sind es immer wieder die finanziell realisierbaren Ideale — Klavier- und Balletunterricht —, die eine gute Erziehung ausmachen. In der Praxis heißt das nicht nur, daß William Sterns Bankkonto Mary Beth Whiteheads Erfahrung als Mutter aufhebt, sondern daß einmal mehr Männer, die ja im allgemeinen besser verdienen als Frauen, die besseren Mütter sind. Natürlich stimmt es, daß in einer Gesellschaft, in der so grundsätzliche Dinge wie Krankenversorgung und Schulausbildung wesentlich vom Einkommen abhängen, finanzielle Sicherheit ein entscheidender Vorteil ist. Aber sogar die *New York Times*, bis kurz vor der Urteilsverkündung immer eindeutig auf der Seite Sterns, verstand schließlich die Implikation der Gleichung »Gutes Einkommen = gute Erziehung« und kommentierte »Im Baby M. Prozeß steht M für 'money'«. ¹

Vertragsbruch und Gleichberechtigung

William Sterns Anspruch auf das alleinige Sorgerecht für Melissa basiert hauptsächlich auf dem Argument, daß Mary Beth Whitehead den Leihmuttervertrag gebrochen und sich somit als verantwortungsbewußte Mutter und Staatsbürgerin disqualifiziert hat. Die Konzentration auf den juristischen Tatbestand des Vertragsbruchs erlaubt der Anklage, ihre Position mit objektiver und rationaler Rechtsprechung zu identifizieren.

Die Reduzierung des Problems Leihmutterschaft auf vertragsrechtliche Aspekte ist in der amerikanischen Öffentlichkeit auf fruchtbaren Boden gefallen. So brauchen politische und ethische Argumente erst gar nicht in die Diskussion eingebracht zu werden und »saubere« Lösungen, diktiert von den Gesetzen, werden möglich. Diese Reaktion ist verständlich in einer Gesellschaft, in der der Vertrag eine mythische Rolle spielt. Zur Realität des Mythos gehört aber auch der Vertragsbruch. Vom Scheidungsanwalt bis zur Rechtsabteilung des multi-

nationalen Konzerns lebt eine ganze Industrie — und das nicht schlecht — von täglichen Vertragsbrüchen. Mary Beth Whiteheads Vertragsbruch wurde aber weniger als juristische Alltäglichkeit gehandelt, sondern als ein Verbrechen besonderer Art. Er wurde zum Symbol für Weiblichkeit, d.h. defekter Männlichkeit, das die Frauen wie die Erbsünde verfolgt. Das Klischee von der gefühlsbetonten Frau, die noch nicht einmal einen Vertrag einhalten kann, diente dazu, Mary Beth Whiteheads Ansprüche als Mutter zurückzuweisen. Durch die Gleichsetzung der Leihmutter mit einer Prostituierten gelang das doppelt gut: »Von einer Prostituierten verlange ich auch, daß sie ihren Vertrag einhält«, kommentierte Lawrence Stone, ein renommierter Historiker aus Princeton.

Noch erfolgreicher als das Argument des Vertragsbruchs ist William Sterns Verweis auf seine Rechte als gleichberechtigtes Elternteil. Nachdem er zuerst jede besondere Mutter-Kind-Bindung verneint, um sich dann auf seine »Gleichberechtigung« zu berufen, schlägt William Stern die Frauenbewegung in gewisser Weise mit ihren eigenen Waffen. Stern, so scheint es vielen Frauen, will lediglich einlösen, wofür sie selbst jahrelang gekämpft haben, nämlich die Beteiligung der Väter an der Kindererziehung. Wenn man Sterns Ansprüche als Vater jetzt zurückweise, befürchten viele Frauen, mache man sich unglaublich und spiele dazu der Reaktion in die Hände, die nur auf eine gute Gelegenheit wartet, den alten Mutter-Mythos wieder hervorzuholen.

Zuerst verdient William Sterns Konzept von elterlicher Gleichberechtigung eine genauere Untersuchung. Obwohl er immer an die Fairness der Frauen appelliert, ist in der Tat von Gleichberechtigung selten die Rede: geteiltes Sorgerecht für Melissa wird abgelehnt, das Urteil stellt das Recht des Mannes auf Fortpflanzung eindeutig über das Recht der Mutter auf ihr Kind. »Ein Vater kann nicht kaufen, was ihm schon gehört«, argumentiert Richter Sorkow in seinem Urteil und demonstriert damit, um was es im Baby M.-Prozeß eigentlich geht: Es geht nicht um die Gleichberechtigung der Väter, es geht um das männliche Recht auf Eigentum.

In den Reaktionen auf William Sterns Gleichberechtigungsargument spiegeln sich die zwei Gegenpole der amerikanischen Frauenbewegung: auf der einen Seite die Vertreterinnen der »absoluten Gleichberechtigung«, die, wenn auch etwas resignierend, Sterns Ansprüche akzeptieren, und auf der anderen Seite die Frauen, die an der Besonderheit von Mutterschaft festhalten und dadurch immer des reaktionären »Biologie ist Schicksal«-Denkens verdächtig werden.

»Wir können nicht beides haben: entweder wir wollen, daß die Männer ihren Anteil an der Verantwortung für Kindererziehung übernehmen, oder wir wollen es nicht«, formulierte Mary Gordon in *Ms. Magazine* das Dilemma der liberalen Frauenbewegung.² Der Bezug auf Gleichberechtigung impliziert m.E. zwei problematische Positionen: nämlich, daß erstens Vaterschaft und Mutterschaft gleich sind, und zweitens, daß Männer und Frauen praktisch schon gleichberechtigt sind, daher jede Art von bevorzugter Behandlung nicht mehr vertretbar ist. Zur scheinbaren Gleichheit von Vaterschaft und Mutterschaft bemerkt Katha Pollit in *The Nation*, daß zwar beide Elternteile zum genetischen Pool des Kindes beitragen, aber daß »23 Chromosomenpaare noch kein Baby ergeben.« Während, vor allem im unpersönlichen Leihmutterverhältnis, der Vater der Samen-

spender ist, ist die Mutter *mehr* als die Ei-Spenderin. Ihre neunmonatige Bindung zu dem Kind darf nicht von der Hand gewiesen werden.³

Die Diskussion um Baby M. zeigt die Sackgasse, in die eine undifferenzierte Gleichheitspolitik führt — eine Politik, die bestehende und historische Ungleichheiten ignoriert. Die Angst, daß die Wahrnehmung, und vielleicht sogar Beibehaltung, von Unterschieden zwischen Frauen und Männern (und zwischen Frauen) der Reaktion in die Hände spielt, ist real und verständlich. Sie ist aber auch bekämpfbar — mit einer offensiven Übernahme des Diskurses über Mutterschaft und Familie von seiten der Frauen.⁴

Anmerkungen

- 1 Im ersten Baby M. Urteil 1987 wurde den Sterns das alleinige Sorgerecht zugesprochen. Das Revisionsurteil 1988 hat diese Verfügung durch gemeinsames Sorgerecht ersetzt, und außerdem Richter Sorkows scharfe Angriffe auf Mary Beth Withehead gerügt — die Probleme, die Leihmutterchaft mit sich bringt, sind jedoch auch mit diesem positiveren Urteil keinesfalls gelöst.
- 2 Gordon, Mary, »Baby M.«, *Ms. Magazine*, Juni 1987.
- 3 Pollitt, Katha, »The strange case of Baby M.«, *The Nation*, 23. Mai 1987.
- 4 Die Diskussion um Baby M., in der es viel mehr als die zwei hier angerissenen Positionen gab, war besonders frustrierend, weil die traditionellen Kategorien »rechts-links/reaktionär-fortschrittlich« sich eindeutig als unbrauchbar erwiesen. Z.B. forderte Elayne Rapping im New Yorker *Guardian* ebenfalls die Legalisierung von Leihmutterchaft, um den Frauen eine neue Verdienstmöglichkeit zu eröffnen, und ihnen damit vielleicht den Weg zum College zu ebnen. Das Primat der Produktion aus marxistischer Sicht: eine richtige Proletarierin will nicht Hausfrau und Mutter sein, sie muß sich an der Produktion beteiligen, um zum wertvollen Soldat im Klassenkampf zu werden.

Kornelia Hauser (Hg.)

Viele Orte. Überall?

Feminismus in Bewegung
Festschrift für Frigga Haug



Viele Orte. Überall?
Feminismus in Bewegung
Festschrift für Frigga Haug
Herausgegeben von Kornelia Hauser

Einen Überblick über ein internationales Projekt: den Marxismus für eine feministische Befreiungsperspektive nutzbar zu machen. Beiträge zur gesellschaftlichen Arbeit, zu weiblichen Vergesellschaftungsprozessen, zum biologischen und sozialen Geschlecht, zu Gleichheits- und Differenzkonzepten, zur Quotierungsdebatte, zu historischen Lebensentwürfen von Frauen, literarische Verarbeitungen weiblicher Erfahrungen. Mit einer Bibliographie der Schriften von F.Haug. 256 Seiten, br., DM 24,-

Carolyn M. Clark

Familie im schwarzen Amerika und in Schwarzafrika

Die schwarze Bevölkerung in der Subsahara-Region und in Nordamerika hat ein gemeinsames kulturelles Erbe, das aber nicht ihre heutige Lebensweise bestimmt. Entscheidend sind die *Entwicklungen* dieses Erbes unter den Bedingungen kapitalistischer Produktionsverhältnisse, deren unterschiedlicher Entwicklungsstand in den beiden Gebieten sowohl Unterschiede als auch Ähnlichkeiten in den kulturellen Formen hervorbringt. Ich untersuche in diesem Aufsatz die Haltungen von schwarzen Müttern in der Subsahara-Region und in Schwarzamerika unter den Bedingungen ökonomischer Unterdrückung, kultureller Beherrschung und politischer Marginalisierung. Meine Arbeitsmittel sind sozialwissenschaftliche Untersuchungen und literarische Darstellungen. Besonders die Romane zeichnen die mütterlichen Haltungen in unterdrückerischen Lebenszusammenhängen in lebendigen Bildern und können Erkenntnisse sozialwissenschaftlicher Forschung erweitern. Ich stütze mich aber auch auf eigene Erfahrungen, die ich als schwarze Amerikanerin in 20jährigem Afrika-Studium sammeln konnte. Meine zentralen Fragen sind die nach der Bedeutung von Ausbildung und der Bereitschaft zur Mobilität für gesellschaftlichen »Aufstieg«, wie diese das Erziehungsverhalten der Mütter bestimmen und der Konstruktion *männlicher und weiblicher* Erwachsener als Folie dienen.

Mütter in Afrika

In den meisten Gesellschaften der Subsahara-Region konstituieren patrilineare Verwandtschaftssysteme patriarchalische Herrschaft. In der Konsequenz männlicher Erbfolge ist die Position der Frauen in den Familien, in die sie einheiraten, bestimmt von ihrer Gebärfähigkeit überhaupt und dem Geschlecht der Kinder. Söhne sind nach wie vor höher angesehen als Töchter. Die Frauen leben nach dem Tod ihrer Ehemänner in den Familien der Söhne, während die Töchter ihre Familien verlassen und in andere einheiraten. Ihre Funktion in der Familie ist die Unterstützung der Mutter bei der häuslichen Arbeit und mit ihrer Heirat dann die, der Familie Subsistenzgüter oder Geld einzubringen.

Der Kolonialismus hat einschneidende Veränderungen der afrikanischen Gesellschaften verursacht, von denen die Geschlechter in unterschiedlicher Weise betroffen waren. Die Männer wurden aus den ländlichen Produktionsgemeinschaften zunehmend in die kolonialistische Geldwirtschaft gedrängt und bildeten ein städtisches Proletariat heraus; gleichzeitig blieben die ländlichen Familienbetriebe dadurch erhalten, daß Frauen Schulausbildung weitgehend verwehrt wurde und sie alternativlos auf den Subsistenzbereich orientiert worden sind. Dies waren die viktorianischer Moral entsprechenden Voraussetzungen, um die in vorkolonialen Zeiten machtvollen Positionen der Frauen in der ländlichen Produktions- und Familiengemeinschaft abzubauen und patriarchale Herrschaft zu festigen. Als typische Lebensweise hat sich so herausgebildet, daß die Väter und die älteren Söhne entfernt von zu Hause Lohnarbeit leisten, während die

Mütter mit den jüngeren Kindern und den überwiegend weiblichen Verwandten ihrer Männer in ländlichen Gemeinschaften leben.

Mütter und Söhne

Die Mütter ermutigen ihre Söhne, die Familie zu verlassen und nach höherer Ausbildung zu streben. Zum einen entspringt dies ihrer Überzeugung, daß Ausbildung die Voraussetzung für gesellschaftlichen Aufstieg darstellt. Zum anderen ist der Wunsch materialistisch begründet, da die Söhne die potentiellen Versorger der Mütter im Alter sind und von ihnen erwartet wird, daß sie zu diesem Zweck einen Teil ihres Einkommens an die Mütter abgeben. Wie diese Orientierung der Söhne auf das Erreichen einer gesellschaftlichen Machtposition außerhalb der traditionellen Lebensbereiche die Frauen selbst zum *Durchbrechen von Traditionen* veranlaßt, zeigt eine Szene in Camara Layes autobiographischem Roman, die seine Kindheit im französischen Westafrika beschreibt: Während seiner Teilnahme an der männlichen Initiationszeremonie hält seine Mutter, umgeben von anderen Müttern, die die *traditionellen* Symbole für Ehre und Männlichkeit schwingen, Camaras Schulheft als Symbol seiner Leistung empor. Im Unterschied zu seiner Großmutter als Repräsentantin der Tradition demonstriert Camaras Mutter gegen die Tradition für Wissen als Voraussetzung für die Überwindung der unzulänglichen Lebensbedingungen der ländlichen Bevölkerung.

Ein Roman von Buchi Emecheta (1979) zeigt allerdings, wie die Erwartungen der Mütter, mit dem Sich-Opfern für die Söhne ihr eigenes Leben zu sichern, enttäuscht werden können: Nnu Ego ermöglicht ihren Söhnen auf Kosten der Erziehung der Töchter und ihrer eigenen Gesundheit eine akademische Ausbildung. Die Söhne sind erfolgreich, erlangen akademische Grade an ausländischen Universitäten, aber sie kümmern sich in keiner Weise um ihre Mutter. Als diese — wahnsinnig geworden — auf der Straße stirbt, besinnen sie sich und arrangieren ein großes Begräbnis, auf dem sie ihrer Mutter als dankbare Söhne späte Ehre erweisen. Emecheta distanziiert sich von der Mutterfigur, die nur für den gesellschaftlichen Erfolg ihrer Söhne lebt und dabei akzeptiert, daß dieser ihre eigene Vernachlässigung hervorbringt. Die Autorin skandalisiert die Situation der Frauen, indem sie auf Bilder zurückgreift, die an weibliche Sklaverei erinnern.

Eine dagegen widerständige Frauenfigur, die gegen die männliche Dominanz in all ihren grausamen Erscheinungsformen nach *eigenem* gesellschaftlichem Erfolg strebt, entwirft Tsitsi Dangarembga (1988). Ihr Roman beginnt mit dem unprosaischen Bekenntnis der jungen Protagonistin: »Ich war nicht traurig, als mein Bruder starb«, und schildert im Rückblick ihr vergebliches Ringen um die Unterstützung für eine Ausbildung. Im Wege stand immer der Bruder, in dessen Ausbildung die Mutter alles investierte, was sie mühsam erarbeitete. Mit zunehmendem Erfolg wird der Sohn immer arroganter und entfremdet sich von seiner Familie — bis hin zu der Weigerung, seine Muttersprache zu sprechen. Aber selbst in seinem plötzlichen Tod vermag die Autorin keine Perspektive für die Schwester zu entwerfen. Der Blick der Mutter bleibt auf den Sohn gerichtet. Sie entschuldigt ihn von seinem Verhalten, indem sie die Ausbildung und den Einfluß von Verwandten als Schuldige findet:

»Zuerst nahm ihr ihm die Zunge, so daß er nicht mehr mit mir sprechen konnte, und nun habt ihr alles genommen ... Ihr und eure Bildung habt meinen Sohn getötet.«

In den Romanen wird deutlich, daß die Mütter für den Erfolg der Söhne das Risiko in Kauf nehmen, sie zu verlieren. Dieses Risiko hat sich in den schwarzafrikanischen Ländern, die ihre Unabhängigkeit erkämpft haben, in den letzten Jahren noch erhöht. Indem eine Ausbildung für immer mehr Menschen ermöglicht wurde, garantiert sie immer weniger einen Arbeitsplatz. Dies führt dazu, daß viele ihre Qualifikationen in der Hoffnung weiterführen, daß der nächste Abschluß, das nächste Diplom einen Arbeitsplatz bringen werden. Viele, die sich zur Unterstützung ihrer Mütter verpflichtet fühlen, gehen aus Scham darüber, daß sie dies nicht realisieren können, gar nicht mehr nach Hause. So sind die auf dem Land zurückgebliebenen Mütter zunehmend angewiesen auf die Unterstützung durch Freunde und Verwandte.

Mütter und Töchter

Die Mütter in der Subsahara-Region sind in viele Frauengemeinschaften integriert: in die Gemeinschaft der weiblichen Familienmitglieder, in Marktfrauenvereine, religiöse Kultgruppen, Dorforganisationen usw. Ihre Töchter binden sie in alle ihre Aktivitäten ein. Die gemeinsame Erfahrung als den Männern untergeordnete Familienmitglieder läßt sie in der vom anderen Geschlecht separierten Sphäre starke emotionale Beziehungen untereinander entwickeln (vgl. Rudo Gaidzanwa 1985). So eindeutig, wie die Mütter an der Perspektive des gesellschaftlichen Erfolges für ihre Söhne arbeiten, so eindeutig orientieren sie ihre Töchter auf die Ehe. Da Frauen sehr viel schlechter bezahlt werden als Männer, sehen die Mütter in der Erwerbstätigkeit ihrer Töchter keine Perspektive. Folgerichtig hindern sie ihre Töchter allzu häufig daran, ihre Schulausbildung abzuschließen, um das dafür aufzuwendende Geld lieber in die Ausbildung der Söhne zu stecken. Welche Mechanismen dem Widerstand der Töchter gegen solche Verhinderungen entgegenstehen, wird in Dangarembgas Roman *Nervous Conditions* deutlich. Fatalistisch begründet die Mutter ihrer Tochter die Notwendigkeit, die Schule zu verlassen:

»Frausein ist eine schwere Last ... wie sollte es auch anders sein? Sind wir nicht diejenigen, die die Kinder gebären? Man kann sich nicht heute für das eine und morgen für das andere entscheiden und übermorgen für die Schule! Wenn es nötig ist, bist du diejenige, die sich opfern muß. Das ist nicht leicht; man muß das von Kindesbeinen an lernen. Je früher, um so leichter ist es später. In diesen Tagen haben wir es schwer als Schwarze und als Frauen. Was dir auf Dauer helfen wird, mein Kind, ist, die Lasten des Lebens durch Ausdauer und Kraft tragen zu lernen.«

Die Tochter läßt sich davon nicht beeindrucken und beschließt, Mais anzubauen und zu verkaufen und damit selbst das notwendigste Schulgeld zu beschaffen. Ihr Vater macht ihre Anstrengungen lächerlich; und trotz der Bewunderung und Sympathie, mit der ihre Mutter ihre Hartnäckigkeit betrachtet, verweigert sie ihr jede Unterstützung, wenn sie sagt:

»Akzeptiere dein Los und genieße es, wo immer du kannst. Daran läßt sich nichts ändern.« Die Entwicklung in den afrikanischen Ländern zeigt jedoch, daß solche fatalistischen Ratschläge schon in einigen Fällen ins Leere gehen. So gibt es — noch

vereinzelt, aber zunehmend — Frauen, die heute ein von den patriarchalischen, ländlichen Familienverhältnissen unabhängiges Leben als unverheiratete Mütter und Arbeiterinnen in der Stadt versuchen. Aber auch hier holt sie die Dominanz der Männer in allen Lebensbereichen ein: Obwohl z.B. der Anteil der Mädchen mit Haupt- und Mittelschulabschluß steigt, erhöht dies kaum ihre Chancen auf einen adäquaten Beruf, weil Jungen bei der Notengebung, der Vergabe von Arbeitsplätzen und der Höhe des Einkommens bevorteilt werden. Einen Ausweg sehen einige Frauen in der Prostitution. Oft mit Billigung der Eltern sorgen sie so für ihre Kinder und unterstützen obendrein ihre Familien (vgl. Ngugi wa Thiong'o, Luise White). Ein anderer, vielversprechender Weg ist die Gründung von Frauenhaushalten: Sowohl in städtischen als auch ländlichen Gebieten ermöglichen Frauen sich so ökonomische Kooperation und sexuelle Unabhängigkeit (vgl. Christine Obbo 1976).

Mütter und Töchter sind durch ihre gesellschaftliche Position als Frauen in der Gesellschaft miteinander verbunden. Darin liegt eine Chance. Frauen, die mit der Tradition brachen, um sich durch Ausbildung gesellschaftliche Möglichkeiten zu erobern und finanzielle Unabhängigkeit zu erreichen, wünschen sich für ihre Töchter meist das gleiche. Eine Erhebung, die ich mit über 200 Studentinnen und Studenten an der Universität von Zimbabwe durchgeführt habe, hat ergeben, daß mehr als ein Drittel der Studentinnen Töchter erwerbstätiger Mütter sind, dagegen nur ein Fünftel der Studenten. Allerdings werden diese Mütter von anderen Frauen nicht unbedingt mit Wohlwollen betrachtet. Die schon erwähnte Nnu Ego aus dem Roman von Buchi Emecheta, die sich für ihre Söhne aufopfert, ist entsetzt über eine der Frauen ihres Mannes, die den verantwortungslosen Mann verläßt, zu Vermögen kommt und ihre Tochter auf eine gute Schule schickt. Mütter wollen das Beste für ihre Töchter, aber sie haben gerade erst begonnen, darüber nachzudenken, was das Beste eigentlich ist; und wenn sie es zu wissen glauben, werden sie noch sehr behindert, Wege zu gehen, die sie ihrem Ziel näherbringen.

Schwarzamerika

Die starke Mutter

In den schwarzen *communities* stellt die Geburt des ersten Kindes — unabhängig von dessen Geschlecht, das im Unterschied zu Afrika keine Bedeutung für den Status der Mütter hat — einen entscheidenden Einschnitt im Leben einer Frau dar. Ihre Mutterschaft definiert sie als erwachsene Person, die prinzipiell in der Lage ist, eigenständig für ihre Reproduktion und die ihrer Kinder zu sorgen (vgl. Toni Cade Bambara 1970). Daß sich dies real anders darstellt, zeigt die Tatsache, daß die jungen Mütter — ledig oder auch mit Ehemann — oft in ihren Familien bleiben. So stellt sich für sie das Problem, sich von ihren Müttern zu emanzipieren.

Schwarze Amerikanerinnen tendieren dazu, sich ein Leben lang für ihre Kinder verantwortlich zu fühlen. Sie nehmen in der Familie die Mutterposition für alle ein — auch für die Enkelkinder. Dies zeigt sich daran, daß die Enkel ihre Großmütter oft »Mother« oder »Big Mama« nennen. Aber nicht mehr wie früher

bleiben die Großmütter zu Hause und ermöglichen ihren Töchtern Erwerbstätigkeit dadurch, daß sie ihnen die Kinderbetreuung zu Hause abnehmen. Die Arbeitsteilung hat sich dahingehend verändert, daß Mütter und Großmütter häufig erwerbstätig sind und für die Kinderbetreuung staatliche Unterstützung in Anspruch nehmen, so daß sich der Emanzipationsprozeß der Töchter von den Müttern nicht in der Teilung der Reproduktionsbereiche entwickelt. Heirat und die Geburt eines Kindes garantieren noch nicht den Erwachsenenstatus der Frauen. Entscheidend ist die Sicherung der materiellen Existenz für die Kinder und sich selbst durch Erwerbsarbeit.

Die Tendenz der schwarzen Amerikanerinnen, sich ein Leben lang für ihre Kinder verantwortlich zu fühlen, ist weitgehend in den sozialen Bedingungen des Lebens der schwarzen Bevölkerung begründet. In ihnen erhält die Familie eine wichtige Bedeutung und stellt einen Schutz mit ökonomischer und emotionaler Unterstützung dar in einer Erfahrungswelt, die durch Armut und Rassismus in der kapitalistischen »weißen« amerikanischen Gesellschaft bestimmt ist. Dennoch sind schwarze amerikanische Mütter nicht immer nur stark und aufopferungsvoll. Vor allem in der ständig wachsenden »underclass«, die aus Langzeitarbeitslosen besteht, geht es oft kaum um mehr, als aus dem Schlechten »das Beste« zu machen. Mütter sagen sich auch von ihren Kindern los, wenn sie ihren Kampf gegen die zerstörerischen Verhältnisse — manifestiert im Drogenproblem, in Prostitution, Kriminalität usw. — als aussichtslos erkennen.

Wie in der Subsahara-Region betrachten auch die schwarzen Frauen in Amerika Ausbildung als wichtige Voraussetzung für einen erfolgversprechenden Arbeitsplatz und ein besseres Leben. Aber im Unterschied zu Afrika ermutigen sie auch ihre Töchter, zur Schule und zur Universität zu gehen und akademische Grade anzustreben. So ist der Anteil schwarzer *Studentinnen* in amerikanischen Colleges höher als der schwarzer Studenten. Schwarze Mütter in Amerika machen ihren Töchtern die Notwendigkeit deutlich, auch im Falle einer Ehe ihre ökonomische Unabhängigkeit durch Erwerbstätigkeit zu sichern, was allerdings nichts daran ändert, daß sie als hauptverantwortlich für die Kinder angesehen werden. Daß schwarze Mütter ihre Kinder zu qualifizierter Ausbildung drängen, ist auch ein Effekt der durch die Bürgerrechtsbewegung seit den sechziger Jahren erkämpften verbesserten Zugangsmöglichkeiten zu Schule und Universität für Schwarze. Damit haben sich die Möglichkeiten gesellschaftlichen Aufstiegs erweitert, die gleichzeitig zu einer grundlegenden Veränderung der *Black community* führt. Deren »Kitt« war die gemeinsame Erfahrung der Positionierung ihrer Mitglieder auf der untersten Stufe der sozialen, ökonomischen und politischen Hierarchie der »weißen« kapitalistischen Gesellschaft. Durch die Aufstiegsmöglichkeiten bildet sich so etwas wie ein schwarzer Mittelstand heraus. Die »Erfolgreichen« verlassen die schwarzen Ghettos und lassen sich in relativem Wohlstand in den Vororten nieder. Durch die Erfolge der Bürgerrechtsbewegung unsicher geworden, ob die Erklärung für den gesellschaftlichen Status der Schwarzen in Amerika notwendig Rassismus ist, sind viele von ihnen empfänglich für individualistische Ideologien, die die einzelnen als Bauherren ihrer eigenen Realität unterstellen. Sie brechen aus der Gemeinschaft der *outcasts* aus. So tragen sie dazu bei, daß das, was in den *communities* Kraft schöpfen ließ für die

alltägliche Lebensbewältigung unter ausbeuterischen und diskriminierenden Bedingungen — kulturelle Mannigfaltigkeit und Solidarität —, sich immer mehr verliert. Dies verschlimmert die Situation derjenigen, die in der *community* zurückbleiben, weil sie über Ausbildung nicht den Weg zum Erfolg geschafft haben. Ihre Erfahrung, daß Abiturienten arbeitslos sind, daß kriminelle Aktivitäten mehr Geld bringen als »ehrliche« Arbeit, daß schwarze Collegeabsolventen auf dem Niveau von weißen Highschool-Abgängern arbeiten usw., verarbeiten sie resignativ. Unter diesen Bedingungen liegt für die jungen schwarzen Frauen in der Mutterschaft eine Perspektive, die sie trotz ihrer Begrenztheit bejahen: Ihr Leben mit ihren Kindern ist von der Hoffnung getragen, daß diese ihr Leben anders gestalten werden, als es ihnen selbst möglich war.

Mutterschaft wurde in der schwarz-amerikanischen Literatur besonders von männlichen Autoren lange Zeit glorifiziert, Mütter wurden als *Erlöserinnen* der *community* beschrieben. Die Komplexität weiblicher Erfahrungen unter der Bedingung *Rassismus* wurde — so folge ich der Literaturkritikerin Barbara Christian — erstmals mit Paule Marshalls Roman *Brownstone, Brown girl* (1959) verdeutlicht. Später ist es Alice Walker, die den Kampf um weibliche Identität beschreibt. Die Romane *The Color Purple* und *Meridian* handeln von Frauen, die ihre Kinder verlassen, um Wege gehen zu können — Ausbildung, Arbeit in der Bürgerrechtsbewegung —, die ihnen langfristig ein menschlicheres Leben sichern. Diese Romane können als Indiz dafür genommen werden, daß schwarze amerikanische Frauen dem Kampf um Selbstbestimmung einen größeren Raum in ihrem Leben geben werden als bisher, und daß Mutterschaft in dieser Perspektive eine neue Bewertung erfährt und als Chance begriffen wird.

»Mutters kleiner Mann«

Über das Verhältnis schwarzer amerikanischer Frauen und Männer zu schreiben, führt an einen Brennpunkt der aktuellen Kämpfe und Auseinandersetzungen um kulturelle Formen im schwarzen Amerika. Neuere Literatur und vor allem feministische Kritik haben die Wirkung von Feuern, in deren Schein der Sexismus in der Geschlechterbeziehung unübersehbar deutlich hervortritt, und deren Flammen den Mythos von den »pathologisch matriarchalischen« Familien und der unkontrollierbaren Sexualität schwarzer Männer, der durch sozialwissenschaftliche Abhandlungen genährt worden ist (u.a. Moynihan 1967), zu zerstören beginnen. Dies verbessert die Situation schwarzer Frauen nicht unmittelbar. Es geht einher mit einem Verlust von Vertrauen in die Stärke der Mütter und verunsichert sie vor allem in der Beziehung zu ihren Söhnen. Sie leben in dem Konflikt, ihre Söhne so erziehen zu wollen, daß sie sich sowohl in der schwarzen Männergesellschaft als auch als Schwarze in der rassistischen Gesellschaft behaupten können. Dazu gehört neben Ausbildung auch die Vermittlung männlicher Werte wie Stärke und Mut. Versagen die Söhne, wird die Schuld daran ihren Müttern zugeschoben. Gleichzeitig wissen die Frauen, daß die kleinen Beschützer ihrer Schwestern, »Mutters kleiner Mann«, später die Männer sind, die sich die Frauen unterwerfen. So ruft die Thematisierung der Mutter-Sohn-Beziehung bei den Müttern der *community* sehr viel Angst hervor, daß mit der Offenlegung

der sozialen Strukturen und darin des Sexismus der noch vorhandene Zusammenhalt zerstört wird. Aber gleichzeitig liegt in ihr die Hoffnung auf eine Veränderung dieser Strukturen in der Perspektive von mehr Selbstbestimmung der Frauen.

Deine Kinder sind nicht deine Kinder

Am Ende meiner Betrachtungen soll der Text eines Liedes stehen, mit dem die populäre Folk-Gospel Gruppe »Sweet Honey in the Rock« derzeit den schwarzen Frauen Gedanken von Kahlil Gibran über Mütter und ihre Kinder nahebringt:

»Deine Kinder sind nicht deine Kinder, sie sind die Söhne und Töchter der Sehnsucht des Lebens nach sich selbst. Sie kommen durch dich, aber nicht von dir, und obwohl sie bei dir sind, gehören sie dir nicht. Du kannst ihnen deine Liebe geben, aber nicht deine Gedanken, denn sie haben ihre eigenen Gedanken.«¹

Mit diesem Lied bekunden »Sweet Honey in the Rock« die Bejahung des Lebens der schwarzen Mütter in Afrika und Amerika und ihr Verlangen, ihren Kindern Vertrauen in dieses Leben zu ermöglichen. Es ist ein Lied gegen die Resignation und befreit die Mütter ein Stück von der Last ihrer Verantwortung. Es will uns sagen, daß wir nicht *allein* für das Leben unserer Kinder verantwortlich sind; daß das Beispiel, das wir ihnen geben, die Mühe, die wir uns machen, nur ein Teil dessen ist, was die Entwicklung unserer Kinder bestimmt.

Die Zukunft, die Mütter für das Leben ihre Kinder erträumen, steht gegen ihre eigenen Erfahrungen, gegen das Wissen um reale Möglichkeiten. So sind die schwarzen Frauen in Afrika und Amerika nicht immer optimistisch und selbstaufopfernd um jeden Preis. Ihre Hoffnungen flammen auf beim Anblick eines neugeborenen Kindes, aber sie verringern sich ein Stück mit jedem weiteren Kind und sind verbraucht, wenn sie die Kinder an die Welt verlieren, für die sie sie vorbereitet haben, und vor der sie sie gleichzeitig zu schützen versuchten.

Die Frauen in beiden Kontinenten kennen ihre begrenzten Möglichkeiten, auf das Leben ihrer Kinder Einfluß zu nehmen und bewegen sich gleichermaßen zwischen Hoffnung und Resignation. Dabei sind die Verhältnisse der amerikanischen Schwarzen weder eine einfache Verlängerung der afrikanischen Lebensweise noch stellen sie deren Umkehrung dar. Mit der Veränderung der Produktionsweise in der Subsahara-Region haben sich für die afrikanischen Frauen nur marginal Ausbildungs- und Erwerbsmöglichkeiten ergeben, während die schwarzen Frauen in Amerika auf Ausbildung und Erwerbsarbeit als Voraussetzung eines materiell unabhängigen Lebens orientiert werden. Die afrikanischen Mütter bereiten ihre Söhne auf eine Gesellschaft vor, deren Ideologien und kulturelle Formen sie nicht verstehen und der sie somit nicht trauen können. Aber sie erkennen, wenn Traditionen ihre Söhne hindern, Möglichkeiten in der »fremden« Welt. Sie suchen dann durch die Uminterpretation der Tradition nach neuen Wegen für sie und begeben sich damit selbst in Neuland. Schwarze Amerikanerinnen sehen mit Trauer den Verlust ihrer traditionellen kulturellen Formen als Preis für den ökonomischen Erfolg in der kapitalistischen Welt. Aber sie sehen auch die Notwendigkeit dieses Erfolges in einer Gesellschaft, die weniger als je zuvor *allen* Arbeit als Grundlage ihrer Existenzsicherung garantiert. Während in

Afrika die Arbeitsteilung der Geschlechter eindeutig ist und nur wenige Frauen ein Bewußtsein ihrer Unterordnung unter Männer haben, stellt sich das Geschlechterverhältnis der schwarzen Amerikaner auch für die einzelnen widersprüchlicher dar. Frauen sind erwerbstätig und auch Männer übernehmen Arbeiten im Reproduktionsbereich der Familie. Die Arbeitsteilungen überschneiden und vermischen sich, ohne daß sich das Herrschaftsverhältnis der Geschlechter änderte: Die *community* ist nach wie vor durch die Dominanz und Macht der Männer gekennzeichnet. So scheinen die schwarzen amerikanischen Frauen gefangen in den Herrschaftssystemen der amerikanischen Gesellschaft — hoffend gegen die Hoffnung. Aber gleichzeitig spitzen sich — wie ich gezeigt habe — die Widersprüche zu, und darin keimt eine neue Hoffnung.

Aus dem Amerikanischen übersetzt und gekürzt von Barbara Ketelhut

Anmerkung

- 1 Die Übersetzung dieses Liedertextes ist übernommen aus: A.S. Neill: Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung. Reinbek 1965

Literaturverzeichnis

- Achebe, Chinua, 1963: No Longer at Ease. London
 Bambara, Toni Cade, 1970: The Black Woman. New York
 Brooks, Gwendolyn, 1963: The Children of the Poor. In: The Selected Poems. New York
 Christian, Barbara, 1985: An Angle of Seeing Motherhood. In: Black Feminist Criticism. New York
 Dangarembga, Tsitsi, 1988: Nervous Conditions. London
 Emecheta, Buchi, 1979: The Joys of Motherhood. New York
 Gaidzanwa, Rudo, 1985: Images of Women in Zimbabwean Literature. Harare (Zimbabwe)
 Glazer Schuster, Ilsa M.: New Women of Lusaka
 Hughes, Langston, 1968: Mother to Son. In: The Dream Keeper (New York 1944), zit. in M. L. King jr.: Where Do We Go From Here. New York
 Kochman, Thomas, 1972: Rapping and Styling Out
 Laye, Camara, 1954: Einer aus Kurussa (L'enfant noir). Zürich
 Moynihan, Daniel Patrick, 1967: The Negro Family: The Case for National Action. Cambridge (Mass.)
 Obbo, Christine, 1976: Dominant Male Ideology and Female Options: Three East African Case Studies. In: Africa 46
 Tanner, Nancy, 1974: Matrilocality in Indonesia and Africa and among Black Americans. In: M. Rosalda and L. Lamphere (Hrsg.): Woman, Culture and Society. Stanford
 Thiong'o, Ngugi wa, 1983: Der gekreuzigte Teufel. Frankfurt/M.
 Walker, Alice, 1984: Die Farbe Lila. Reinbek
 dies., 1984: Meridian. München

Alex Demirović

Marx und die Aporien der Demokratietheorie

I

Das Defizit einer Demokratietheorie gilt als eine der Ursachen nicht nur für undemokratische soziale Praktiken, die mit der Tradition der sozialistischen Bewegung und des Marxismus verbunden waren und sind, sondern auch dafür, daß es ihr kaum zu gelingen scheint, ihre Ziele vom Niveau der bürgerlich-parlamentarischen Demokratie aus zu formulieren und damit die Initiative für die Entwicklung demokratischer Vergesellschaftungsformen zu übernehmen.

Der zentrale Einwand richtet sich gegen Marx' Vorstellung, wonach die Arbeiterklasse das gesellschaftliche Allgemeininteresse repräsentiere, weil sie auf Grund ihrer spezifischen sozialen Lage als ausgebeutete Klasse den gesellschaftlichen Reichtum produziert, der jedoch von einer kleinen Gruppe von Kapitalisten privat angeeignet wird. Diese bestimme die Entwicklung der gesellschaftlichen Entwicklung nach Prinzipien der Profitmaximierung gegen die Mehrheit der Bevölkerung und gegen die faktisch bereits existierenden Formen der gesellschaftlichen Kooperation. Demgegenüber könne die Arbeiterklasse mit der Vergesellschaftung der Produktionsmittel den Gegensatz von Herrschenden und Beherrschten, von allgemeinen und besonderen Interessen überwinden. So erscheint der Wille der Arbeiterklasse als gesamtgesellschaftlicher und, da eindeutig gegenüber der Bourgeoisie polarisiert, homogener Wille. Marx, so die Kritik, muß eine identitäre Klasse und ein identitäres Volk konstruieren, deren einheitliches Interesse als solches das Allgemeinwohl verkörpert (vgl. Benhabib 1986, Preuß 1987). Verstärkt wird dies durch den Anspruch des Marxismus, mit der Kenntnis der kapitalistischen Entwicklungsgesetze wissenschaftlich zu wissen, welches Interesse als allgemeines gelten kann (Foucault 1978, 23, 63f.).

Daraus ergibt sich ein weiterer Einwand. Das demokratische Ideal des Sozialismus ist die Selbstherrschaft des Volkes. Doch können die Implikationen dieser Formel eine verhängnisvolle Dynamik entfalten. »Selbstherrschaft des Volkes« legt zunächst die unproblematische Identität eines mit sich selbst versöhnten Kollektivs nahe, während es sich de facto um eine Reflexionskategorie handelt. Das Volk bezieht sich auf sich selbst, ist also sowohl Subjekt wie auch Objekt der Handlung. Im einen Fall handelt es sich um einen Kollektivwillen, im anderen um die Vielzahl der einzelnen Individuen, deren vielfältige Interessenlagen sich nicht an sich mit dem Kollektivwillen decken. So kann Selbstherrschaft zu einer besonders intensiven Form sozialer Herrschaft werden, wenn ein sich für allgemein und allzuständig haltender, weder normativ gebundener noch institutionell gegliederter Kollektivwille auf die individuelle Lebenssphäre mit je eigenen Interessenlagen trifft, die nicht mit ihm identisch sind (Preuß 1987, 148f.). Preuß hält dies für die Erblast des Rousseauismus, in dessen Tradition Marx annehme, daß der Sozialismus praktisch der Homogenität der Klassenlage gesellschaftlichen Ausdruck gebe, auf diese Weise der Gegensatz von allgemeinem und individuellem Interesse wegfalle und sich jede Form politischer Organisation als

Vermittlungsinstanz zwischen Allgemeinem und Einzellnem erübrige (vgl. Preuß 1985). Marx habe hier faktisch die moderne funktionale Differenzierung und das damit verbundene Bedürfnis nach individueller Autonomie und die Vielfalt von individuellen und kollektiven Interessenlagen ausgeblendet (Preuß 1987, 150).

Nicht allein in dieser allgemeinen Zielbestimmung von Sozialismus sind eine Reihe der Demokratie abträgliche Konsequenzen impliziert, sondern auch in den sich daraus ergebenden Vorstellungen des Weges und der Strategie, dieses Ziel zu erreichen. Bürgerliche Demokratie wird als ein *Herrschaftsmittel* der Bourgeoisie aufgefaßt, das, den homogenen Willen der Arbeiterklasse fragmentierend und zersplitternd, die Arbeiterklasse an der Revolution hindert, in der sich der in ihre soziale Lage eingeschriebene Allgemeinwillen empirisch realisieren kann. Demokratie erscheint als etwas ausschließlich zukünftiges und hat mit den existierenden demokratischen Verfahren der parlamentarischen Massendemokratien gar nichts zu tun. Demgegenüber, so die Kritik, kann auf Formen der Mediatisierung der gesellschaftlichen Willensbildung nicht verzichtet werden (Preuß 1985, 1987; Zimmermann 1986). Es müssen Formen und Verfahren entwickelt werden, die den Allgemeinwillen nicht voraussetzen, sondern, ausgehend von individuellen und kollektiven Bedürfnis- und Interessenlagen, seine immer erst noch stattfindende Ausbildung ermöglichen (Laclau, Mouffe 1985; Benhabib 1986). Damit kann die tradierte revolutionaristische Vorstellung eines totalen und reinen Gegensatzes von bürgerlicher Demokratie als bloßer Herrschaft und Diktatur der Bourgeoisie einerseits und Revolution und Sozialismus andererseits überwunden werden. Die sozialistische Perspektive könnte sich in der Kontinuität demokratischer Verfahren entwickeln, die heute bereits praktiziert werden, könnte von diesen ausgehen und sie im Sinne einer Demokratisierung weiterentwickeln. Mit Rosa Luxemburg zu sprechen: Nur Demokratie schafft mehr Demokratie.

Im folgenden möchte ich zeigen, daß schon Marx diese gegen ihn kritisch vorgebrachten Einwände gegen die traditionelle Demokratietheorie entwickelt und gerade deswegen darauf verzichtet hat, eine »bessere Demokratietheorie« zu erarbeiten, da diese die Probleme nur erneut reproduziert hätte. Demgegenüber versuchte er, mit der Kritik der kapitalistischen Arbeitsteilung über die Demokratietheorie als ganzer hinauszugehen.

II

Die Diskussion über Marx war in den vergangenen Jahrzehnten gekennzeichnet von einer Entgegensetzung eines Früh- und Spätwerks. Erwarteten diejenigen, die an praxisphilosophischen Fragestellungen arbeiteten, von einer Interpretation der frühen Aufschluß über methodische und normative Grundlagen der späten Arbeiten, so hatte Althusser die Vorstellung der Werkkontinuität zurückgewiesen. Die von Marx ab 1845 ausgearbeiteten wissenschaftlichen Begriffe ließen sich nicht durch die von ihm ja gerade überwundenen philosophischen Kategorien erklären.¹ Anders als bei dieser komplementären Entgegensetzung von zwei Entwicklungsperioden in den Arbeiten von Marx, erscheint es mir für die hier verfolgte Fragestellung sinnvoll, gerade einige Argumente aus Marx' frühen Schriften, auf die noch am ehesten die oben dargestellte Kritik zutreffen könnte,

so zu präsentieren, daß ihre demokratietheoretischen und vor allem -kritischen Implikationen und die Logik der Übergänge zur Fragestellung des wissenschaftlichen Werks deutlich werden. Ich unterscheide im folgenden bis einschließlich der *Deutschen Ideologie* vier Argumentationsmodelle bei Marx.

1. Der Partikularismus des Staates

Ausgangspunkt in Marx' Arbeiten des Jahres 1842 ist, daß der Staat das Sittlich-Allgemeine verkörpert. Staatliches Handeln wird an einem normativen Begriff von Recht als Ausdruck des allgemeinen Willens gemessen (vgl. Maihofer 1987). Sofern es wirklich rechtmäßig ist, ist es allgemein, und die Allgemeinheit des Staates und die Interessen der Staatsbürger sind von vornherein identisch. »Der sittliche Staat unterstellt in seinen Gliedern die Gesinnung des Staates, sollten sie auch in Opposition gegen ein Staatsorgan, gegen die Regierung treten ...« (MEW 1, 15). Im allgemeinen und formalen Gesetz kann es keinen Gegensatz zwischen ihnen geben, denn im Gesetz hat die Freiheit einen von der Willkür der einzelnen unabhängigen Ausdruck angenommen. Interessengegensätze treten dann auf, wenn die Interessen partikular sind. Doch ist aus der Sicht von Marx die Partikularität der Interessen der einzelnen solange kein Problem, wie sie nicht den Anspruch auf Allgemeinheit erheben. Gerade diesen Anspruch greift er an und zeigt, daß sich staatliche Instanzen, die Regierung, die Verwaltung etc., interessenborniert verhalten und das Monopol des Staates, die Normalität eines Staates durch die Gesetzgebung zu normieren, für partikularistische Ziele einsetzen. Eine solche Usurpation des Allgemeinwillens beobachtet Marx im Fall der Zensurgesetzgebung, die nicht eine Tat, sondern Gesinnungen und Meinungen verfolgt. Durch ein solches Gesetz wird die Einheit und Allgemeinheit des Gesetzes willkürlich zerstört und der Staat in Parteien gespalten. Es ist das »Gesetz einer Partei gegen eine andre Partei« (ebd., 14). Die Partei, die Marx angegriffen sieht, ist die Presse und ihr modus operandi, die Kritik, aber auch die wissenschaftliche Erörterung von Argumenten. Einseitigkeit und Unvorsichtigkeit sind, Marx zufolge, notwendig, damit es zur Diskussion und kritischen Auseinandersetzung kommt: »... und der Verstand ist nicht nur einseitig, sondern es ist sein wesentliches Geschäft, die Welt einseitig zu machen, eine große und bewunderungswürdige Arbeit, denn nur die Einseitigkeit formiert und reißt das Besondere aus dem unorganischen Schleim des Ganzen.« (Ebd., 118) Mit der Einrichtung der Zensur und der präventiven Überprüfung von Meinungen beansprucht ein Staatsorgan für sich eine umfassende Vernunft. Denn es muß glauben, die Standards einer entwickelten wissenschaftlichen Diskussion bestimmen und überprüfen lassen zu können. Seine eigene Einseitigkeit und Partikularität soll damit nicht selbst zum Gegenstand der Kritik gemacht werden können. »Die Zensur hebt den Kampf nicht auf, sie macht ihn einseitig, sie macht aus einem offenen Kampf einen versteckten ...« (Ebd., 55) Marx betont demgegenüber die Notwendigkeit der *offenen Entfaltung gesellschaftlicher Gegensätze*, die für die Ausgestaltung der Freiheit entscheidend ist. Allgemeinheit läßt sich demnach nicht als Homogenität verstehen. Denn Freiheit ist die »Freiheit der anderen« (ebd., 51, vgl. auch 69) — und sie ist nur durch offene und öffentliche Kritik möglich.

Obwohl diese frühen Überlegungen auf eine identitäre Denkfigur, die unzerstörte Sittlichkeit des Staates, zurückzugreifen scheinen, verhält es sich geradezu umgekehrt. Offensichtlich geht Marx nicht davon aus, daß die Allgemeinheit des Staates als solche gegeben ist. Gegen Identität und Homogenität betont er Differenz und Kritik. Allgemeinheit und Sittlichkeit des Staates bestehen darin, daß sich alle gesellschaftlichen Positionen frei artikulieren können. Auch das sittliche Staatswesen ist mediatisiert — es bezieht sich auf sich selbst durch die Presse. Die Presse, aufs engste verbunden mit dem Gesetz und definiert als das vernünftige und sittliche Wesen der Freiheit (ebd., 54), ist das Medium, in dem die staatliche Selbstbezüglichkeit organisiert wird und die öffentliche Meinungs- und Willensbildung stattfindet.

»Die freie Presse ist das überall offene Auge des Volksgeistes, das verkörperte Vertrauen eines Volkes zu sich selbst, das den Einzelnen mit dem Staat und der Welt verknüpft ... Sie ist die rücksichtslose Beichte eines Volkes vor sich selbst ... Sie ist der geistige Spiegel, in dem ein Volk sich selbst erblickt, und Selbstbeschauung ist die erste Bedingung der Weisheit. Sie ist der Staatsgeist, der sich in jede Hütte kolportieren läßt, wohlfeiler als materielles Gas.« (Ebd., 61)

Die Presse — wie auch die Wissenschaft — trägt, indem sie Positionen zum Gegenstand der Kritik macht, zur öffentlichen Willensbildung bei. Sie ist das gesellschaftlich institutionalisierte Medium der Selbsterkenntnis und »Selbsterziehung« des souveränen Volkes. Denn durch die öffentliche Auseinandersetzung werden die individuellen Interessen und Zwecke des einzelnen in »allgemeine Zwecke, der rohe Trieb in sittliche Neigung, die natürliche Unabhängigkeit in geistige Freiheit verwandelt«. Erst in diesem Prozeß bildet sich die Identität des Staates aus, in der der »einzelne sich im Leben des Ganzen und das Ganze sich in der Gesinnung des einzelnen genießt« (ebd., 95). Der von allen konsensual getragene Kollektivwille ist Ergebnis also eines offenen und kritischen Diskussionsprozesses, der durch die freie Entfaltung aller Partikularinteressen und ihrer kritischen Bearbeitung ermöglicht wird. Das Allgemeine wird nicht vorausgesetzt.

2. Die Trennung von Staat und Gesellschaft

Doch gibt es partikuläre Mächte, wie die Staatsorgane und das Privateigentum, die die Allgemeinheit des Staates und des Gesetzes usurpieren und damit die Entfaltung ihrer Sittlichkeit blockieren und schließlich sogar zerstören. Es gibt also de facto eine Asymmetrie von Interessenlagen, die die idealisierte Pluralität von unterschiedlichen Lebensweisen begrenzt und damit die Freiheit einschränkt, die idealisierte Allgemeinheit des Gesetzes untergräbt und die Lernfähigkeit einzelner sozialer Gruppen systematisch behindert. Angesichts dessen sieht sich Marx zunehmend vor die Notwendigkeit gestellt zu überprüfen, ob die Annahme eines sittlichen Ganzen, in dem sich Interessenlagen plural ausbilden und in der öffentlichen Meinung kritisch aufeinander beziehen können, überhaupt plausibel ist.

In seiner Analyse des Usurpationsvorgangs stützt sich Marx vor allem auf Feuerbachs Kritik der philosophischen Verkehrslogik, wie sie sich bei Hegel findet, der den politischen Staat zum Akteur der Gesellschaft mystifiziert, während doch die wirklichen Subjekte die Basen des Staates sind (MEW 1, 224). Be-

zugspunkt der Kritik an Hegel ist eine *emphatische Auffassung von Demokratie*, in der *die Verfassung die Selbstbestimmung des Volkes* ist. Sie wird wirklich durch das Volk institutionalisiert und von diesem praktiziert. Das Volk ist der wirkliche Staat (ebd., 229); Allgemeines und Besonderes finden zu ihrer wahren Einheit. Da die Demokratie die Verwirklichung des sozialisierten Menschen ist, ist sie auch die Wahrheit aller Staatsformen. Von der Demokratie, in der das Volk mit der Verfassung identisch ist, können die verschiedenen Formen des abstrakten, politischen Staates unterschieden werden, die Monarchie und die Republik, in denen die allgemeinen Angelegenheiten zu einem Monopol werden und die Form einer »bloßen Form« annehmen (ebd., 268).

Hegel trifft, Marx zufolge, den Sachverhalt des modernen Staates, wenn er die Trennung von politischem Staat und bürgerlicher Gesellschaft als fertig unterstellt. Kritisierbar ist er allerdings, weil er den politischen Staat für das Wesen des Staates hält und nicht seinerseits erklärt (ebd., 296). Deswegen kann er auch das Problem der Allgemeinheit nicht lösen. Vielmehr muß er partikuläre Instanzen, den Monarchen, die Bürokratie, zu allgemeinen aufwerten, die bürgerliche Gesellschaft demgegenüber aber als Vielzahl der einzelnen, als Haufen stilisieren. Da ein solcher Haufen sich nicht als gesetzgebendes Element konstituieren könnte, soll er gleichwohl weder »bloße, ungeschiedene Masse, noch als eine in ihre Atome aufgelöste Menge erscheinen« (ebd., 277), sondern in den Ständen bereits eine politische Vermittlung finden. Doch löst auch eine solche Vermittlung das Problem der Allgemeinheit nur scheinbar (ebd., 279), denn es wiederholt sich auch hier der Gegensatz von Citoyen und Bourgeois. Der Vorgang der Verallgemeinerung wird zu einem der Transsubstantiation (ebd., 282). Das veranschaulicht Marx einmal an dem nicht lösbaren Zirkel der Konstitution einer Verfassung: diese ist sowohl Ergebnis der Gesetzgebung wie sie dieser vorausgeht; zum anderen an der repräsentativen Verfassung: sie ist der unverfälschte, konsequente Ausdruck des modernen Staatszustandes, also der Trennung der öffentlichen von der bürgerlich-privaten Sphäre (ebd., 279). Nur auf der Grundlage dieser Trennung stellt sich die verfassungstheoretische Frage nach den Formen der Repräsentation, also danach, in welcher optimalen Weise Interessen der Bürger aggregiert und repräsentiert werden können. Die Möglichkeiten reichen hier im Grenzfall von der reinen Akklamation (die autoritär-staatliche Lösung) bis zur Beteiligung aller — doch gerade die letztere Möglichkeit einer umfassenden partizipatorischen Demokratie hält Marx im politischen Staat für praktisch ausgeschlossen:

»Die bürgerliche Gesellschaft würde einerseits sich selbst aufgeben, wenn alle Gesetzgeber wären, andererseits kann der ihr gegenüberstehende politische Staat sie nur in einer Form ertragen, die seinem Maßstabe angemessen ist. Oder eben die Teilnahme der bürgerlichen Gesellschaft durch Abgeordnete am politischen Staat ist eben der Ausdruck ihrer Trennung und nur dualistische Einheit.« (Ebd., 325)

So wird im politischen Staat, Marx zufolge, das Entscheidende verfehlt. Denn in einem vernünftigen Staat wäre diese Aporie der Beteiligung hinfällig. Die Formel der gesellschaftlichen Willensbildung würde lauten: Nicht alle bzw. ausgewählte viele sind am Entscheidungsprozeß als einzelne beteiligt, sondern die »Einzelnen als Alle« (ebd., 322).

3. Demokratie als Religion

In der Kritik an Hegel verteidigt Marx die Formel des vernünftigen und demokratischen Staates noch in der Verkehrlingslogik Feuerbachs. Danach ist die Demokratie das Wesen aller Staatsverfassung und verkörpert daher ihre Wahrheit. Sie verhält sich zu allen vorangegangenen wie das Christentum zu allen Religionen und ist der sozialisierte Mensch als besondere Staatsverfassung; sie geht vom Menschen aus und macht den Staat zum verobjektivierten Menschen (MEW 1, 231). Gerade aber dieser Vorgang erscheint Marx im weiteren problematisch. Warum ist diese Objektivierung notwendig? Warum bezieht sich eine Gesellschaft auf sich selbst in der Form des Staates? Muß nicht gerade dieses staatlich mediatisierte gesellschaftliche Selbstverhältnis die Bildung des Allgemeinwillens zwangsläufig zu einer unkontrollierbaren und geheimnisvollen Transsubstantiation machen? (Vgl. dazu Bourdieu 1985, 37f.) Auch der realisierte vernünftige und demokratische Staat ist noch immer das Ergebnis der Objektivierung menschlicher Entscheidungen und Lebensformen, durch die sie als transzendente, außerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse und des Willens und der Interessen der Beteiligten liegende politische Entscheidungen und Normen mystifiziert werden. Wenn auch in säkularisierter Gestalt, setzt der demokratische Staat *als Staat* immer noch die Religion fort: Da in ihm die menschliche Grundlage der Religion auf weltliche Weise ausgeführt wird, ist er der »vollendete christliche Staat« (MEW 1, 357f.; vgl. Schrader 1983, Maihofer 1987). Demokratie ist jetzt die äußerste Form des politischen Staates, in dem die Individuen auf egoistische Interessen reduziert werden, indem der soziale Charakter ihrer Existenz von ihnen getrennt und auf abstrakte Weise im Staat monopolisiert wird. Damit werden im Volk durch die Demokratie erneut Barrieren aufgebaut, die mit ihrer Hilfe doch gerade niedergerissen werden sollten. Marx veranschaulicht das am Freiheitsbegriff der Menschenrechtserklärung von 1793, in der Freiheit ausschließlich und negativ als Ausgrenzung von autonomen Handlungsräumen definiert wird (ebd., 364).

Aus diesen Überlegungen — die das Umkehrungsschema zunächst bloß radikalisieren — folgt für Marx, der unter Emanzipation die historische Überwindung jeder Form des externalisierten Selbstbezugs, die Wiederaneignung der Entscheidungen über die gesellschaftlichen Belange durch die Gesellschaft und damit die Aufhebung des Gegensatzes von allgemeinen und individuellen Interessen versteht, daß das Problem nicht eine bestimmte Staatsform ist, sondern im Wesen der Politik und des Staates selbst besteht.

»Je mächtiger der Staat, je politischer daher ein Land ist, um so weniger ist es geneigt, im Prinzip des Staats, also in der jetzigen Einrichtung der Gesellschaft, deren tätiger, selbstbewußter und offizieller Ausdruck der Staat ist, den Grund der sozialen Gebrechen zu suchen und ihr allgemeines Prinzip zu begreifen. Der politische Verstand ist eben politischer Verstand, weil er innerhalb der Schranken der Politik denkt.« (Ebd., 402)

Diese Kritik, die Marx unzweifelhaft auch selbstkritisch gegen seine frühere Vorstellung eines vernünftigen Staates richtet, hat auch die Verwerfung der Annahme zur Konsequenz, wonach das Allgemeininteresse und die Demokratie vor allem durch die Asymmetrie der Interessen und des Eigentums beeinträchtigt und verzerrt werden und folglich eine Egalisierung und Homogenisierung in dieser Hinsicht eine Lösung bringen könne:

»Weit entfernt, im Prinzip des Staats die Quelle der sozialen Mängel zu erblicken, erblicken die Heroen der französischen Revolution vielmehr in den sozialen Mängeln die Quelle politischer Übelstände. So sieht Robespierre in der großen Armut und dem großen Reichtum nur ein Hindernis der reinen Demokratie. Er wünscht daher eine allgemeine spartanische Frugalität zu etablieren.« (Ebd., 402)

Kritisiert wird an den Protagonisten der Französischen Revolution also gerade der Rousseauismus und damit die völlige Verkennung der historischen Prinzipien der Revolution, d.h. die der bürgerlichen Gesellschaft. Anerkennen sie nämlich die bürgerliche Gesellschaft in ihren Freiheitsrechten, so verkennen die Führer der Revolution doch gleichzeitig, daß die bürgerliche Gesellschaft auf Grund der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der allgemeinen Konkurrenz keine Homogenität kennt, daß sich die bürgerliche Gesellschaft als Gesellschaft des Krieges aller gegen alle nicht vereinheitlichen läßt. Nur auf Grund einer solchen Beschränktheit können sie glauben, »die Lebensäußerungen dieser Gesellschaft ... an einzelnen Individuen annullieren« zu können (MEW 2, 129).

Die Radikalisierung der Kritik des Staates als Fortsetzung religiöser Praktiken veranlaßt Marx zu einer Kritik seines eigenen theoretischen Bezugspunkts, des demokratischen Staates. Von identitätslogischen Prämissen waren seine eigenen Überlegungen insofern bestimmt, als er davon ausgegangen war, daß sich die Gesellschaft überhaupt vermittelt eines demokratischen Staates auf sich selbst beziehen und eine vernünftige Identität herstellen kann. Doch auch der Prozeß der kritischen öffentlichen Willensbildung trägt dazu bei, daß die Gesellschaft in zwei Momente auseinandertritt, um durch die Trennung und den Widerspruch der Bildung eines allgemeinen Willens hindurch sich selbst zu bearbeiten. Gleichzeitig muß sie mit sich identisch bleiben, damit ihre Entscheidungen sie überhaupt treffen. *Die Demokratie selbst ist demnach identitätslogisch strukturiert.* Sie hat eine innere Tendenz, entweder in Totalitarismus und Terror zu enden oder — um diese Gefahr zu vermeiden — konstitutionell ihre eigene Vollendung verhindern zu müssen. Diese Aporie veranschaulicht Marx am Beispiel der demokratischen Willensbildung.² Unter den Bedingungen auch des demokratischen Staates kann der politische Wille niemals wirklich allgemein sein, weil die Individuen als einzelne von ihren Allgemein- und sozialen Interessen getrennt werden und nicht alle am politischen Entscheidungsprozeß beteiligt werden können. Wenn aber der Prozeß der politischen Willensbildung tatsächlich zur allgemeinen Partizipation tendiert, dann nur um den Preis, daß sich alle Gesellschaftsmitglieder an der staatlichen Willensbildung beteiligen. Damit werden aber die gesellschaftlichen Interessen vollständig im Staat absorbiert, alle Bürger werden unmittelbar zu Politikern, gesellschaftliche divergente Interessen, die den alchimistischen Prozeß der Willensbildung durch Repräsentation durchlaufen, gibt es schließlich nicht mehr, weil sie zugunsten einer einheitlichen gesellschaftlichen Willensbildung schon homogenisiert sind. Folglich muß eine demokratische Position — will sie die gefürchtete Gefahr des Totalitarismus demokratischer Willensbildung vermeiden — grundsätzlich inkonsequent handeln und den Prozeß der Willensbildung an einem frühen Punkt beenden, an dem noch das Prinzip einer durch Verfahren geregelten Repräsentation besteht.

Im Zuge dieser Überlegungen beginnt Marx mit einer konkreten Untersuchung

des Willensbildungs- und Verallgemeinerungsprozesses und bestimmt im Rahmen seiner Kritik der Politik den politischen Willen als die für die Bourgeoisie charakteristische Form der Verallgemeinerung ihrer Interessen.

»Das Prinzip der Politik ist der Wille. Je einseitiger, das heißt also, je vollendeter der politische Verstand ist, um so mehr glaubt er an die Allmacht des Willens, um so blinder ist er gegen die natürlichen und geistigen Schranken des Willens ... « (MEW 1, 402).

Marx kritisiert den politischen Willen und insofern auch die Formen der politischen Willensbildung insgesamt als einen Typ der gesellschaftlichen Verallgemeinerung und eine spezifische Form der sozialen Kompromißbildung, als deren Musterfall die Mobilisierung der Massen durch die Bourgeoisie während der Französischen Revolution angesehen werden kann. Eine politische Revolution ist ein Vorgang, in dem »ein Teil der bürgerlichen Gesellschaft sich emanzipiert und zur allgemeinen Herrschaft gelangt« (ebd., 388). Es gelingt einer Klasse, ihre besondere Lage als die Lage aller darzustellen. Alle anderen sozialen Interessen wiedererkennen sich in dieser hegemonialen Definition der spezifischen Interessenkonstellation und stimmen dieser besonderen Klasse bei ihren Handlungen als den sie vertretenden Handlungen zu. Sie wird zum allgemeinen Repräsentanten aller. Die Konsequenz ist, daß die Durchschnittsindividuen ihr eigenes Handeln nach Gesichtspunkten dieser besonderen Klasse denken, deren Begriffe zum allgemeinen Volksvorurteil werden und die soziale Praxis selbst bestimmen (vgl. MEW 23, 74). Um zum allgemeinen Vertreter der Gesellschaft und ihrer Interessen zu werden, ist allerdings von Bedeutung, daß es einen Antagonisten gibt, eine andere Klasse, die als reines Hindernis des Allgemeinwohls und der Unterjochung seiner Vertreter gilt. Marx skizziert hier das Modell der politischen Revolution. Diese ist grundlegend durch Idealismus gekennzeichnet:

»In Frankreich ist jede Volksklasse politischer Idealist und empfindet sich zunächst nicht als besondere Klasse, sondern als Repräsentant der sozialen Bedürfnisse überhaupt« (MEW 1, 390).

Diesen Typus der idealistischen und politischen Revolution charakterisieren Marx und Engels als bürgerliche Revolution. Denn diese Revolution begeistert die Massen, doch berührt und verändert sie ihre Lebensweise nicht nach ihren eigenen Maßstäben. Es handelt sich eben um die Emanzipationsbedingungen einer exklusiven Masse, die hier verwirklicht werden. Die große Masse findet zwar die Idee der Revolution, aber nur eine scheinbare Erhebung und vor allem nicht ihr »eigentümliches revolutionäres Prinzip« (MEW 2, 86).

Gegenüber diesem von der Bourgeoisie inaugurierten Modell der Verallgemeinerung durch Idealisierung und Enthusiasmus, durch Inanspruchnahme von Allgemeininteressen und politischem Willen (vgl. auch Bourdieu 1982, 620ff.), schlägt Marx eine Orientierung an einer Klasse vor, welche keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist, »welche einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt und kein besonderes Recht in Anspruch nimmt«, die deswegen kein gesellschaftliches Interesse vertritt, weil sie die *Auflösung der Gesellschaft* verkörpert (MEW 1, 390). Dem Proletariat, so Marx, kann es ebenso wenig um die politische Revolution wie darum gehen, seine Isolierung vom Staatswesen und von der Herrschaft aufzuheben.

»Je ausgebildeter und allgemeiner der politische Verstand eines Volkes ist, um so mehr verschwendet das Proletariat ... seine Kräfte an unverständige, nutzlose und in Blut erstickte Emeuten. Weil es in der Form der Politik denkt, erblickt es den Grund aller Übelstände im Willen und alle Mittel zur Abhilfe in der Gewalt und dem Umsturz einer bestimmten Staatsform.« (Ebd., 407)

Demgegenüber betont Marx die Bedeutung des industriellen Aufstands, der, selbst wenn partiell durchgeführt, in sich einen universellen Charakter trägt.

»Eine soziale Revolution befindet sich deswegen auf dem Standpunkt des Ganzen, weil sie ... eine Protestation des Menschen gegen das entmenschte Leben ist, weil sie vom Standpunkt des einzelnen wirklichen Individuums ausgeht.« (Ebd., 408)

Der springende Punkt, um den es Marx hier geht, ist, daß die proletarische Revolution einen anderen Typ der Verallgemeinerung verkörpert oder ausbildet als die bürgerliche: sie propagiert nicht den Idealismus, wonach die Arbeiterklasse die allgemeine Klasse ist, mit der sich die anderen Klassen identifizieren und in deren Lebensweise sie sich wiedererkennen sollen. Im Gegenteil, gerade im einzelnen Individuum wird der Motor der sozialen Revolution gesehen, weil es auf die Trennung des Gemeinwesens von sich und dessen Mystifikation als gesellschaftlich Allgemeines reagiert.

4. Kapitalistische Arbeitsteilung vs. selbstbestimmte Vergesellschaftung

Die Kritik an der Demokratie und dem politischen Willen, die als säkularisierte Gestalten der Religion die traditionelle politische Theologie fortsetzen, hat Marx nach einer Erklärung dieser Kontinuität suchen und sie schließlich im klassenspezifischen Charakter der Bildung eines gesellschaftlichen Allgemeinwillens finden lassen. Damit verlagert er seine Analyse hin zu einer Analyse der Formen gesellschaftlicher Rationalität; er analysiert nicht allein die Verallgemeinerung von Interessen, sondern von komplexen Lebensformen und sozialen Verhältnissen und die mit ihnen verbundenen, verschiedenartigen Formen der Verallgemeinerung. Offensichtlich geht er davon aus, daß Bourgeoisie und Proletariat zwei historisch völlig verschiedene Typen der Rationalität und der Verknüpfung des Sozialen konstituieren, wenn er ausführt, daß die soziale im Unterschied zur politischen Revolution der Protest des Menschen gegen das entmenschte Leben ist, gegen eine Lebensform, in der das Gattungslieben, die konkrete Allgemeinheit vom Individuum getrennt und in die abstrakte Allgemeinheit des Staates veräußert wird.

Es stellt sich jedoch die Frage, ob nicht Marx selbst einer Mystifikation aufsitzt, wenn er hier umstandslos die Interessen des Menschen reklamiert. An einer Stelle, die gleichfalls die Französische Revolution zum Gegenstand hat, schreiben Marx und Engels:

»Andererseits ist es leicht zu begreifen, daß jedes massenhafte, geschichtlich sich durchsetzende 'Interesse', wenn es zuerst die Weltbühne betritt, in der 'Idee' oder 'Vorstellung' weit über seine wirklichen Schranken hinausgeht und sich mit dem menschlichen Interesse schlechthin verwechselt.« (MEW 2, 85)

Gilt diese Verwechslung nicht auch für das Proletariat und seinen Anspruch, im Namen der Gattung zu sprechen, wenn es die Wiederaneignung der ihm entäußerten und entfremdeten Gattungsmerkmale fordert? Tatsächlich ist dies eine der

Hauptbefürchtungen in der eingangs erwähnten Kritik an romantischen und subjektphilosophischen Denkfiguren bei Marx. Nicht allein ihr teleogischer und finalistischer Charakter, sondern mehr noch der Umstand, daß individuelle Interessen sich mit dem welthistorisch neuen Gattungsinteresse nicht zwangsläufig vereinbaren und folglich als konterrevolutionäre, kleinbürgerliche etc. Abweichungen denunziert werden können, stehen hier zur Kritik. Es wird angenommen, daß Marx die historische Dynamik, Hegel folgend, als eine Realdialektik von unmittelbarer Identität, Entäußerung und Entfremdung und schließlich Wiederaneignung und vermittelter Identität konzipiert und das Proletariat zum Protagonisten dieser historisch übergreifenden Bewegung stilisiert. Ist Marx' Ziel also letztlich, die Homogenität der Gesellschaft, die die bürgerlichen Revolutionen nicht in der Lage waren zu realisieren, mit Hilfe des Proletariats doch noch zu verwirklichen? Ist also die soziale Revolution nur die Fortsetzung der Französischen Revolution mit anderen Mittel und schließlich ihre Vollendung?

Marx versucht in seiner weiteren Argumentation durch eine Analyse der kapitalistischen Arbeitsteilung zu zeigen, in welcher Weise auch die auf den ersten Blick externalisierende, theologisch-metaphysische Form des Selbstverhältnisses und der Selbstbearbeitung der Gesellschaft vermittelt durch den Staat ein immanentes Verhältnis des Sozialen und eine spez. soziale Lebensform ist. Das zeigt sich deutlich bei seiner und Engels Einschätzung der Rolle von Intellektuellen in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung.

Würden sich Marx' Überlegungen tatsächlich im Paradigma der Subjektphilosophie bewegen und seine empirischen Aussagen nichts anderes darstellen als die Anwendung geschichtsphilosophischer Grundannahmen, ließe sich ohne große Probleme der Nachweis führen, daß seine eigenen theoretischen Äußerungen ohne Zweifel objektivistisch wären und keinesfalls Stellungnahmen innerhalb eines historischen Prozesses, der mittels Theorie selbst mitbestimmt werden soll (vgl. Laclau, Mouffe 1985; Benhabib 1986, 96f.). Doch Marx betont mehrfach, daß es ihm darum geht, an das vorhandene Bewußtsein anzuknüpfen und dieses zu »reformieren«. Dazu ist aus seiner Sicht aber notwendig, nicht einfach nur die Ideen zu übernehmen und schon für wirklichkeitsrelevant zu halten, sondern zu analysieren, unter welchen Bedingungen welche Ideen einen materiellen Faktor darstellen. Diese Fragestellung bestimmt die *Deutsche Ideologie*:

»Keinem von diesen Philosophen ist es eingefallen, nach dem Zusammenhange der deutschen Philosophie mit der deutschen Wirklichkeit, nach dem Zusammenhang ihrer Kritik mit ihrer eignen materiellen Umgebung zu fragen.« (MEW 3, 20)

Diesen Zusammenhang sehen Marx und Engels vor allem in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung oder, soziologisch formuliert, der Ausdifferenzierung. In der bürgerlichen Gesellschaft entfaltet sich die funktionale Aufgabenteilung in einer völlig neuartigen und komplexen Form. Sie setzt die Individuen aus allen traditionellen Beziehungen frei und läßt sie zu universellen Individuen und Mitgliedern der einen Weltgesellschaft werden. Gleichwohl bleibt die Organisation der gesellschaftlichen Kooperation beschränkt. Immer noch ist sie naturwüchsig und tritt als gesellschaftliche Allgemeinheit und Sachzwang den Individuen gegenüber — als Kommando der Arbeit.

Die gesellschaftliche Arbeitsteilung ist, den Ausführungen der *Deutschen*

Ideologie zufolge, Arbeitsteilung erst dann, wenn auch die geistigen und manuellen Funktionen auseinandertreten und in verschiedenen Individuen personifiziert werden. »Von diesem Augenblicke an kann sich das Bewußtsein wirklich einbilden, etwas Andres als Bewußtsein der bestehenden Praxis zu sein ...« (ebd., 31); die kollektive Lebensweise, die Organisation der Arbeit und das Bewußtsein verselbständigen sich voneinander. Geistige Funktionen der Bourgeoisie werden von konzeptiven Ideologen wahrgenommen. Ihre Gedanken stellen die Ausarbeitung der herrschenden Arbeitsteilung dar, indem sie diese in der materiellen Form der Überbauten verallgemeinern. Zu diesen materiell existierenden Allgemeinheiten gehören innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft ohne Zweifel die Gedanken von Einzelem und Allgemeinem, Freiheit, Demokratie etc. Allerdings befinden sich die Intellektuellen, die die Ideen der Demokratie ausarbeiten, in einem grundlegenden, performativen Selbstwiderspruch. Zwar beanspruchen sie, im Namen der Allgemeinheit zu sprechen. Doch ist die Allgemeinheit, die sie in ihrer Person und Funktion vertreten, nur ein historisch spezifischer Typ von Allgemeinheit. Gerade daß er in Anspruch nimmt, die einzige Form des Universalismus zu sein, macht ihn partikularistisch, da er eine wirklich offene Diskussion über die gesellschaftliche Arbeitsteilung, unterschiedliche kollektive und individuelle Lebensformen und die Formen ihrer Koordination und Verallgemeinerung verunmöglicht. Die arbeitsteilig professionalisierten, demokratischen Intellektuellen fordern von den Partikularinteressen immer den Bezug auf Allgemeinheit. Diese Allgemeinheit ist die, die sie selbst vertreten, seien es einzelne Normen wie Gerechtigkeit, Freiheit oder Gleichheit, seien es Verfahrensprinzipien der demokratischen Willensbildung. Ihre eigene, demokratietheoretische Rede wird von ihnen in den Prozeß der öffentlichen Diskussion ebensowenig einbezogen wie ihre arbeitsteilig bestimmte Lebensform. Die Struktur ihrer Rede selbst ist undemokratisch — »vulgäre Demokratie, die in der demokratischen Republik das Tausendjährige Reich sieht ...« (MEW 19, 29).

Bindet *diese Form* der arbeitsteilig konstituierten Allgemeinheit die Zukunft an die Vergangenheit der Klassengesellschaft, so öffnet demgegenüber die Aufhebung der gesellschaftlichen Arbeitsteilung den sozialen und Zeithorizont (vgl. Holmes 1987). Dieses Programm der Aufhebung war in der Geschichte der sozialistischen Bewegung der Anlaß für eine Reihe von Mißverständnissen (Geringschätzung von Intellektuellen und Verherrlichung körperlicher Arbeit) mit z.T. tragischen Konsequenzen. Die Erläuterungen dieses Konzepts in der *Deutschen Ideologie* machen aber deutlich, daß sich mit ihm keineswegs arbeitsphilosophisch-romantische Motive verbinden. Eine geschichtsphilosophische Analyse des Prozesses der Aneignung der gesellschaftlichen Arbeit wird ausdrücklich als idealistisch und teleologisch abgelehnt (MEW 3, 69, 71). Demgegenüber sollen der reale Prozeß und die realen Bedingungen bestimmt werden, unter denen alles von den Individuen unabhängig Bestehende unmöglich gemacht wird. Aneignung bedeutet danach vor allem, daß die arbeitsteilige Funktion nicht zum naturwüchsig sich einstellenden Schicksal der Individuen wird. Sie sind nicht mehr unter jene subsumiert; umgekehrt muß vielmehr der universelle Verkehr ihnen untergeordnet und zu einem Verkehr der Individuen miteinander werden, so daß sich die Individuen zu totalen Individuen — nicht zu total politisierten

Bürgern — entfalten können. Hier sehen Marx und Engels den entscheidenden Unterschied zwischen den traditionellen Klassen und dem Proletariat. Sind erstere gewissermaßen sozialstrukturelle Zwangsvereinigungen, denen die Individuen nur als Durchschnittsindividuen angehörten, so ist das Proletariat eine Vereinigung von Individuen, die die »Bedingungen der freien Entwicklung und Bewegung der Individuen unter ihre Kontrolle gibt, Bedingungen, die bisher dem Zufall überlassen waren und sich gegen die einzelnen Individuen eben durch ihre Trennung als Individuen ... verselbständigt hatten.« (Ebd., 75)

III

Es läßt sich also zusammenfassend folgendes feststellen. Die Kriterien, die in der eingangs dargestellten Kritik an Marx als demokratischer Maßstab für die Beurteilung seiner Theorie geltend gemacht wurden, werden auch von Marx selbst geteilt: Er plädiert für kritische Diskussion, die Autonomie der Individuen, die Offenheit der gesellschaftlichen Willensbildung, die Ablehnung einer zwangsweisen Homogenisierung von Interessenlagen. Gerade deswegen aber — und hier ist ein wesentlicher Unterschied in der Konsequenz zu sehen — kritisiert er Demokratietheorien und demokratische Verfassungen grundsätzlich und versucht — ohne das Ziel der Vollendung der Demokratie im Sozialismus zu verfolgen, wie Preuß vermutet (Preuß 1987, 148) — von diesen ausgehend, einen Weg über sie hinaus zu skizzieren. Diese müssen die Individuen individualisieren, von ihren sozialen Beziehungen abstrahieren und dem Staat als allgemeiner Koordinationsinstanz subsumieren. Sie haben eine implizite Neigung entweder zum Totalitarismus im Sinne der Vereinheitlichung von Lebensformen oder müssen in ihrer Durchsetzung inkonsequent bleiben, indem sie eine umfassende Partizipation blockieren. Diese *politische* Partizipation bleibt aus der Sicht Marx' beschränkt, da sie das Individuum nur in widersprüchlicher Weise mit dem Staatsbürger vereinigt: Werden die Individuen nämlich einerseits durch die Beteiligung an der staatlich-politischen Willensbildung einer enormen zeitlichen Überlastung und Überreizung mit politischen Themen und politischem Engagement ausgesetzt, so entsteht andererseits im Gegenzug das Bedürfnis nach Entlastung von der Politik und schlägt zwangsläufig in eine Apologie professioneller Politik und staatlicher Schutz- und Entlastungsfunktion um. Schließlich stellt die Demokratie auch die Möglichkeit der Entfaltung von Pluralität, weil die Interessenlagen entweder die eines homogenen Volkes der Staatsbürger oder individuelle Interessen sind. Lebensformen, die in dieser Opposition von Allgemeinheit und Partikularität nicht aufgehen, gelten in der bürgerlichen Gesellschaft als nicht existent. Die Bedeutung des Prozesses der sozialen Revolution besteht deshalb darin, den homogenen Horizont der bürgerlichen Gesellschaft aufzureißen, der Existenz der Vielfalt gesellschaftlicher Lebensformen und Interessen offene Anerkennung zu verschaffen (vgl. MEW 17, 344) und die Bindung der Gegenwart und Zukunft an die Vergangenheit, ihre Lebensformen und Verfassungen durch eine langanhaltende Umwälzung zu überwinden; erst damit wird die selbstbestimmte Reorganisation der gesellschaftlichen Arbeitsteilung ermöglicht. Gerade auf Grund seiner theoretischen Einsichten in grundlegende Aporien der — auch von ihm selbst vertretenen — Demokratietheorie und ihre teil-

weise demokratieabträglichen Konsequenzen *verlagert sich Marx' theoretisches Interesse von der Analyse politischer Formen zu der sozialer Lebensverhältnisse*, um auf diese Weise zu bestimmen, wie ohne den Rückgriff auf die quasi-religiöse Form einer staatlich organisierten Vermittlung in den kollektiven Lebensprozessen Entscheidungen über diese Lebensprozesse selbst getroffen werden und autonome individuelle Lebenspraktiken direkt den gesellschaftlichen Entwicklungsgang mitbestimmen können. Erst damit wird der Ausgang des Menschen aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit erreicht, aus der Fesselung seiner Möglichkeiten zur Selbstbestimmung durch die historisch tradierten Lebensverhältnisse, seien es das gesellschaftliche Naturverhältnis, die Produktionsverhältnisse, die Geschlechterbeziehung oder die politischen Formen und Verfassungen.

Anmerkungen

- 1 Althussers Kritik an den subjektphilosophischen und romantischen Denkfiguren in den Arbeiten des jungen Marx war für die Diskussion im Anschluß an die Tradition des westlichen Marxismus ausgesprochen fruchtbar (vgl. Jay 1984). Mit ihr wurde die auf Lukács zurückgehende Vorstellung eines teleologischen gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses überwunden, der zunehmend Vernunft realisiert und schließlich in der Transparenz der Gesellschaft mündet, weil diese als das unmittelbare Produkt der Arbeiterklasse von dieser auch unmittelbar erkannt und bestimmt werden kann. Demokratietheoretisch folgt aus dieser praxisphilosophischen Sicht, wie oben bereits gezeigt, die Annahme, daß der Prozeß gesellschaftlicher Willensbildung überflüssig wird und daher auch nicht organisiert werden muß. Von den kommunikationstheoretischen Überlegungen Habermas' ausgehend (1981, Bd. 1), ist die Kritik an subjektphilosophischen Traditionselementen mittlerweile auch in die Praxisphilosophie selbst eingegangen (vgl. Benhabib 1986).
- 2 Abendroth hält diese Aporie lediglich für ein Zeichen der bundesdeutschen Restauration, wenn er in seiner Kritik des KPD-Verbots-Urteils des BVerfG von 1956 schreibt: Das BVerfG »bekennt sich in diesem Zusammenhang zu der These, daß es durch das freiheitlich-demokratische Denken geboten sei, eine derartige Übereinstimmung von Ideal und Wirklichkeit für unerreichbar und utopisch zu halten. Es sei lediglich erforderlich, die Entwicklung zu diesem Leitbild hin zu lenken und diejenigen Institutionen und Rechtsformen zu fördern, die diese Entwicklung ermöglichen.« (Abendroth 1967, 149) Abendroth vertritt demgegenüber die Position, daß das Grundgesetz es geradezu gebiete, die in ihm kodifizierten sozialstaatlich-demokratischen Normen auch zu realisieren. Ergebnis dieser Option ist, daß die Demokratie an diesem Punkt aufhört, nur politische Verfassung zu sein; sie »wird zur Verfassung der gesamten Gesellschaft, die im Staate als ihrer umfassenden Wirkungseinheit sich selbst bestimmt« (ebd., 133; Herv. AD). Die Realisierung der sozialen Demokratie, wie sie Abendroth vorschwebt, setzt offensichtlich die allseitige Politisierung des Individuums voraus. Gegen solche Tendenzen der Politisierung, wie sie auch von der 68er-Linken forciert wurden, finden sich aber immer wieder korrektive Gegentendenzen, die vor der Überlastung der Individuen mit Politik, der Auflösung des Menschen im Bürger und der privaten in der öffentlichen Sphäre warnen (vgl. etwa Bobbio 1988, 37, 77ff.)

Literaturverzeichnis

- Abendroth, W., 1967: Antagonistische Gesellschaft und politische Demokratie. Neuwied, West-Berlin
- Angehrn, E., und G. Lohmann (Hrsg.), 1986: Ethik und Marx. Königstein
- Benhabib, S., 1986: Normative Voraussetzungen von Marx' Methode der Kritik. In: Angehrn, Lohmann (Hrsg.) 1986

Frieder Otto Wolf

Philosophie und Marxismus heute

Zur Aktualisierung eines theoretischen Umwegs

Für Louis Althusser

»Philosophen sind Wichtiguer.
Es sind Intellektuelle ohne Praxis.«
(Althusser 1985, 22)

Louis Althusser ist im Oktober 1988 70 Jahre alt geworden.¹ Kein schlechterer Anlaß zum Rückblick² als etwa die historischen Jahrestage, mit denen hierzu-lande die lesende Öffentlichkeit — zumeist mit der Absicht der Geschichtsrevision — in letzter Zeit überhäuft worden ist.³ Mir geht es im folgenden darum, zu begreifen, wie sich das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft gegenwärtig — nach den philosophischen Eingriffen Althussters selbst *und* nachdem sie in Vergessenheit geraten sind — darstellt und was dies für den Marxismus bedeutet.

1. Philosophischer Vorgriff und theoretische Arbeit

Louis Althusser hat mit den Schwierigkeiten gerungen, »in der Philosophie Marxist zu sein« (Althusser 1978a). Allein die Thematisierung dieser Schwierigkeiten stellte eine Pionierleistung dar. Denn bis dahin hatten die Philosophen entweder Marx und den Marxismus den Fachökonomem bzw. den Politikern überlassen oder aber ihn umstandslos in die Ahnenreihe einer unbeendbaren philosophischen Praxis eingereiht.⁴ Die Marxisten waren ihnen darin zumeist gefolgt, indem sie ihren Marxismus schlicht als neuen Wissenschaftszweig begriffen oder ganz selbstverständlich eine »marxistische Philosophie« vertraten, die mit anderen Philosophien auf deren Terrain in einen — mehr oder minder fairen — Wettstreit trat. Gewiß ließen sich Lenins Ausflüge auf das Terrain der zeitgenössischen philosophischen Neuerungen und der materialistischen Wiederaufnahme der Probleme der Hegelschen Dialektik nicht wirklich auf dieses einfache Schema reduzieren⁵; gewiß hatte es Korsch⁶ gegeben und Gramsci, die emphatisch den Charakter des Marxismus als einer anderen, neuartigen Philosophie betont hatten. Aber die wirklichen Schwierigkeiten einer Bestimmung und Umsetzung dessen, was eine marxistische Praxis auf dem Felde der Philosophie ausmachen könnte, war auch dabei antizipatorisch übersprungen worden: Aus dem einfachen Grunde, weil Korsch zwar gesehen hatte, daß die von Marx und Engels antizipierte Aufhebung der Philosophie nicht weniger als die Vollendung der Wissenschaft in der Selbst-Durchsichtigkeit der gesellschaftlichen Praxis voraussetzte, und Gramsci erkannt hatte, daß die Problematik der »Revolution im Westen« nur in der Perspektive eines langwierigen »Stellungskrieges« in den »Kasematten« der bürgerlichen Gesellschaft zu lösen sein würde — aber keiner von beiden die doppelte Konsequenz hatte ziehen können, daß zumindest bis dahin eine Praxis der Philosophie selbst zu einer solchen Vollendung der Wissenschaften

beizutragen habe und daß dieser Stellungskrieg bis in die »Kasematten« von »Bildungswesen« und »Wissenschaftssystem« hinein gerade auf dem Feld der Philosophie auszutragen sein würde.

Althusser ist noch weiter gegangen: Indem er die schmerzhafteste Frage stellte, ob überhaupt unterstellt werden kann, daß eine derartige Vollendung der Wissenschaft denkbar oder real möglich ist, begann er, eine Praxis der Philosophie zu entwickeln und selbst noch einmal zu reflektieren, die weder in der wissenschaftlichen Entdeckung noch in der revolutionären Praxis einfach aufgeht (vgl. Wolf 1985); indem er die einfache Frage ernstnahm, was es für die philosophische Praxis von Marxisten bedeutet, daß ihr Feld immer schon als »Kampfplatz« (Kant) vielfältig von älteren idealistischen *und* materialistischen Philosophien besetzt ist und jeder neue Schriftzug sich erst wie in einem Palimpsest Raum und Kontur schaffen muß, hat er begonnen, die spezifische Materialität und Widersprüchlichkeit dieses Feldes als Thema einer materialistischen Untersuchung und als Raum einer marxistischen Praxis der Philosophie zu erschließen (vgl. Wolf 1987).

2. Konsequenzen für das Verhältnis von Marxismus und Philosophie

Uns bleibt allerdings noch die Umkehrung der Fragestellung: Wie ist es möglich, als *Philosoph* auf dem Felde des Marxismus zu agieren, ohne zum Agenten seiner subalternen Einordnung zu werden, in der doppelten Gestalt⁷ einer Einigung als marxistische Orthodoxie, der eine Philosophie als Gedanken-Polizei dient (vgl. Lecourt 1976) oder der Auflösung im philosophischen Common Sense, der immer auf eine Kapitulation vor dem idealistischen Denken hinausläuft?

Diese Umkehrung ergibt sich keineswegs selbstverständlich. Sie setzt vielmehr eine Weiterentwicklung der historischen Lage, insbesondere des der Philosophie eigentümlichen »Sitzes im Leben«⁸, voraus. Sie ist in der historischen Lage, auf die sich Althusser's philosophische Praxis bisher bezogen hat, zwar schon angelegt, mußte aber in seiner theoretischen Analyse der Philosophie noch nicht als solche thematisiert werden. Diese Veränderung läßt sich mit dem Bild der Dezentrierung beschreiben: An die Stelle einer umfassenden philosophischen Rekonstruktion der Evidenzen der Alltagspraxis, der künstlerischen Produktion und der politischen Initiativen ebenso wie der Ergebnisse der Wissenschaften zu einem einheitlichen, von einfachsten Grundbestimmungen ausgehenden Weltbild (als »System der Philosophie« oder auch als »Weltanschauung«) ist in der »Philosophie der Gegenwart« so weitgehend eine bloß relativ spezifische Erfahrungs- und Erkenntnisinhalte »abrundende« und vertiefend verfahren-philosophische Tätigkeit getreten, daß ein Umschlag in der Dominanz beider Momente zu konstatieren ist. Das »Netzwerk« begrenzter »Komplettierungen« der notwendig unvollständigen Elemente theoretischen, empirischen und historischen Wissens ist an die Stelle des großen »Gebäudes« der metaphysischen Tradition der Philosophie getreten. Oder, in ausdrücklicher Anknüpfung an Althusser's analytischen Befund formuliert, die »spontanen Philosophien« der Wissenschaftler — und, wie heute hinzuzufügen ist — der Träger strategisch ausgearbeiteter Formen historischer Praxis (v.a. des kapitalistischen Management, der

bürgerlichen Politik und kulturellen Produktion) haben die, wie wir m.E. sagen können, »systematisch entwickelten« Philosophien der Philosophen aus dem Zentrum des gesamten Feldes einer sekundären Reproduktion der Ideologien verdrängt und damit zugleich dessen Struktur verändert. Philosophien, die als hyperidealistiche⁹ bzw. als submaterialistische¹⁰ Formen sekundärer Ideologie-reproduktion innerhalb dieses neuen Aggregatzustandes des Feldes der Philosophie dafür Sorge tragen, daß erneuerte Formen kapitalistischer gesellschaftlicher Herrschaft eine indirekte Rechtfertigung erfahren bzw. außerhalb der Reichweite einer gesellschaftlich als rational tragfähig geltenden Kritik bleiben.¹¹

Michel Pêcheux (1983; vgl. Wolf 1988) hat diese Veränderung der historischen Lage der Philosophie ideologietheoretisch¹² zu analysieren versucht, indem er sie auf zwei polar entgegengesetzte Grundmuster der Ideologienreproduktion bezog: das Modell der Festung — wie es Platons »Staat« und dem Staat der bürgerlichen Naturrechtsphilosophen, aber auch, in negierender Umkehrung, Lenins »Staat und Revolution« zugrundegelegt hat — und das Modell des »paradoxalen Raumes«, wie es in der »analytischen Praxis der Philosophie« seit Machiavelli und Locke (vgl. Wolf 1983) daneben für eine Philosophie der bürgerlichen Gesellschaft entwickelt worden ist. Nun wäre es sicherlich falsch, diese Polarität auf ein simples historisches Phasenmodell (Moderne versus Postmoderne) oder auf eine schlichte Gegenüberstellung historischer Entwicklungszweige (etwa »kontinentaler« Etatismus versus »angelsächsisches« Denken in Kategorien der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Öffentlichkeit) zu projizieren. Als Instrument zur Untersuchung und Bestimmung wechselnder historischer Dominanzverhältnisse und speziell zur Bestimmung der Veränderungen, die eingetreten sind¹³, seit Louis Althusser seine wichtigsten philosophischen Eingriffe in die Entwicklung der marxistischen Theorie vorgenommen hat, ist die von Pêcheux herausgearbeitete Polarität jedoch tauglich. Insbesondere ihre Konsequenzen für einen zeitgenössischen Marxismus lassen sich klar formulieren: Während es in einer historischen Lage, in der der Festungstyp der Reproduktion der ideologischen Mächte dominiert (und demgemäß der zentrale Staatsapparat als solcher als Instanz und Einsatz dieses Reproduktionsprozesses fungiert), aussichtsreich sein kann, alle Momente einer widerständigen ideologischen Tendenz zu einer umfassenden Gegen-Ideologie zu bündeln, zu einer totalisierenden »wissenschaftlichen Weltanschauung«, in deren Reproduktionsprozeß der Apparat der kommunistischen Partei bereits in der Opposition den Stellenwert eines zentralen Staatsapparates einnimmt — mit allen unvermeidlichen Konsequenzen für die »Freiheit eines Kommunisten« (vgl. Althusser 1978b) —, läuft eine derartige Strategie der ideologischen Reproduktion rebellischer und schließlich revolutionärer Subjektivität in einer veränderten historischen Lage ins Leere: Anstatt Zugang zu den »molekularen« Widerständen und Rebellionen zu gewinnen, die sich immer von Neuem im »paradoxalen Raum« der herrschenden Ideologien formieren, kapselt sich eine immer schon mit allzu umfassenden ideologischen Synthesen operierende Philosophie und Politik ihnen gegenüber ab. Schlimmer noch, indem sie die Rationalität gesellschaftlicher Selbstverständigungsprozesse an einem obsolet gewordenen Modell philosophisch-systematisierender Praxis

auf dem Feld der gesellschaftlichen Ideologien mißt, gerät sie in Gefahr, gerade auch die konkreten Momente des Widerstandes und der Rebellion innerhalb der disparaten Knotenpunkte dieses dezentrierten Raumes in erster Linie als Momente des Widerstandes und der Rebellion gegen eine rationale gesellschaftliche Synthese zu betrachten — und in der Konsequenz als irrationale Rückfälle zu bekämpfen.

Mit dieser Auffassung wird es möglich, eine Festschreibung der Philosophie auf ihren Einsatz als staatsbezogene, affirmative »Wahrheitspolitik« (vgl. Demirović 1985) zu vermeiden, ob nun in Gestalt der Metaphysiken des Philosophen-Königtums, der Gelehrten-Republik oder auch des Rousseauschen souveränen Bürger-Bundes, ohne diesen historischen Gestalten der Ideologiereproduktion gegenüber unkritisch zu werden. Allerdings wird der mögliche Beitrag einer neuen Praxis der Philosophie damit nur um so wichtiger — sowohl als kritische Instanz, die die subtilen Griffe jener Wahrheitspolitik aufzudecken und damit zu durchkreuzen imstande ist wie als kreative Instanz der imaginären Projektion neuer Handlungs- und Betrachtungsmuster, die erst noch durch entsprechende wissenschaftliche, künstlerische oder politische Praxen zu realisieren und zu überprüfen sind: »... so kann ich ihnen gestehen, daß wir in der Tat gekommen sind, um 'auf die Nase zu fallen' — aber auf eine völlig neuartige Weise ... Wir sind gekommen, um in unserer eigenen Intervention zu verschwinden« (Althusser 1985, 24) — d. h., um unter Rückgriff auf eine im Ringen mit der herrschenden Philosophie in ihren erneuerten Gestalten ausgebildeten Kunstfertigkeit Hindernisse wegzuräumen und Platz zu schaffen: für konkrete wissenschaftliche Untersuchungen, für künstlerische Entwürfe und für politische Praxen, die heute noch von philosophischen Interventionen vielfach gefesselt werden. Und sei es nur von der raffiniert betriebenen philosophisch verdrehten »Rückspiegelung« der spontanen Philosophien ihrer Träger.

Was gegenüber dem Festungstyp der herrschenden Ideologien noch gering ins Gewicht fiel, nämlich eine »allzu vollständige Weltanschauung« (Brecht) zu besitzen, wird unter den veränderten Umständen zum tödlichen Mühlstein, der ein kunstvolles Schwimmen in den Wellen des in vielfältige Teilprozesse auseinandergelegten ideologischen Reproduktionsprozesses unmöglich macht. Diese Lage zu erkennen hat allerdings auch Konsequenzen für die Praxis des Marxismus — und zwar nicht so sehr für seine Praxis als ein ganzer Fächer konkreter, materialistischer Untersuchungen auf dem »Kontinent der Geschichte« (vgl. Althusser 1969). Sondern für seine Praxis als Philosophie, deren materieller Garant — im doppelten Sinne — immer ein Partei- oder Staatsapparat ist: Jedenfalls in dem Sinne, daß die Einheit dieser Praxis selbst noch der Untersuchung daraufhin bedarf, wo sie zum Hemmnis einer wirksamen subversiven, langfristig auch revolutionären Praxis wird (oder es schon längst geworden ist) — und wo sie wirkliche Netzbildungen derartiger Knotenpunkte aufgreift und verstärkt, ohne ihnen von oben imaginäre Zusammenhänge aufzustülpen, deren mangelnde reale Tragfähigkeit dann mit den Mitteln des Apparates, d. h. bürokratisch oder mit offener Gewalt, substituiert werden muß.

Damit wird auf der Ebene der marxistischen Philosophie nicht nur denkbar, wie »die vorherrschende Version der marxistischen Philosophie« (Althusser

1976, 17f.) endlich anzutasten und von Grund auf umzuwälzen wäre. Auch der perhorreszierte Plural des Marxismus kommt in einer solchen Perspektive ganz selbstverständlich zu seinem Recht — ohne daß dies den Verzicht auf die Überwindung blinder Abhängigkeiten durch Erkenntnis der Wirklichkeit oder auf eine revolutionäre, transformatorische Perspektive nach sich zöge. Immerhin ergibt es die Einsicht, daß es die eine, zentral zu definierende Antwort auf die Frage, was eine produktive Praxis von Philosophen im Raum des Marxismus sein kann, ebensowenig mehr geben kann wie den vor jedem philosophischen Denken immer schon feststehenden, unerschütterlichen Block einer einheitlichen marxistischen Philosophie.

Was es allerdings auch nach sich zieht, ist die Erkenntnis, daß die Prunkkleider, die auch noch die oppositionellen Philosophen-Könige von der metaphysischen Philosophie entliehen haben, schon lange ihre Blöße nicht mehr bedecken. Das ist für eine wirksame Praxis der Philosophie und für eine befreiende Praxis der Politik ein nicht gering zu schätzender Gewinn.

Anmerkungen

- 1 Ich werde nicht auf die persönliche Tragödie der Althusser (vgl. Dokumentation: Louis Althusser, Prokla 43, 1981, 141-145) eingehen und ebensowenig auf den schweren Weg, den Althusser in den letzten Jahren hat gehen müssen (vgl. P. Körte: Über einen lebenden Toten. Frankfurter Rundschau Nr. 241, 15.10.88).
- 2 Vgl. kultuRRevolution 19: »Louis Althusser. Ein Denken an den Grenzen« (1988).
- 3 Insbesondere die Rückblicke auf »1968« machen die ganze Ambivalenz dieser geschäftigen Vergegenwärtigung zwischen »Evozieren und Umdeuten« (Cohn-Bendit 1988) und »Erinnern und Durcharbeiten« (Burger u.a. 1987) deutlich.
- 4 Wie tief diese unauffällige Selbstverständlichkeit des Verfahrensmodells der traditionellen Philosophie sitzt, wird m.E. etwa daran deutlich, daß anscheinend gegenwärtig die »Perestrojka in der Philosophie« zwar vielfältig problematisiert, was philosophisch zu sagen ist, nicht aber das *Wie*, das Grundmodell traditionellen philosophischen Verfahrens (vgl. Fleischer 1988).
- 5 Althusser (1972) und im Anschluß an ihn Lecourt (1975) haben subtil diese »überschießenden«, in der anschließenden Stalinschen »Emendation der marxistischen Vernunft« keineswegs aufgehobenen Elemente von Lenins philosophischer Praxis herausgearbeitet. Die Tragweite dieser Analysen wird allerdings einer oberflächlichen Lektüre dadurch verdeckt, daß sie selbst noch wie innerhalb des derart konstituierten »Marxismus-Leninismus« (vgl. Labica 1986) argumentieren.
- 6 Dessen »Marxismus und Philosophie« bei der Problemstellung stehen bleibt, wie die von »Marx in seiner zugleich objektiv wie subjektiv materialistischen Lehre ... für den theoretischen und praktischen Gebrauch ausgearbeiteten« Lehrsätze »als Instrument für eine möglichst exakte Lösung der jeweils ins Auge gefaßten Aufgabe angewendet werden können« (Korsch 1975, 27).
- 7 Die Einsicht, daß nicht nur die offene Unterordnung in Gestalt einer »Ergänzung« des Marxismus durch eine Variante der herrschenden Philosophie sich dieser gegenüber subaltern verhält, sondern auch die Konfiguration einer »marxistischen Philosophie« zu einer »Gegen-Orthodoxie« mit allen Attributen dieser herrschenden Philosophie, bildet den durchgängigen Einsatz von Althusser's philosophischer Praxis und stellt zugleich ein wesentliches Resultat seiner theoretischen Analyse der Philosophie dar.
- 8 Vgl. die neuere sowjetische Debatte über »Philosophie und Leben« (Fleischer 1988, 10ff.).
- 9 Heideggers Übergipfelung der transzendentalen Phänomenologie (Husserl) und der deutschen »Philosophie der Geisteswissenschaften« (Dilthey) zur Existenzialanalyse und dann zur Seinsgeschichte bzw. zum Seinsgeschick, mit ihrem konstitutiven Bezug auf die faschistische Transzendenz von Führerwille und Vernichtungspraxis, ist m.E. als eine solche nach-metaphysische Fortsetzung der idealistischen, den Primat von »Geist« und damit von Herrschaft behauptenden

- Tendenz in der Philosophie zu lesen, die über Platon und Parmenides hinaus bis in die Königs-Götter-Religionen der ersten Staatsbildungen zurückreicht.
- 10 Im Gegensatz zu Lecourt, der das Neue etwa an Wittgensteins oder Poppers philosophischer »Stückwerk«-Praxis als Effekt eines »Über-Materialismus« analysiert (Lecourt 1981), halte ich es für treffender, ihr Zurückbleiben hinter der materialistischen Tendenz in der Philosophie in bezug auf deren zentrale Pointe in den Vordergrund zu rücken: Zwar knüpfen sie durchaus an diese Tendenz einer aktiven »Entzauberung der Welt« an, die bis auf die erste Verknüpfung von wissenschaftlicher Erkenntnisgewinnung und vernünftiger, von der Autorität höherer Wesen sich emanzipierender Weltorientierung bei den ionischen »Naturphilosophen« zurückreicht, vermeiden aber deren praktische Konsequenz. Die bestand, wie es vermutlich erst Sophisten wie Hippias von Elis in aller Klarheit ausgesprochen haben, schlicht darin, daß es kein »höheres Wissen« mehr geben konnte, das irgendeine Herrschaft von Menschen über Menschen hätte rechtfertigen können.
 - 11 Die »post-modernen« Philosophen bilden m.E. insofern eine paradoxe Nebenlinie dieser Entwicklung, als sie — etwa im Bild des Rhizoms — die neue, dezentrierte Lage des Feldes der philosophischen Praxis innerhalb einer Philosophie abbilden, die selbst als »negative Metaphysik« durchaus noch als zentrale Formation der sekundären Ideologiereproduktion organisiert ist. Daß dieser Ersatz der alten metaphysischen Philosophie bei Literaturwissenschaftlern und sich als kritisch verstehenden Berufsphilosophen derart breit Evidenzerlebnisse auslöst, ist sicherlich ein Indiz dafür, wie wenig sie bisher mit der faktisch erfolgten Dezentrierung ihres Feldes zu-recht-kommen.
 - 12 Ideologietheoretische Untersuchungen bilden m.E. die notwendige Umsetzung philosophischer Praxis in eine spezifische wissenschaftliche Untersuchungstätigkeit — ohne allerdings wiederum totalisierend in Aussicht nehmen zu können, damit jemals das »Ganze« der philosophischen Ein- und Vorgriffe durch »wirkliche Wissenschaft« restlos einholen und damit überflüssig zu machen.
 - 13 Eine solche historische Betrachtung muß allerdings die doppelte Verspätung berücksichtigen, die sich daraus ergeben hat, daß zum einen in Frankreich der ältere Typ der philosophischen Praxis, in dem das Modell der metaphysischen Festung dominiert, bis heute erhalten geblieben ist und zum anderen innerhalb des Marxismus dieses »Festungsmodell« aufgrund der stalinistischen und nach-stalinistischen Funktionsweise der kommunistischen Parteien relativ dominant geblieben ist. Entsprechende Verschiebungen in der Praxis der herrschenden Philosophie gehen etwa in den USA und in Großbritannien bis in die zwanziger Jahre zurück.

Literaturverzeichnis

- Althusser, L., 1969: Avertissement aux lecteurs du livre I du Capital. In: Karl Marx, *Le Capital*. Livre I. Paris
- ders., 1972: Lenin und die Philosophie. Reinbek
- ders., 1976: Geschichte ohne Ende, endlose Geschichte. In: Lecourt 1976
- ders., 1978a: Ist es einfach, in der Philosophie Marxist zu sein? In: ders., *Die Krise des Marxismus*. Hamburg
- ders., 1978b: Wie es in der KPF nicht mehr weitergehen kann. In: ders., *Die Krise des Marxismus*. Hamburg
- ders., 1985: Philosophie und spontane Philosophie der Wissenschaftler (Schriften, Bd. 4). West-Berlin
- Burger u.a., 1987: Linke Spuren. Wien
- Cohn-Bendit, D., 1988: Wie haben wir sie geliebt, die Revolution. Frankfurt/M.
- Demirović, A., 1985: Philosophie und Staat. In: *Das Argument* 152
- Fleischer, H., 1988: Die Perestrojka erreicht die Philosophie. In: *Das Argument* 167
- Korsch, K., 1975: Marxismus und Philosophie. Frankfurt/M.
- Labica, G., 1986: Der Marxismus-Leninismus. Elemente einer Kritik. West-Berlin
- Lecourt, D., 1975: Lenins philosophische Strategie. Von der Widerspiegelung (ohne Spiegel) zum Prozeß (ohne Subjekt). Frankfurt/M., West-Berlin, Wien
- ders., 1976: Proletarische Wissenschaft? (Positionen I). West-Berlin
- ders., 1981: *L'ordre et les jeux*. Paris
- Pêcheux, M., 1983: Ideologie — Festung oder paradoxer Raum? In: *Das Argument* 139
- Wolf, F.O., 1983: Für eine subversive Praxis der Philosophie. In: *Das Argument* 137
- ders., 1985: Nachwort. In: Althusser 1985
- ders., 1987: Nachwort. In: Louis Althusser, Machiavelli, Montesquieu, Rousseau (Schriften Bd. 2). West-Berlin
- ders., 1988: Auf der Suche nach dem ideologischen Klassenkampf diesseits von imaginärer Klassenpolitik und symbolischen Münchhauseniaden. In: *kultuRRévolution* 17/18

Gerhard Armanski

Archaik und Utopie

Zur Dialektik der Erinnerung

Zukunft im Vergangenen

Die bürgerliche Welt ist alt geworden, nicht in ihren Taten, aber in ihrem Herzen. Noch immer will sie dem Erdkreis ihr Gesicht aufprägen, jedoch ohne besondere Botschaft oder gar Mission. Entgegen den Hoffnungen ihrer Morgenröte hat sie kein Zeitalter des Friedens, der Gerechtigkeit und des Glücks heraufgeführt. Vielmehr hat sie die Menschheit mit den furchtbarsten Kriegen ihrer Geschichte überzogen, verzehrt ihren Reichtum inmitten von Hunger und Elend und macht so viele ihrer Mitglieder krank und leer. Selbst der Fortschritt, das Flaggschiff bürgerlicher Ideologie, ist ins Trudeln geraten, bedroht mindestens so sehr, wie er gewährt.

So werden Auswege gesucht. Die Dialektik der Erinnerung erlaubt dem Individuum, in der Psychoanalyse und in der gesellschaftlichen Bewegung die geschichtslose Starrheit gegenwärtigen Leidens in Fluß zu bringen und damit eine wesentliche Voraussetzung zu schaffen, daß es aufgehoben werden kann.

Solcherart gräbt sich Erinnern in die gewundenen Gänge des Gewordenen, das nach hinten und nach vorn eine Prozeßfront hat, zum Abgetanen und Noch-nicht-zu-Ende-Gewordenen hin. Zum Vorschein kommt da manch Zwielfichtiges, Orte des Schreckens und der Ohnmacht, die am liebsten im Vergessenen bleiben möchten, aber auch Glücks- und Lichtstrahlen, die, vom Schutt des Abgelegten befreit, in die Zukunft strahlen (wollen) und die dialektische Wühlarbeit krönen. In den ausgelagerten und abgelegten Territorien des Menschseins finden sich Spuren, die ins Heute und jenseits davon reichen.

Die Heimat, nach der sich die beschädigten Menschen sehnen, liegt noch vor uns. Aber es hat sie ansatzweise und gleichsam halbblind wahrgenommen bereits gegeben — der über den ganzen Globus verbreitete Paradiesmythos legt davon ein beredtes Zeugnis ab. In ihm mischt sich die Ahnung archaischer, befriedeter Zustände mit dem schmerzlichen Verlustgefühl der Vertreibung, die alte Sage mit dem Wunsch, sie möge wiederkehren und sich verwirklichen. So mag auch der erwachsene Mensch ein dunkles Sehnen nach intra- und extrauteriner früher Geborgenheit verspüren, die er verlor, als er sich in die Welt aufmachte. Nicht anders geht es dem phylogenetischen Gedächtnis, das die archaischen Engramme in sich trägt, sie merkt und ihnen nachgeht. Die Erfahrung des Fortschritts mit seinem Janusgesicht der Entwicklung und der Unterdrückung, Naturverfallenheit progressiv auflösend und ineins damit neue gesellschaftliche schaffend, hat das Gedenken an die primäre Höhle überlagert, aber nicht ausgelöscht. Doch die Welt ist nicht mehr die nämliche, die sie in jenen Uranfängen war. Niemand kann in sie zurückkehren, es sei denn in Trance.

Die bürgerliche Gesellschaft bildet die höchste Stufe in der Entwicklung klas-sengesellschaftlicher Zivilisation. Mehr als alle vorhergegangenen zusammen hat sie alles ihr aus früherer Zeit Entgegenstehende eingebnet und vernichtet,

um auf selbsterzeugter Grundlage zu operieren. Ganz ist das allerdings selbst ihr nicht gelungen. In ihrem Sturmschritt ist das Archaische vielfach nur abgeknickt und abgedrängt, nicht aber gänzlich ausgemerzt worden. In der Krise der bürgerlichen Produktions- und Lebensweise erweist sich nicht nur, daß sie zu eng geworden ist, um ihre materiell-technologischen Kräfte zu fassen und zum humanen Nutzen weiterzuentwickeln, in ihr kehrt auch die verdrängte archaische Erinnerung an die klassenlose primitive Zeit wieder. Anders als in der Morgenröte der bürgerlichen Gesellschaft heftet sie sich nun aber nicht mehr an ihre Fahnen, sondern desertiert, wohin auch immer.

Indem wir lernen, daß es eine klassenlose und herrschaftsarme Gesellschaft gegeben hat, und wie sie aussah, vermögen wir uns Horizonte jenseits der bestehenden besser vorzustellen. Die Hebung des archaischen Erbes gibt keine Modelle ab, sondern Material, das wir zum gesellschaftlichen Um- und Neubau dringend brauchen. So vermag sich die Archaik unversehens als Beitrag zur Utopie entpuppen, verschwistert, wie die beiden ohnehin oft auftreten. Es ist eine revolutionäre Isomorphie in weitem geschichtlichem Rahmen, wie sie geradezu schlagend in den Utopien zumal des 17. und 18. Jahrhunderts zutage tritt. In diesem Zusammenhang erscheinen diese als Wetterleuchten des archaischen Glücksversprechens, als seine dem schweren Schatten der primitiven Zeit entzogene und nach vorn geworfene Spielart.

Begegnung mit dem »Primitiven«

Die sich herausbildende und durchsetzende bürgerliche Zivilisation ist mit ihren Vorläufern nicht glimpflich verfahren. Sie hat sich stets als höhere Antithese zu ihnen verhalten und sie mehr oder minder schnell aus der Geschichte verabschiedet. In der den historischen Werdegang der Klassengesellschaften begleitenden Literatur erscheinen die archaischen Gemeinwesen und ihre Mitglieder als Barbaren, Heiden, Lebewesen minderen Schlages. Man lese etwa in der Bibel vom wütenden Haß, den die Palästina erobernden Juden den dort ansässigen »primitiven« Völkern und Religionen entgegenbrachten. Man denke an die Verachtung der allenfalls als Sklaven zu gebrauchenden Barbaren durch die griechisch-römische Welt. Schließlich führte die Kolonialisierung fast des ganzen Erdballs durch Europa zu einer Flut von Schmähungen der andernorts angetroffenen Menschen und ihrer gesellschaftlichen und kulturellen Organisation. Die Primitiven standen der Ausbreitung der klassengesellschaftlichen Zivilisation im Wege und wurden unterworfen oder beseitigt. Die Qual ihres Nieder- und Untergangs vor den fremden weißen Eroberern ist wenig dokumentiert und noch weniger bewußt. Unter den Auspizien des Erwerbs von Macht und Reichtum durch die Kolonialisten, ihrer überlegenen Zahl, wirtschaftlich-militärischen Potenz und ihres missionarischen Überlegenheitsgefühls bestanden wenig Chancen für einen annähernd gleichberechtigten Kulturkontakt. Die Stimme der unterworfenen oder zersetzten archaischen Gesellschaften kennen wir, wenn überhaupt, vorwiegend in der übel- oder auch wohlmeinenden, fast immer eurozentrischen Interpretation durch die Chronisten der Eroberung. So ist unser Wissen jener ersten gewaltsamen Zusammenstöße im Rahmen des antiken oder modernen Imperialismus

verstreut und eher zufällig, zudem ins fahle Licht des Todes oder verstümmelten Überlebens der Archaik getaucht. Selbst in ihm schimmert aber noch etwas vom realen Zustand der primitiven Gemeinwesen und ihrer Kultur durch. Nicht selten kann man den Berichten der Kulturbegennung gar Bewunderung und Bedauern des Untergehenden entnehmen. Nicht einmal an Verfechtern eines Kontakts auf gleichem Fuß, einer möglichen Weise des Verstehens, der Toleranz und des wechselseitigen Lernens hat es gefehlt, wenn sie auch zumal anfangs Rufer in der Wüste waren.

Die Tonalität, obgleich nicht der grundsätzliche Charakter der Begegnung änderte sich erst in der zweiten Phase der europäischen Weltaneignung im 18. Jahrhundert. Mittlerweile war die Überlegenheit der Eroberer nachhaltig und zweifelsfrei bewiesen worden, so daß gelassener verfahren werden konnte. Das kraftmeierische Ideal der Renaissance war der Erfahrung der politischen Unmündigkeit und sich vertiefenden Klassenspaltung im Absolutismus, in dessen Schoß die bürgerliche Gesellschaft heranreife, gewichen. In deren Namen betrieb die Aufklärung den philosophischen Kampf gegen die herrschende feudalsolutistische Klasse und schmiedete sich ihre Waffen auch aus der Anschauung Arkadiens, die nicht zufällig an diesem Grenzpunkt der geschichtlichen Entwicklung mit einem enormen Aufblühen der Utopien einherging, häufig mit diesen gar zusammenfiel. Gemäß dem szientivischen Selbstverständnis der Zeit bemühte man sich mit wissenschaftlichem Instrumentarium um die Beschreibung der archaischen Kulturen, ein Bemühen, dem wir heute viel verdanken.

Zugleich aber drangen verklärende oder fiktive Absichten in die transkulturelle Begegnung und Forschung ein, die nicht selten zu Folien für die Bedürfnisse und Kritik eigener Zustände seitens der erkennenden Subjekte gerieten. Auf gelehrter wie trivialer Ebene schoben sich Bilder vom edlen Wilden, vom Südseeparadies oder vom unschuldigen Urzustand über die Realität. Indem gleichzeitig die Unterwerfung und Zerstörung der primitiven Kulturen beschleunigt voranschritt, wurde jenes Bewußtsein zu einem mythischen. Je mehr und schneller der bewunderte Gegenstand verschwand oder sich entstellte, desto mehr geriet er ins Feld der Projektionen. Als idealer Schein begleiteten sie das Werk des Niederganges der Archaik und tauchten es in die Aura des Verlustgefühls und der Verklärung, aber eben auch der Erinnerung und Antizipation. Diese spezifische Aufspaltung in der Begegnung mit dem Primitiven hatte bereits in der Antike und Renaissance ihre Vorläufer, vertiefte sich in der Aufklärung und hält uns bis heute in ihrem Bann. Sie ist Ursache und Form der Dialektik der Erinnerung zwischen ihren Polen der Archaik und der Utopie. Während die Festsäle des Barock mit allegorischen Figuren der Unterworfenen geschmückt waren, arbeitete sich der gelehrte und populäre Sinn eines in ihnen verkörperten Mythos vom goldenen Zeitalter heraus, den man selbst verlassen hatte und wieder zu realisieren hoffte. Die Gefahr dieses Mythos ist jedoch, daß er zum Idyll neigt und damit tendenziell sowohl den historischen wie möglichen zukünftigen Gegenstand der klassenlosen, herrschaftsfreien und naturverbundenen Gesellschaft verfehlt.

Die imperialistische Durchdringung der Welt im 19. Jahrhundert und die mit ihr einhergehenden geographischen Entdeckungen zogen auch die letzten archaischen Refugien vor allem im »schwarzen Kontinent« aufs ethnologische Tablett.

Man mußte sich beeilen, um mit den Wirkungen der »white man's rule« Schritt zu halten und die letzten »unberührten Naturvölker«, wie man sie jetzt zu nennen beliebte, zu sichten, ehe sie in ihrem Fürsichsein und als Forschungsobjekt passé waren. Das Gefälle im kulturellen Kontakt war nun ganz eindeutig: Eine materiell überlegene Zivilisation spürte auf ihrem Siegeszug auch die letzten Reste primitiver Gesellungs- und Lebensart auf, beäugte sie kurz und glich sie nach Kräften ihrem eigenen Modell an. Den Primitiven blieb nur letztes Aufbäumen und Resignation.

Wie weiland in den Triumphzügen Roms führte man den staunenden Zuhausegebliebenen Exemplare der Exoten vor. Im Menschengarten und -zirkus feierte die bürgerliche Welt die Bändigung des ihr Früheren und Fremden; mit der (un)belebten Natur verfuhr man nicht anders. Meist duplizierte oder umgearbeitete Versatzstücke der primitiven Kultur schmückten so manche gute Wohnstube. Während sie selbst am Verlöschen war, führte sie in der gehobenen und trivialen Literatur bis heute eine spirituelle Existenz.

Aber das Herz der Eroberer war und blieb doch gespalten. In die obwaltende Arroganz und Nützlichkeitsprüfung im Umgang mit den Primitiven mischten sich Schuldgefühle und Sympathie. Während es galt, die verbliebenen archaischen Reste zu sammeln und dabei letzte Abenteuer zu erleben, zog in wissenschaftliche und »schöne« Literatur, in Malerei und Plastik ein neues Paradigma ein, das primitive Lebens- und Kunstformen vorteilhaft von den bürgerlichen abhob. Der Abwehr des Fremden und Anderen und der Angst vor ihm traten Neugier und Sehnsucht gegenüber. Hatte die bürgerliche geistige Welt auch schon früher Fluchtformen ins Primitive (Robinson, Inselmythen, Gefangenengeschichten u. a.) gekannt, so machten sich nun in der müden, abgelebten und Untergangsstimmung des *Fin de siècle* einzelne wie Gauguin auf und davon zu neuen Ufern, die für sie doch die alten blieben. Die Dialektik von Sehnsucht und Zerstörung, von Archaisch und Utopie gewann gerade auf dem Höhepunkt des Selbstbewußtseins der imperialistischen Kultur eine neue Dimension, indem sie nicht mehr ausgelagert blieb, sondern in ihre geschichtlich-gesellschaftlichen Widersprüche selbst eindrang. In Gestalt des idealistischen utopischen und des materialistischen marxistischen Sozialismus zog eine Form der Utopie »im eigenen Land« herauf, die sich nicht mehr mit dem Nirgendwo der alten Befreiungssehnsüchte begnügte. Sie verlagerte die Ursachen menschlichen Leidens in die bestehenden Zustände kapitalistischer Produktion und Gesellschaft selbst, aus deren Material das zukünftige kommunistische Gemeinwesen sich herausbilde und zu gewinnen sei. In den primitiven klassenlosen urkommunistischen Gesellschaften der Vor- und Jetztzeit erblickte diese Philosophie unentfaltete Vorstufen und Bausteine der klassenlosen Gemeinschaft der Zukunft.

Von einer anderen Seite her erschütterte die Psychoanalyse das bürgerliche Selbstbewußtsein. Ihre Entdeckung des Unbewußten als neurosenproduzierende psychische Provinz verwies auf die Kosten als Kehrseite der Leistungen der Zivilisation. Das bürgerliche Ich mußte ebenso lernen, daß unter dem Boden seiner wohlstandigen Organisation die Wildheit der Triebe haust und wuchert, wie das bürgerliche Sozialwesen die Wildheit der Anarchie nicht mehr nur hinter, sondern auch vor sich sah. Sowohl vom Marxismus her wie von seiten der

Psychoanalyse ist die Beschäftigung mit dem Primitiven aus der Exotik und geschichtlichen Ferne ins Hier und Heute geholt worden, in den Kern der Gesellschaft und Psyche selbst. Die Rückverlegung der ausgelagerten und verdrängten Territorien menschlicher Wunschproduktion ins Feld von Bewußtwerdung und progressiver Veränderung erlaubt der Archaik erst, zu sich zu kommen: als Vergangenheit der Zukunft von Individuum und Gesellschaft.

Konturen des Urkommunismus

Wer Spuren sichern will, muß einen Begriff von dem Gegenstand haben, den er sucht. Archaische, urtümliche Gesellschaften sind solche, in denen es kein Privateigentum an den Produktionsmitteln des Bodens und des natürlichen Reichtums gibt, in denen das materielle Niveau der Produktivkräfte und die gesellschaftliche Teilung der Arbeit so gering entwickelt sind, daß kein Mehrprodukt entsteht und von einer ausbeutenden Klasse angeeignet wird. Es sind klassenlose Gemeinwesen ohne erweiterte Reproduktion. Sie kennen keine abgesonderte politische Gewalt, sondern exekutieren als naturwüchsige Personenverbände auf verwandtschaftlicher Grundlage ihre gesellschaftlichen Angelegenheiten in und durch sich selbst.

Solche Sozialgruppen bestimmen die menschheitsgeschichtliche Szene von der Festigung primärer sozialökonomischer Gesellungsformen über die Urgesellschaft bis zu deren Auflösung durch die ersten Klassengesellschaften. Das ist der Zeitraum der ausgehenden Steinzeit (oberes Paläolithikum, Meso- und Neolithikum; ca. 40000 bis 5000 Jahre v.u.Z.) vom Auftreten des Cro-Magnon-Menschen in Europa bis zu den ersten Stadtstaaten im Vorderen Orient. Die Periode der Jungsteinzeit mit ihrer Revolution der Produktivkräfte bildet den Höhepunkt und historischen Abschluß der archaischen Gesellschaftsformation. Neben den sich herausbildenden Klassengesellschaften in verschiedenen Zonen der Erde haben sich, langsam zurückweichend und zurückgedrängt, bis in unsere Tage Gemeinwesen materiell und sozial archaischer Art erhalten, die jedoch keineswegs mit ihren urgeschichtlichen Vorläufern gleichgesetzt werden dürfen. Der lange Zeitraum archaischer Existenz unter den unterschiedlichsten Bedingungen hat eine große Fülle ihrer konkreten Formen hervorgebracht.

Der natur-, gemeinschafts- und mythosverbundene archaische Mensch bestätigte seine Lebensweise und Weltsicht im Ritual, das alle wichtigen Ereignisse und Handlungen ausmachte oder begleitete. Es stand im Mittelpunkt seines kulturellen Systems, vereinigte geschichtlich-mythisches, natürliches und soziales Wissen und reaktualisierte in seinem praktischen Vollzug das Drama der menschlichen Existenz. Was die Magie durch Beeinflussung der Geistkräfte in jedem Lebewesen zu erreichen suchte, gerann in den Riten zur vereinfachten Nachstellung der kosmischen und irdischen Welt. Was Wunder, daß derlei auf engste mit den ästhetischen Hervorbringungen der archaischen Gesellschaften verknüpft war, insbesondere der Dichtung, der Malerei, der Maskenbilderei, der Plastik, der Musik und dem Tanz sowie später dem Theater. Im Ritual liefen die Lebenskräfte der urkommunistischen Gesellschaft ebenso zusammen wie in der Verwandtschaft ihre sozialen Beziehungen und im Mythos ihre Weltsicht und

Geschichte. In ihm tobten sich libidinöse Energien aus und wurden zugleich gebunden im Sinne einer praktischen Psychotherapie. Es war die kollektive Seele, Religion und Sozialexistenz des archaischen Gemeinwesens, in dem all seine Bestrebungen und Bezüge zum Ausdruck kamen. Im Ritual gipfelt die Philosophie und Lebenspraxis der Primitiven. Neben und unter all dem stand aber der materielle Existenzkampf, oft die Not und nicht selten krasse soziale Ungleichheit. Es besteht kein Anlaß, die archaische Welt nicht auch in ihrer Dürftigkeit, Naturverfallenheit, Angst vor all dem Unerklärbaren zur Kenntnis zu nehmen. Das Individuum war streng an die Gruppe und ihre materiellen wie kulturellen Lebensbahnen gebunden, die es nur bei Strafe der Verachtung und des Unterganges verlassen durfte. Die archaische Welt vermittelte ihren Bewohnern Geborgenheit und Unterwerfung unter bis ins einzelne gehende Zwänge zugleich. Sie konnte Paradies einer anscheinend zufriedenen Existenz und Hölle der Notdurft und Unfreiheit sein. Diese Zwieschlächtigkeit löst sich nur in der Dialektik der Erinnerung nach vorn auf, in der Bedingungen menschlicher Existenz erahnt werden, die auf einer höheren Stufe archaisches Glück aufnehmen und archaisches Elend überwunden haben.

Archaik im Untergrund

Die Spur des Archaischen ist nicht vergangen und begraben. Wer ihr nachgeht, landet nicht nur in den Altgärten unserer Geschichte, sondern auch auf den ausgetretenen Pfaden unserer Zivilisation. So ist die Suche mitnichten eine bloß sozialarchäologische oder ethnologische, darum um so erfolgversprechender. Wie die Chiffren einer Geheimschrift ist unter dem Text des herrschenden Diskurses der Rationalität und Moderne die Botschaft des Primitiven zu lesen, am Rand und unter dem Pflaster der großen Straßen, halb verschüttet und überwuchert wie eine Maya-Ruine im Dschungel. Dabei bedarf es gar keiner besonderen geistigen oder geographischen Anstrengungen, um sie freizulegen und zu entziffern. Es ist nur wichtig, den hybriden Glauben aufzugeben, das Vor- und Nichtbürgerliche sei tot, während es doch mitten unter uns ist. Man muß sich auf den Weg der Neu-/Altgier machen wollen, weil man sich davon etwas für die eigene Existenz erwartet. Diese Voraussetzungen einmal gegeben, gilt es, den Blick sorgsam und wach auf den vor unseren Augen befindlichen Boden zu richten und die Ohren zu spitzen. Aus der Tiefe der stillgelegten bürgerlichen Verhältnisse klingt die archaische Melodie, freilich eher als Gefangenenorchester denn als Glocken von Vineta. Ihre Molltonart ist sanft und rebellisch, subdominiert, aber crescendo. Die freigelegten urkommunistischen Bestände zeigen das zwielichtige Antlitz ihrer Herkunft — Primitivglück und Angstnot —; sie werden mit ganz unterschiedlichen, zuweilen entstellenden Absichten zu neuem Bau verwendet oder archiviert, ein zweites Mal ehrenvoll begraben oder als Stachel einer noch nicht zu Ende und zur humanen Zukunft gewordenen Vergangenheit erkannt.

Obwohl spätestens seit hundertfünfzig Jahren mit dem Aufkommen der Industrie und dem allmählichen Verschwinden der tumben Bauern für erledigt gehalten, leben verschiedenste Formen von Aber- und »Volks«glauben, von Magie und Wunschdenken im All- und Feiertag fort. Die naturwüchsig-intuitive Beziehung

zu Dingen und Personen hat Hexenverfolgung, Denunziation im Namen der Wissenschaft und Unterdrückung durch den Zwang bürgerlicher Disziplin überstanden. Abgedrängt ins Halbseidene und Private, ist sie deswegen nicht minder wirksam, freilich kolonisiert und unmündig.

Das imaginative Massenbedürfnis in einer dingbesessenen Welt verschafft sich auf verschiedene Weise Luft, wie etwa in der vom Kommerz genutzten und ausgedehnten Flut von Phantasiegeschichten und -filmen. Im Rahmen der Alternativbewegung kündigt sich eine Wiederkehr des Imaginären, in der Frauenbewegung eine Wiederbelebung weiblicher Urkräfte an. Noch der (innere oder äußere) Mytho- und Nostalgietourismus spricht von der Attraktivität des Verlorenen und aus unserer Gesellschaft Ausgeschiedenen, von der Suche nach dem Glück und dem gelobten Land. Dabei ist der wilde Schatten der Zivilisation keineswegs nur fern von ihr zu finden. Noch im Erleben und Handeln des Kindes, seiner Phantasien, Ängste und Spiele reaktualisiert sich der archaische Mensch, im Zeitraffer die Stammesgeschichte. Hier gehen Innen und Außen, Subjekt und Objekt, Wunsch und Wirklichkeit, Macht und Magie Verbindungen ein, die an die »vernünftige« Erwachsenenwelt bloß grenzen. Auf ähnliche Weise macht sich im Irren (Psychotiker, Schizophrenen) ein vom organisierten bürgerlichen Ich abgespaltener Zwischenbereich wahnhafter Wahrnehmung geltend, in den Elemente archaischer Weltsicht eingelagert sind. Die moderne Kunst und Psychoanalyse haben diese Seelenverwandtschaft zwischen dem Primitiven und dem ungezähmten Wilden in Kindheit und Krankheit der Psyche aufgezeigt und kreativ gewendet: hin zur Reintegration der unterworfenen und verdrängten Geschichte des Wilden in das erweiterte produktive Selbst.

Utopie oder: Die Zukunft als Wahrheit der Vergangenheit

In der Geschichte des menschlichen Verlangens nach dem guten Leben, mündig und sorgenfrei, treten das Idol einer glücklichen Vergangenheit und das Sehnsuchtsbild einer seligen Zukunft nicht selten verschränkt miteinander auf. Oft ist es die gleiche Zeit, in der beides lebendig wird; vielfach dient das gute Vergangene als Entwurf, gar als Beweis des möglichen Kommenden. So war die jüdische und griechisch-römische Antike von der Trauer über den Verlust des goldenen Zeitalters, in dem Friede, Eintracht und Wohlstand herrschten, und vom Wunsch nach seiner Wiederkehr durchzogen. In den spätägyptischen Kulturen sowie im Christentum erschien die künftige Seligkeit der Gäubigen als erneuertes und vergeistigtes Paradies. Untergehende Kulturen wie die melanesische oder indianische des letzten Jahrhunderts träumten davon, noch einmal und für immer ungestört und üppig zu leben wie (angeblich) in alten Zeiten. Die Erinnerung an urchenheitliche und vorklassengesellschaftliche Lebensformen bildet für lange Zeit Urgrund und Folie der utopischen Antizipation besserer Tage. So führt das Morgenlicht die Abenddämmerung mit. Es ist nicht das gleiche — nie mehr, aber es hat dieselbe Farbe anhebenden Traums.

Umbruchzeiten sind ein günstiger Nährboden für utopisches Denken: Im Spalt zwischen niedergehendem Alten und heraufziehendem Neuen erscheint vieles möglich. Die Phase der sich herausbildenden und durchsetzenden bürgerlichen

Gesellschaft bildet die große Zeit der Utopien. Ihre Zahl ist vom 16. bis 19. Jahrhundert Legion, ihre Qualität zu Recht klassisch genannt worden. Diese gewaltige utopische Energie mutet zum einen wie ein Seitentrieb einer in ihrem Selbstbewußtsein, ihren Taten und ihrem Zukunftsverständnis nachgerade kraftmeieri- schen Epoche an — wenn die Wirklichkeit Utopia ständig näherrückte, ja es bisweilen gar ein- und überholte, konnte dann die Utopie nicht schon immer der vordere Rand des Wirklichen sein? Diese Ineinsetzung ist dem bürgerlichen Fortschrittsglauben eingeschrieben und muß daher auch seinen Fall mitmachen, wie wir noch sehen werden. Gerade am Morgen des neuen bürgerlichen Lebens und Wirkens schwante zum anderen mindestens den aufgeklärten Zeitgenossen, daß es im Sturmschritt der sich vor ihren Augen vollziehenden Entwicklung mit den Altertümlichkeiten vorbei sei. Der »Wilde« neuentdeckter Länder konfrontierte die abendländische Zivilisation gerade in ihrem Siegeszug mit ihrem Gegenbild, das sich mit einer gehörigen Beimischung von Wehmut und Idealisierung bis heute in den Büchern und Herzen hält.

In den klassischen Utopien der frühen Neuzeit wurden frühreif, da ohne geschichtlichen Träger, und drakonisch — oder träumerisch — historisch-menschliche Möglichkeiten entworfen. Immerhin erscheinen nun Geschichte und Gesellschaft als machbar. Das Bekenntnis zum Wir jedoch wird einfach undialektisch gesetzt, die erst zu gewinnende Einheit schon immer angenommen. Abweichung vom Pfad der Tugend kommt in dieser Welt nicht ernsthaft vor; Selbstlosigkeit und Einsicht sind vorherrschend, allerdings vorsichtshalber mit verschiedenen unhinterfragbaren Machtstrukturen befestigt und mit Strafen für den Bruch des Gemeinnsinns versehen. Unter den Bedingungen vorwiegend bäuerlicher Arbeit und einfacher Tauschökonomie obwalten Askese, Abstraktion und Weisheit, abhold allem Konkreten und sinnlichen Phantasmen. Das Einheitliche dominiert in Architektur, Charakter und Sozialwesen. Obwohl das Ganze schier einen Himmel (bürgerlicher Ordnung) darstellt, gibt es Gemeinbesitz und sind Ausbeutung wie ökonomische Klassenherrschaft zumindest fortdeklamiert. Es ist das erste große und grobe Wort der utopischen Grenzüberschreitung vom Gestern ins Morgen, wie sehr auch insgeheim von Herrschaft durchtränkt, die es abzuschaffen erklärt.

Was immer wir daran untersuchen — Eigentums- und Geschlechterverhältnisse, Produktion des materiellen und spirituellen Lebens, Existenz und Erziehung, politisches System, der einzelne und die vielen, Ästhetik, Wissenschaft und Philosophie —, wir werden finden, daß die einschlägige utopische Deklaration im Grunde eine phylogenetische Doppelhelix, eine stammesgeschichtliche Verschlingung aus erinnertem und erhofftem menschlichen Glück darstellt. Man- nigfach sind die Parallelen, Ver- und Beweise, verwerfend, wiederaufnehmend oder rückkehrend zwischen dem Nicht-mehr und dem Noch-nicht. Utopie gründet fester als der interessierte Gemeinbegriff davon wahrhaben will.

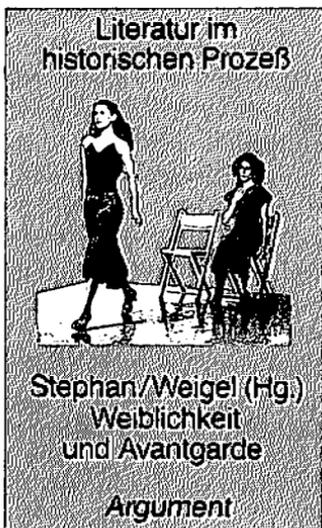
Niedergang und Paradigmenwechsel der Utopien von der Emphase zum Horror des Fortschritts sind in dem Maße erfolgt, wie die bürgerliche Kultur in Krieg und Barbarei stürzte, wie die sozialistische unter großen Wehen ins Leben trat. Indem die Geschichte selbst schwergängig die utopischen Entwürfe einholte, sahen diese sich leichter diskreditiert. In Wahrheit sind sie jedoch nicht obsolet,

sondern progressiv aufgehoben im realhistorischen Entwurf einer von den vergesellschafteten Menschen bewohnbar zu machenden Welt. Mit dem Gipfelpunkt und Umschlag der bürgerlichen Periode um 1900 verlor die Utopie ihre Unschuld als ideell-fiktionales Nirgendwo. Seither versank sie entweder im bitteren Abgesang à la Huxley oder Orwell, verflachte apologetisch zur Science Fiction als bloßer Verlängerung des Bestehenden oder wurde zum Treibsatz politischer Emanzipationen im historischen Irgendwo — so die groben Linien. Nicht von ungefähr sind seit der Jahrhundertwende keine großen »positiven« Utopien mehr entstanden.

Wenngleich das utopische Potential somit erledigt und/oder im historischen Prozeß aufgehoben erscheint, muß dies nicht das Ende seiner Laufbahn bedeuten. Im Überschuß des Möglichkeitsbewußtseins über das jeweils Gegebene ist noch immer das in die Geschichte selbst hineingenommene Ziel menschheitlicher Entwicklung anvisiert: das zu sich selbst gekommene gesellschaftliche Individuum, die Auflösung von Herrschaft und Ausbeutung, die wissenschaftliche Allianz mit der Natur. Gegen die katastrophischen Tendenzen der Geschichte im ausgehenden zweiten Jahrtausend stehen die heuristischen Leitfragen der Utopien. An welchen Brüchen sitzen wir? Wo ist der vordere Prozeßrand des Möglichen? Als vorscheinende Denkmodelle und als Hinweis für Grenzüberschreitungen haben die großen Utopien der Vergangenheit noch Zukunft vor sich. Ihre Verwirklichung geht erst an.

Die ungeheure sozial-seelische Energie jahrtausendelangen utopischen Denkens fand und findet ihren Gegenstand in der Kritik der Klassengesellschaft, suchte und sucht Befreiung im wie borniert auch immer begründeten Jenseits davon. Ihre Wurzeln aber stecken tief im archaischen Einssein der Menschen untereinander und mit der Natur. Doch die gewollte und sich realisierende Utopie ist nicht die Wiederholung der Archaik, des verlorenen ersten Augenaufschlages der Menschheitsgeschichte, sondern ihre aufgeklärte Mitnahme ins »Reich der Freiheit« auf der Grundlage materiell herangereifter historischer Möglichkeit. Nur so kann sich das urkommunistische Versprechen einlösen. Im positiven Einholen der »Primitivität« auf höherer Stufe verwirklicht sich historisch-praktisch die Dialektik der Erinnerung. Für den Suchprozeß nach humaner Heimat auf einem bewohnbaren Planeten ist es ebenso unerlässlich, die Utopien vom Kopf auf die Füße zu stellen, wie das archaische Erbe seiner starr-unerbittlichen Züge zu entkleiden. Nur so können sie sich versöhnen. Gegen den bürgerlichen Gedächtnis- und Zukunftsverlust gilt es, die Traumzeit von Archaik und Utopie ins Bewußtsein zu heben und in die historische Praxis der sozialen Befreiung einzubeziehen. Das Licht des Abends und das Wetterleuchten der Nacht kommen in der Morgenröte zu sich.

Literatur im historischen Prozeß



Frauen - Literatur - Politik

Dokumentation der Tagung in
Hamburg vom Mai 1986

Hrsg. von A. Pelz, M. Schuller,
I. Stephan, S. Weigel, K. Wilhelms

Die Fragestellungen konzentrieren sich um einen in der feministischen Literaturkritik veränderten Begriff des Politischen, in den sowohl verborgene Gewaltzusammenhänge als auch symbolische und diskursive Herrschaftsformen einbezogen wurden.

Themen des Bandes sind u. a.: Die Erzählstruktur bei Marlen Haushofer, Ingeborg Bachmanns Roman »Malina«, die Untersuchung heroischer Weiblichkeitsmythen, Kindesmörderinnen in der Literatur des Sturm und Drang.

LHP 21/22, ca. 230 S.

Weiblichkeit und Avantgarde

Hrsg. von I. Stephan und S. Weigel

Auffallend viele Frauen stehen im Mittelpunkt des neuerwachten Interesses am Konzept der Avantgarde. Dieser Rekurs vor dem Hintergrund eines allgemeinen Überdrusses an (weiblicher) Erfahrungsliteratur muß zur Auseinandersetzung anregen: In welcher Form ist die in der Geschichte des Avantgarde-Begriffs eingeschriebene Funktion des Weiblichen zu nutzen? An einigen Beispielen wird der Ort von Frauen in der historischen Avantgarde beschrieben. Untersucht wird ferner die Differenz zwischen männlichen und weiblichen Avantgarde-Praktiken sowie die Bedeutung des »Weiblichen« bei weiblichen und männlichen Avantgarde-Autoren.

LHP 16, 230 S.

Argument

Mechtild Jansen

SPD und Quote

I

Die SPD hat einen sozialdemokratischen Beschluß gefaßt. Nicht vor ihrer Zeit, gerade eben noch nicht hinter ihrer Zeit, »realistisch« in Etappen, integrativ, mit Hintertürchen. Seit dem Münsteraner Parteitag gilt die Satzungsänderung, nach der bis 1990 33 %, ab 1994 40 % der *Funktionen*, ab 1990 25 %, ab 1994 33 % und ab 1998 40 % der *Mandate* mit Frauen besetzt sein sollen. 20 % der Plätze werden dem »freien« Spiel der Kräfte überlassen. »Sofern sich genügend Kandidatinnen zur Wahl stellen« — so die Umschreibung des Einfallstores —, stellt das Verfahren die Erreichung der Quote sicher. Der Beschluß ist in jedem Fall ein Sieg der Frauen, er ist ein Einschnitt für die SPD, Verpflichtung auch für andere Organisationen, politische und gesellschaftliche Bereiche.

II

Der Quoten-Beschluß ist auf Grund des Drucks der Frauenbewegung zustande gekommen. Aus der (eroberten) Autonomie ihres Kampfes heraus verlangten sie nicht nur Sonderreservate für Emanzipationsgelüste, sondern eine Veränderung der allgemeinen Politik- und Lebensverhältnisse. Die Einflußnahme auf Politik und Arbeitswelt mit den bisherigen Mitteln und unter den von *Männern* geforderten Eingangsvoraussetzungen reichte nicht aus, um gleiches Menschenrecht zu verwirklichen. Es bedurfte eines zusätzlichen Instrumentes, um eigene Räume und eigene Macht für Frauen zu schaffen. Der »Quoten-Weg« markiert eine Gratwanderung. Aus eigener Kraft wurde eine Stärke aufgebaut, die eingesetzt wurde, um in einer patriarchalisch beherrschten Politik- und Berufswelt Spielräume für Frauen zu erweitern — ohne gleich wieder doppelt ausgebeutet oder vereinnahmt zu werden. Nachdem die SPD durch neue Frauenpolitik von seiten der Grünen und der CDU unter Druck geraten war, konnte sie nicht länger umhin, Korrekturen vorzunehmen und Signale zu setzen.

III

Der SPD-Beschluß ist von bizarrem Charakter, gleichwohl kein »Männerwerk«. Aus in erster Linie machtpolitischen Motiven wurde mit männlicher Mehrheit eine Entscheidung zugunsten von mehr Macht für Frauen getroffen. Sie könnte in ihrer Wirkung möglicherweise genau diesen Motiven zuwiderlaufen. Es muß anders werden, damit es wieder wird, wie es war: die SPD als Regierungsmacht. Sie aber ist nicht zu haben ohne Korrektur am eigenen Selbst.

Die männliche Parteitagmehrheit verhalf dem Beschluß zu seinem Zwei-Drittel-Quorum, um die Wählerinnenstimmen anzulocken und dem Zeitgeist zu huldigen, taktisch, instrumentell, machtpolitisch begründet. Sie verhalf zur Mehrheit angesichts eigener partieller Erschöpfung und Ratlosigkeit, um unattraktive Arbeiten in schweren Zeiten an unverbrauchtere Köpfe und Hände abzugeben. Sie hob den Finger aus dumpfer Ahnung, daß es angesichts des Ausmaßes gegenwärtiger gesellschaftlicher Probleme mindestens rein quantitativ ohne Frauen

nicht zu schaffen sein wird. Bei einer Reihe gibt es darüber hinaus *Momente* des Begreifens, eine kleine Minderheit begreift vor dem Hintergrund eigener, vermutlich schmerzlicher Erfahrungen mit dem Geschlechterverhältnis möglicherweise qualitativ mehr. Was aus diesem Konglomerat von Motivlagen wird, wird so sehr wie die Durchsetzung des Beschlusses vom Kampf der Frauen wie von den gesellschaftspolitischen Konstellationen insgesamt abhängen.

IV

Die Quotierung birgt zwei mögliche Entwicklungsrichtungen in sich: Es kommt zu einer »gerechteren« Aufteilung des Mangels und der Misere, zu (mehr) Gleichstellung innerhalb ungerechter Verhältnisse, verbunden mit der Absicht der Integration und Befriedung des Emanzipationsverlangens der Frauen. Die Quote steht hier für eine Verwirklichung der lange versprochenen bürgerlichen Gleichstellung in der Alltagspraxis hier und heute. Und die Quote kann auch für das Verlangen nach der Hälfte einer gerechten (mindestens gerechteren) Welt stehen, verknüpft mit einer allgemein emanzipatorischen Perspektive. Das Instrument der Quote ist Hebel und Verpflichtung zum *aktiven* Handeln, zu positiver »Diskriminierung«, um historisch angehäufte Ungerechtigkeit abzubauen. Sie ist in jedem Fall urdemokratisches Recht, erhält aber erst im Kontext einer gesamten Veränderungsstrategie grundlegend emanzipatorische Dynamik, weil — oder wenn — Frauen ihre Unterdrückungserfahrungen nicht wieder vergessen, wo sie die nicht nur nach Geschlechtern getrennten und deformierten Welt- und Menschenhälften wieder zu »Ganzen« zusammenbringen, wo sie gegen das »Teile- und-Herrsche« Selbstbestimmung und Autonomie weiterhin behaupten. Andererseits: die Integrationskraft des hiesigen Systems hat sich schon häufiger als groß erwiesen. Sie wirkt allemal, solange Ratlosigkeit über Alternativen zu den gegebenen Verhältnissen herrscht.

V

Die subjektive Seite, die Politiklage der SPD-Frauen, allemal die der SPD-Männer gibt zu überschwenglichen Hoffnungen wenig Anlaß. Eine Einbettung der Quotendebatte in eine Gesamtstrategie zur gesellschaftlichen Veränderung unter linksfeministischer Perspektive war und ist kaum erkennbar. Vielmehr hatte die Quoten-Auseinandersetzung auch Ersatzfunktion für sonstige Hilflosigkeit. Die Kehrseite der Medaille ist die Verknennung der Quote als Allheilmittel in Sachen Frauenemanzipation. Die Schwächen frauenpolitischer Gesamtorientierung werden sich nicht allzu lange verdecken lassen. Es herrscht entschieden zuviel Weiblichkeitsgedusel, bei dem neu- und aufgewertet werden soll, ohne zu wissen, mit welchem neuen oder alten Inhalt, auf welcher materiellen und politischen Basis, mit welchen Rechten und realen Lebensmöglichkeiten die »Zukunft« denn »weiblich« sein soll. Es bestehen wenig verbreitete Vorstellungen über den Zusammenhang und die Verquickung von geschlechtsspezifischer und sozialer Unterdrückung und den daraus resultierenden Anforderungen an eine Veränderungs- und Durchsetzungsstrategie. Schließlich ist das Parteiverständnis vieler SPD-Frauen ebenso wie ihr Verhältnis zur Frauenbewegung instrumentell: Partei nicht mehr und nicht weniger als ein Instrument zur Durchsetzung der

Interessen von Frauen als weibliche Menschen. Für die Männer der SPD gilt das ungleich mehr. Sie setzen dem eine Krone auf durch die unausgesprochene oder ausgesprochene Erwartung, daß nun die SPD-Frauen bitteschön die nötige Zahl Frauen für die SPD werben und der Partei zu neuer Attraktivität verhelfen. Die Verwirklichung der Quote als reine Frauensache, Zuträgerinnentätigkeit ganz im Sinne ihrer machtpolitischen Interessen.

Gibt es demnächst keine Antworten auf diese Fragen, ist das politische »Versumpfen« der Quote absehbar. Die Frauen brechen unter doppelter und dreifacher Belastung — bei unveränderten konkreten Lebensbedingungen — zusammen; die Männer lassen sie auflaufen; der brauchbare Rahm wird abgeschöpft; das Unterfutter geht aus.

VI

Die Quote könnte

- Frauen mehr eigenen Raum als handelnde Subjekte verschaffen, sie *ihren* Weg finden lassen;
- ein neues, nicht paternalistisches Verständnis von Solidarität praktisch wirksam werden lassen;
- Druckmittel zur Umgestaltung der gesamten Haus- und Berufsarbeit für beide Geschlechter in Form, Inhalt, Bezahlung und zeitlichem Umfang sein;
- das Herrschafts- und Spaltungssystem an seiner »Zentralachse«, der Geschlechterspaltung, treffen und ihm gegenüber mehr *Demokratie* und *Selbstbestimmung* behaupten;
- Druck und Raum schaffen zur Umgestaltung aller Politik unter dem Blickwinkel von Gattungs-, Geschlechter-, Klassen- und Rasseninteressen;
- Beitrag zur Veränderung und grundlegenden Erneuerung des maroden, undemokratischen und deformierenden Politiksystems selbst sein.

VII

Es ist an der Zeit, um den *Kontext* der Quote und den *Inhalt* der durch sie eingeleiteten Umstrukturierung aller Politik zu kämpfen. Es geht um *Gleichstellung und Befreiung*. Das verlangt, sämtliche antiemanzipatorischen Zumutungen (Frauen in die Bundeswehr, Arbeitsplätze in der Rüstungsindustrie, Beteiligung an ökologischer Zerstörung etc.) zurückzuweisen und die von Frauen einzunehmenden Plätze und Positionen auf ihren emanzipatorischen Gehalt in Form und Inhalt zu befragen, jeden neu gewonnen Handlungsspielraum zum Abbau von Abhängigkeit und Diskriminierung zu nutzen.

Intervention

Ästhetik des Widerstands im Schulunterricht

Liebe Argument-Freunde,

zuerst möchte ich Ihnen zu den 30 Jahren Argument gratulieren. Ich bin zwar noch nicht so lange Argument-Leser, aber immerhin schon seit Heft 15, März 1960: Der Krieg in Algerien. Meine berufliche Arbeit als Lehrer für Deutsch, Geschichte, Sozialkunde und Ethik wurde maßgeblich durch die Lektüre des Arguments geprägt. Allein die Hefte über die Faschismus-Theorien waren Bildungserlebnisse, die einer zweiten Sozialisation nahekamen. Also meinen ganz persönlichen Dank an Wolfgang Fritz Haug und alle Mitarbeiter.

Heute nun ein etwas spätes Echo auf AS 75 *Ästhetik des Widerstands lesen* (und Argument 162, 250ff.). Ich habe mich nicht früher an die »Ästhetik des Widerstands« als Kurslektüre herangewagt, weil alle Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich sprach, nur unüberwindliche Schwierigkeiten sahen. Jetzt aber mache ich den Versuch und schicke Euch mal meinen Arbeitsplan und ein erstes Arbeitsblatt. Vielleicht seht Ihr eine Möglichkeit, anhand dieses Papiers eine Umfrage unter Argument-Lesern zu starten, wer Unterrichtserfahrungen mit der »Ästhetik des Widerstands« hat, wer einen Erfahrungsaustausch wünscht etc. Auch der Zeitpunkt wäre jetzt günstig, weil die »Ästhetik des Widerstands« in einer preiswerten Taschenbuchausgabe herausgekommen ist.

Wer an einem Erfahrungsaustausch interessiert ist und den Arbeitsplan anfordern möchte, wende sich an: Dr. Rolf Eckart, Rümmsstaße 19, 8000 München 40.

<p>Literatur im historischen Prozeß</p>  <p>Scherpe / Winckler (Hg.)</p> <p>Frühe DDR-Literatur</p> <p>Argument</p>	<p>Frühe DDR-Literatur Traditionen, Institutionen, Tendenzen Hrsg. v. Klaus R. Scherpe und Lutz Winckler</p> <p>In der Diskussion um die »Einheit« der deutschen Literatur spielt die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der frühen DDR-Literatur eine Schlüsselrolle: Betont die Literaturgeschichtsschreibung der DDR den historischen und kulturellen Neuanfang und damit die Konstituierung einer eigenständigen DDR-Literatur, so wird im Westen verwiesen auf Kontinuitäten der Sprache und Kultur, die die deutsche Literatur auch nach 1945 als Einheit erscheinen lassen. Der vorliegende Band versteht sich als Beitrag zu dieser Diskussion. Neben einzelnen Autoren und ihren Werken werden literarische Traditionen und Gattungen sowie maßgebliche literarische Institutionen untersucht.</p> <p>AS 149, Literatur im historischen Prozeß 17 160 S., DM 18,50/15,50 für Studenten</p>
--	---

Kongreßberichte

1789 — 1989: Französische Revolution und Revolutionsdiskussion heute

Kolloquium des IMSF in Frankfurt/M., 8. Oktober 1988

Walter Benjamins Wort, daß die Überlieferung »in jeder Epoche ... von neuem dem Konformismus abzugewinnen« ist, hätte das Motto dieser Tagung abgeben können. Es wäre um so aktueller gewesen, als am Vorabend der 200-Jahr-Feier in Frankreich ein »konterrevolutionärer Diskurs«, wie Michel Vovelle sagte, den Ton angibt. Der Direktor des Instituts für die Geschichte der Französischen Revolution und Präsident der Kommission zur Vorbereitung des nationalen Jubiläums unterschied in der Herausbildung dieses Diskurses, dessen prominentester Vertreter François Furet ist, drei Phasen: 1. In den sechziger Jahren wurde die Revolution in zwei Teile zerlegt. Da eine eigenständige bürgerliche Klasse nicht existiert habe, hätte die Revolution im Rahmen eines Kompromisses zwischen aufgeschlossenem Adel und Großbürgertum gehalten werden müssen. Ab 1791 sei diese Chance vertan, und es komme zu einem »Ableiten« ins Chaos des jakobinischen Terrors. Furet behauptet die »soziale« Revolution als zufälliges Ereignis, das unnötig war, um die notwendigen Reformen durchzuführen. 2. Ende der siebziger Jahre wird diese Unterscheidung aufgegeben. Das »Ableiten« beginnt nun schon 1789. In der jakobinischen Konzeption der Volkssouveränität stecke bereits der Keim aller späteren Totalitarismen. Furets Totalitarismus-These fiel in der von den »Neuen Philosophen« beherrschten intellektuellen Öffentlichkeit auf fruchtbaren Boden. Der Historiker Pierre Chaunu, der in der Niederwerfung konterrevolutionärer Bauernaufstände in den Provinzen einen »innerfranzösischen Völkermord« sieht, steht keineswegs allein. 3. Die von Furet schon vor zehn Jahren vertretene Auffassung, daß die Revolution »beendet« und zu einem »kalten Gegenstand« geworden sei, wird heute in den Medien begierig aufgenommen und als »neue Vulgata« präsentiert (vgl. *Le Monde* v. 26.8.88 und die Oktober-Nummer des *Magazine Littéraire*). — Obgleich die »konterrevolutionäre« Geschichtsschreibung viel öffentlichen Kredit hat, sollten ihre Kräfte nicht überschätzt werden. Vovelle wies darauf hin, daß die Deutungskämpfe um die Französische Revolution zu einer »Wiederentdeckung des Politischen« geführt haben — das mit dem Interesse an der »longue durée« in der Annales-Schule seit Ende der fünfziger Jahre als ephemere Oberflächenerscheinung ausgetrieben worden war.

Manfred Kossok vom Interdisziplinären Zentrum für Revolutionsforschung in Leipzig stellte sein Konzept der »Revolutionszyklen« vor und diskutierte daran die Frage nach dem Verhältnis von Reform und Revolution bei der Durchsetzung des Kapitalismus. Es sei »absurd«, Kontinuität und Bruch einander entgegenzusetzen, wie das die Vertreter der »revisionistischen Geschichtsschreibung« praktizierten. Natürlich müsse unterschieden werden zwischen der »politischen« Revolution im engeren — der »Lösung der Machtfrage« — und der »sozialen« Revolution im weiteren Sinne, die in Frankreich 1870/71 mit dem Terror gegen die Kommune erstickt wird. Zu Recht wandte er sich gegen den wieder modern gewordenen Versuch, den bürgerlichen Klassencharakter der Revolution in Abrede zu stellen mit dem Argument, daß es 1789 noch keine industrielle Bourgeoisie gegeben habe. Zum einen dokumentiere sich hier das Unverständnis der genetisch-historischen Entwicklungsstufen des Bürgertums, zum anderen werde eine unmittelbare Entsprechung von ökonomisch herrschender Klasse und ihrer politischen Repräsentanten unterstellt. Bürgerliche Macht werde immer in »übersetzter« Form ausgeübt; die »partielle Diskrepanz zwischen sozialer und politischer Hegemonieklasse« sei in der Französischen Revolution die Regel.

Die Hamburger Historikerin Susanne Petersen rückte die spezifische Rolle der Frauen aus dem Pariser Volk in den Blick. Die neugeschaffenen Institutionen der politischen Öffentlichkeit werden von den Frauen — obwohl sie weder Wahlrecht noch Rederecht hatten — als Adressaten ihres Protestes gegen die drückende Versorgungslage genutzt. Die Revolution treibe eine »Politisierung« der Versorgungsfrage hervor, und dies markiere einen entscheidenden Unterschied zu den ökonomisch-beschränkten vorrevolutionären Protestformen. Dabei dürfe die wechselseitige Fremdheit der jakobinischen Linie und der von der bürgerlichen Emanzipationsbewegung um Olympe de Gouges (»Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin«, September 1791) vorgetragenen Kritik am falschen Universalismus der Menschenrechtserklärung von 1789 nicht übersehen werden. Die Aktivistinnen des im Mai 1793 gegründeten Klubs der revolutionären Republikanerinnen schrieben die Verteidigung der Revolution gegen die inneren Feinde auf ihre Fahnen, und es schien ihnen ausreichend, ihre Forderung nach Gleichberechtigung auf das Tragen der Kokarde zu beschränken. Der Widerstand der jakobinischen Frauen und die Gleichheitsforderungen der bürgerlichen Republikanerinnen fanden keine gemeinsame Sprache.

Johannes Heinrich von Heiseler, Mitarbeiter des IMSF, interpretierte Furets Wunsch nach »Beendigung« der Revolution vor dem Hintergrund der Debatte um den französischen »Sonderweg« zur bürgerlichen Gesellschaft. Furets Botschaft laute, daß mit der Beendigung dieses gewalttätigen Sonderwegs der alte rechts/links-Gegensatz hinfällig werde und Frankreich endlich in die Gemeinschaft der »normalen« Demokratien einrücken könne. Was als »Sonderweg« eliminiert werden soll, begründe aber gerade den »Modellcharakter« der Französischen Revolution, wie er für die Arbeiterbewegung mit der revolutionären Dynamisierung des Volkes wichtig geworden ist. Das Festhalten am jakobinischen Modell sieht sich jedoch, unter dem Druck der »revisionistischen Geschichtsschreibung«, sofort vor der Frage nach dem »Terror«. Ähnlich wie Kossok begriff Heiseler die Jakobiner an der Macht als »heroische Illusionisten«, die das »gemeinsame Gute« nur abstrakt, weil bürgerlich borniert verfolgen konnten. Das Umschlagen in den Terror müsse aus dieser Abstraktion heraus verstanden werden. Die »Schreckensherrschaft« sei, wie Engels bemerkt habe, eine Herrschaft von Leuten, die selbst erschrocken sind.

Die Tagung litt an der fehlenden Aktualisierung. Eine marxistische Neulektüre der Botschaften von 1789 auf der Höhe der heutigen Probleme konnte nicht geleistet werden. Es war, als machte der angestrengte Blick auf Furet blind für die eigene Sache. So zeigte sich etwa die Frage nach der terroristischen Dynamik des Jakobinismus an der Macht desinteressiert am Fortkommen der aktuellen Stalinismusdebatte. Der Sieg einer neuen Gesellschaftsordnung, ihre tödliche Bedrohung durch die Konterrevolution, das Ausharren in einer umzingelten Festung, die Moralisierung der Politik — liefert uns der Jakobinismus nicht umfangreichen Stoff zur Bildung des eigenen Geschichtsbewußtseins? Kossok hatte nach den »übersetzten Formen« der bürgerlichen Machtausübung gefragt. Nicht gefragt wurde, was die in der Sowjetunion heute geführte Debatte um den Aufbau eines sozialistischen Rechtsstaats von 1789 lernen könnte. Welche bürgerlichen Prinzipien sind heute noch revolutionär und im eigenen Haus erst noch zu verwirklichen?

Im Anschluß an Vovelles Skizze der gegenwärtigen Auseinandersetzung in Frankreich hätte man Verbindungslinien zum deutschen »Historikerstreit« diskutieren können. Werden die französischen »Schlußstrich«-Strategen, die die Revolution in die Nähe zum deutschen Faschismus rücken, erfolgreicher sein als ihre westdeutschen Kollegen? Wohl kaum, denn die Rede vom »Ende der Revolution« ist so alt wie die Revolution selbst.

Peter Jehle (West-Berlin)

Die nächsten 100 Jahre — mit wem zieht die neue Zeit?

SPÖ-Sommerwerkstätte in Steyr (Oberösterreich), 31. August bis 4. September 1988

Bevor die im Tagungsthema gestellte Frage zu beantworten ist — »ich hoffe, weiter mit uns«, so der Steyrer SPÖ-Bürgermeister in seinem Grußwort —, muß geklärt sein, ob wir wirklich in einer »neuen Zeit« leben oder ob wir mindestens am Beginn einer solchen stehen.

»Zukunft = Vollbeschäftigung + Umweltpolitik — Über das Auswandern der Utopien aus der Politik« und »Autonomie oder Anomie? — Vom Wandel des Wertewandels« waren dementsprechend die Themenschwerpunkte des ersten Tages. Die gesellschaftlichen Interessen und Wertvorstellungen drifteten auseinander und würden lediglich noch von neuen ökologischen Problemen überlagert. Vor diesem Hintergrund lägen Ansatzpunkte für eine neue (präventive Umwelt-)Politik, die flexibel sein und Anreize für eine innovative Umwelttechnologie schaffen müsse. Das Beharren auf Arbeitsplätzen, v.a. solchen in umweltzerstörenden Bereichen, sei abzulehnen, was auch eine »Relativierung des Rechts auf Arbeit« bedeute. So der Soziologe *Georg Vobruba* in seinem »Impulsreferat« zum ersten Themenblock. — Den für die gesamte Veranstaltung paradigmatischen Gebrauch der Begriffe »Wertewandel«, »Segmentierung«, »Flexibilität«, »Modernisierung«, »Dezentralisierung« usw., die oft zu Zauberformeln der Zukunftsbewältigung zu werden drohten, suchte indirekt *Rolf Schwendter* (GH Kassel) zu relativieren. Er stellte eine Folge von hegemonialen Zyklen dar, die, abgeleitet von Regulationsmechanismen der kapitalistischen Produktion, die jeweilige kulturelle und politische Lage bestimmen. Diese seien wiederum von folgenden Basistechnologien bestimmt: Dampfmaschine (gestern), Mikroelektronik (heute), »ökologische Maschinerie« (morgen) und Gentechnologie (übermorgen). Im heutigen Übergang zur Hegemonie durch die ökologische Maschinerie lösten sich Klassengegensätze zwar nicht auf, würden aber stark überlagert. Es bildeten sich »Klassenströmungen« und, hieraus hervorgehend, zunehmend Subkulturen, die durch entsprechende Vernetzung zum Subjekt einer neuen Politik werden können. Das Zeitalter der Massenorganisationen und somit auch der klassischen Sozialdemokratie gehe also zu Ende.

Damit waren auch die Eckpunkte für die Diskussionsthemen der folgenden Tage gegeben: »Gemeinsam Überleben oder Untergehen — Über weltweite Bedrohungen und nationale Egoismen«; »Große Wellen und kleine Inseln — oder: Wie groß sind die Anpassungszwänge in der Politik?«, »Amerikanisierung oder Modernisierung von Politik — oder: Neuer Wein in alten Schläuchen?« und »Lechts und Rinks, das kann man nicht verwechseln — oder: Mit wem zieht die neue Zeit?«. Die Alternative lautet: Ökologische Modernisierung des Kapitalismus oder Entwicklung neuer Lebens- und Arbeitsformen »von unten«.

Die Konfusion und Perspektivlosigkeit der österreichischen Sozialdemokratie ist groß. Angesichts der tagespolitischen Diskussionen um Umweltzerstörung, Privatisierungen, Sozialstaatsreform und den seit kurzem angestrebten EG-Beitritt werden alte Orientierungsmuster und Identitäten für unbrauchbar gehalten — wie zum Beispiel das »Rechts-Links-Schema«. Was oberflächlich auch eine gewisse Evidenz beanspruchen kann. Doch jetzt stellt man die »Allgemeininteressen« von Arbeitnehmern und Unternehmern, z.B. in der Abwendung der ökologischen Katastrophe, heraus (*Adalbert Evers*), »schmiedet« (zusammen mit Peter Glotz und Oskar Lafontaine) eine »neue Koalition aus tradierter Facharbeiterschaft, Eliten der Dienstleistungszentren und der technischen Intelligenz« (*Tilman Fichter*, SPD), sucht also »neue Mehrheiten«, mit denen man das Steuer im gemeinsamen Boot übernehmen kann. In dieses Boot dürfen dann die »Looser«, die von Schwendter beschriebenen

Subkulturen, gerne zusteigen. Die Fetischisierung individueller Autonomie und »moderner« Politik führte u.a. dazu, daß der stellvertretende Generalsekretär des Österreichischen Wirtschaftsbundes *Johannes Ditz* (ÖVP) seine sozialdemokratischen Kontrahenten auf einem Podium links überholen konnte, indem er für Basisbewegungen und Solidarität plädierte. *Josef Cap* wiederum, Vorsitzender des Vereins Sommerwerkstätte und ehemaliger SPÖ-Linker, hielt der ÖVP unter Hinweis auf Maggie Thatcher vor, gar nicht »richtig« konservativ zu sein — im gleichen Atemzug betonend, die SPÖ würde mit dem EG-Beitritt Österreichs Unternehmer aus ihrer Rückständigkeit herausführen zum freien und schöpferischen Unternehmertum.

Die Brechtsche Frage »Wem nützt das?«, von der Grünen-Abgeordneten *Friedrun Huemer* gestellt und ergänzt durch die These des Bremer SPD-Linken *Detlev Albers*, die tradierten Orientierungsmuster seien, modifiziert, durchaus auch auf neue Fragestellungen anwendbar, wurde kaum wahrgenommen. Ebenso wenig die Erinnerung von *Siegi Mattl* an die subversiven Traditionen der Sozialdemokratie. Wie unklar die Vorstellung der eigenen Rolle beim Zug in die neue Zeit ist, faßte ein Teilnehmer so zusammen: Es sei gut, daß das Zentralsekretariat der SPÖ in Wien der diesjährigen Sommerwerkstätte so wenig Bedeutung beigemessen habe und so wenig von der Veranstaltung an die Öffentlichkeit gelange, selbst in der parteieigenen Presse — sonst vermittele die SPÖ einen noch desolateren Eindruck. Steffen Rink (Marburg)

24. Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung Linz, 13. bis 17. September 1988

Traditionsgemäß standen zwei Themen auf der Tagesordnung: ein traditionelles, schon relativ gut erforschtes Gebiet (diesmal: die Herausbildung des Proletariats) sowie eines, auf dem forschungspolitisch Neuland betreten wird. Bei der diesjährigen Tagung richtete sich das Augenmerk auf das Verhältnis von Ökologie und Arbeiterbewegung.

E. Gärtner (IMSF, Frankfurt) wies nach, daß sich die II. und III. Internationale vom ursprünglichen emanzipativen Anliegen der marxistischen Klassiker, wie es in den ökonomisch-philosophischen Manuskripten zum Ausdruck kam, weit entfernt hatte. In Ost und West mache sich gleichermaßen ein undifferenzierter Technikoptimismus breit, der sich nicht mehr die Frage stellte, ob und wieviel Technologien demokratie- und umweltverträglich sind. Seine Behauptung, Lenin sei einer der wenigen Führer der Arbeiterbewegung gewesen, die einen Zugang zur Umweltproblematik fanden, konnte nicht belegt werden. E. Schramm (Frankfurt) und A. Andersen (Bremen) bezogen sich auf Umweltauseinandersetzungen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Schramm wies nach, daß schon Mitte des 19. Jahrhunderts gegen die industrielle Umweltverschmutzung erfolgreich das Arbeitsplatzargument angewendet wurde. Andersen betonte, daß weder Marx noch Engels das Verhältnis von Produktions- und Naturkreisläufen grundlegend problematisierten. Beide hätten wohl deshalb auch nicht zu den großen industriellen Umweltauseinandersetzungen Stellung genommen, die in Großbritannien immerhin 1863 im Alkali-Act gesetzlichen Niederschlag fanden, der zum ersten Mal in der Geschichte Grenzwerte für Immissionen festlegte und den ersten »Umweltschutzbeauftragten«, den Alkali-Inspektor, einsetzte. Erstaunlicherweise wandten sich die Klassiker und die spätere Arbeiterbewegung eher den Reproduktionstechnologien zu. Es war die SPD (Scheidemann), die Anfang dieses Jahrhunderts die verbrecherische Trinkwasserverseuchung im Ruhrgebiet anprangerte, der durch eine Typhusepidemie 500 Menschen zum Opfer fielen.

A. Griese (Berlin/DDR) konnte sich als Bearbeiterin der MEGA auf die naturwis-

senschaftlichen Exzerpte von Marx und Engels stützen. Bisher wurden ihre Studien und Exzerpte zu Liebig, Fraas, den Mitbegründern des ökologischen Denkens im 19. Jahrhundert, sowie zu den Chemikern L. Meyer, Roscoe und Schorlemmer kaum herangezogen. Strittig blieb, ob und inwieweit Marx und Engels chemische Technologien zur Kenntnis nahmen, oder ob sie hauptsächlich die Textilindustrie zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen zum (technologischen) Fortschritt nahmen.

Das sowjetische Gruppenreferat von Minajew/Filimonow/Lunow behauptete zwar die Bedeutung des »neuen Denkens«, welchen Niederschlag es jedoch im Verhältnis von Ökologie und Arbeiterbewegung haben sollte, machten die Referenten vom Moskauer Institut für Marxismus-Leninismus nicht deutlich. Die sozialistische Wirtschaftsführung verlange eine andere Herangehensweise an Technik und Technologie. Wie diese aussehen sollte, wurde nicht geklärt. Andere Beiträge aus sozialistischen Ländern wie Jemnitz (Ungarn) oder Gemin (VR China) betonten die Schwierigkeiten mit ökologischen Problemen beim Aufbau des Sozialismus. Besonderen Stellenwert hatten die tschechischen Diskussionsbeiträge. Bobiková machte darauf aufmerksam, daß es eher das Bürgertum war, das Umweltfragen schon im 19. Jahrhundert wahrnahm. Die Arbeiterbewegung nahm zwar unterschiedliche Umweltbedingungen im bürgerlichen und proletarischen Lebensmilieu wahr, politische Impulse gingen davon aber nicht aus.

Konsens bestand bei fast allen Diskussionsbeiträgen über die Notwendigkeit, diese Debatte fortzusetzen, um das verhängnisvolle Gegenüber von Ökologie und Arbeiterbewegung aufzulösen.

Arne Andersen (Bremen)

Kultur und Gesellschaft

24. Deutscher Soziologentag in Zürich, 4. bis 7. Oktober 1988

Das Thema der Gemeinschaftsveranstaltung der Deutschen, Österreicherischen und Schweizerischen Gesellschaften für Soziologie sollte es erlauben, »sowohl Grundfragen der Disziplin als auch aktuelle Probleme der gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung in den drei Ländern anzugehen«, wie es recht unbestimmt im Programm hieß. 1600 Teilnehmer hörten in mehr als 100 Plenums- und Sektionsveranstaltungen und Ad-hoc-Gruppen fast 500 Referate und einige Einzelvorträge (u.a. von R. König und M. Douglas). Der Berichtersteller kann also keinen »Überblick« geben, sondern nur seine persönliche Stichprobe auswerten.

Drei Vorträge eröffneten den Kongreß. W. Lepenies verglich die Wissenschafts- bzw. Wissenskulturen Frankreichs und Deutschlands. Französischem Fortschrittsglauben in der Tradition der Aufklärung stand lange Zeit deutsche Wissenschaftskepsis gegenüber, wovon heute noch etwas zu spüren ist im unterschiedlichen Verhältnis zu ökologischen Fragen in beiden Ländern. Die neueste Frucht deutsch-französischer Beziehungen ist, daß Heidegger und Carl Schmitt, einst tabuisiert, nach ihrer Rezeption durch die französische »Vernunftkritik« auch für fortschrittliche deutsche Intellektuelle akzeptabel geworden sind. Das Referat von Th. Luckmann über »Kultur und Kommunikation« geriet zu einer Einführung in seine Version interpretativer Soziologie. U. Windisch erläuterte, daß bei der Analyse von Kommunikation auch Konflikte, wie sie nun mal im Alltag vorkommen, stärker berücksichtigt werden sollten. Drei Vorträge, die weder neues Licht auf »Grundfragen der Disziplin« warfen, noch »aktuelle Probleme« angingen. Für die Öffentlichkeit mußte der befremdliche Eindruck einer Soziologie ohne soziale Probleme entstehen.

Die Plenumsveranstaltung »Kultur, weiblich/männlich« fand großen Zulauf von Vertretern beider Geschlechter. U. Prokop referierte über die Veränderung der Geschlechtsrollen im 18. Jahrhundert, indem sie Episoden aus Rousseaus »Emile« und

seinen »Bekanntnissen« analysierte. — C. Honegger sprach über »Weiblichkeit als Kulturform«. Sie vertrat die These, der moderne Kulturbegriff (seit Herder) und der Begriff der Weiblichkeit seien gleichen Ursprungs, und verfolgte verschiedene Stationen der Codierung von Weiblichkeit und Kultur vom Niedergang der höfischen Gesellschaften bis zur Kulturkritik Nietzsches, Freuds und Weiningers. — K. Lichtblau ging auf Georg Simmel und dessen Mischung von Kulturtheorie und Geschlechtermetaphysik ein: Simmels Arbeiten steckten das diskursive Feld ab, in dem auch heute die Frage nach der Möglichkeit einer andersartigen Kultur gestellt werden müsse. In erster Linie haben die Männer am Prozeß der Rationalisierung partizipiert, sind von Individualismus, Rationalismus, Berufsmenschenentum geprägt. Sie sind »mehr« Individuum, repräsentieren das allgemein-menschliche, das übergeschlechtlich-objektive. Die Frauen hingegen, von häuslicher Arbeit geprägt, sind stärker im Gattungstypus verankerte Natur- und Geschlechtswesen. — Die größte Resonanz fand G. Nunner-Winklers Referat »Gibt es eine weibliche Moral?«. Bezugspunkt der Kontroverse war die These von Carol Gilligan (*Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*, München 1982), daß der männlichen Gerechtigkeitsethik eine weibliche Ethik der Anteilnahme, Zuwendung und Fürsorge gegenüberstehe. Nunner-Winkler entwickelte die Position, daß weder biologische Unterschiede noch frühkindliche Erziehung, sondern kulturelle Normierungen für unterschiedliche Interpretationen moralischer Pflichten durch Männer und Frauen ursächlich seien. Dabei kann es sich um gruppenspezifische Normierungen (»moralisches Klima«, z.B. die traditionelle Verpflichtung zur Gastfreundschaft in einigen Ländern) handeln, oder um rollenspezifische Normierungen. Männer bewegen sich mehr in spezifischen Berufsrollen, Frauen häufiger in diffusen Rollen als Helfende und Pflegende. Gegenwärtig ist zu beobachten, daß Frauen sich weigern, diffuse Rollen zu übernehmen. Damit kommt es zu einer Angleichung der (einst »fürsorglichen«) Frauen an die »männliche« Gerechtigkeitsethik. Rechte und Pflichten werden zum Gegenstand von Aushandlungen, die »Rechenhaftigkeit« (im Sinne Max Webers) in sozialen Beziehungen nimmt zu. Frauen untergraben die Fürsorglichkeit und entdecken sie zugleich als etwas spezifisch Weibliches. Wenn Nunner-Winkler recht hat, gibt es noch ein großes Rationalisierungspotential in unserer Gesellschaft, es geht erst richtig los. An eine alternative »weibliche Kultur« glaubte auch unter den Diskussionsteilnehmern niemand so recht. Was ansteht, ist die Eroberung des »hohen Kulturknochen« (Honegger).

In der Sitzung der Sektion Familien- und Jugendsoziologie wurde das Thema »Wandel und Kontinuität familialer Lebensformen« vergleichend behandelt; deutlich wurde ein Modernisierungsgefälle der drei Länder. So hat die Schweiz ein traditionell hohes Alter bei der Erstheirat der Frau, eine sehr niedrige Unehelichenquote und eine relativ geringe Erwerbsbeteiligung von Frauen und jungen Müttern, wie H.-J. Hoffmann-Nowotny ausführte. In Österreich gibt es traditionell eine hohe Zahl unehelich geborener Kinder. Schon im 19. Jahrhundert war Unehelichkeit nicht stark stigmatisiert, überwiegend aus erbrechtlichen Gründen. Dies hat sich, unter veränderten Verhältnissen, bis heute fortgesetzt. L. Wilk betonte den Wandel in Österreich: die strukturelle Vielfalt der Familien hat zugenommen, entscheidende Veränderungen sind durch die zunehmende Erwerbsbeteiligung von Müttern zustande gekommen. Auch der familiäre Alltag hat sich verändert, etwa dadurch, daß sich Väter verstärkt an der Kinderbetreuung beteiligen. Wohl wandelt sich die Bedeutung von Familie und Ehe, neue Muster, deren Institutionalisierung ungewiß ist, bilden sich, aber von einer Krise, gar Auflösung dieser Institutionen, die wohlmöglich zu anomischen Zuständen führen könnte, wollte niemand sprechen. Die Perspektive ist mehr

auf die erstaunliche Stabilität und Modernisierungsfähigkeit gesellschaftlicher Institutionen gerichtet, weniger auf »Krisenhaftigkeit« und Anomie, aus der etwas Neues und Besseres hervorgehen könnte. In derselben Veranstaltung wies H. Bertram auf das Verstummen der Debatte um soziale Ungleichheit und schichtspezifische Sozialisierung hin. Die Probleme bestehen jedoch fort, auch nach der Bildungsreform. Dies zeigte Bertram auf der Basis von Daten der von ihm aufgebauten Regionaldatenbank (bis auf Kreisebene). Große Ungleichheiten existieren zwischen Stadt und Land sowie zwischen den Bundesländern, was Zahlen zu Bildungsabschlüssen, Haushaltsgröße, Frauenerwerbstätigkeit, Ehescheidungen, Kinderzahl etc. belegen. Interessant ist Bertrams Frage nach der Richtung der gesellschaftlichen Entwicklung: Werden sich, wie Soziologen zumeist annehmen, die Muster der Modernisierung und Individualisierung, die an städtischen Modellen gewonnen wurden, tatsächlich verallgemeinern? Angesichts der hohen sozialen, psychischen und ökologischen Folgekosten der Modernisierung sollte im Auge behalten werden, daß auch andere Entwicklungspfade eingeschlagen werden könnten.

Die Wirtschaft sollte nicht allein den Ökonomen überlassen werden, die Soziologie muß sich der Konkurrenz der mikroökonomischen Ansätze stellen. Dies war die Leitidee der Plenumsveranstaltung »Markt und Kultur«, in der es um das Verhältnis utilitaristischer und normativer Anteile im ökonomischen Austausch ging. M. Schmid analysierte Durkheims Auseinandersetzung mit der grundsätzlichen theoretischen Frage, wie in modernen, arbeitsteiligen Gesellschaften Solidarität entstehen könne. M. Kohli beschäftigte sich mit »Generationenvertrag« und Moralökonomie, also den Vorstellungen über Gerechtigkeit und Reziprozität, die den Austauschbeziehungen zwischen den Generationen im Rahmen der Rentenversicherung zugrunde liegen. Theoretische Vorüberlegungen zu dem wichtigen Thema der »kulturellen Einbettung des europäischen Marktes« in Hinblick auf die zu erwartende stärkere internationalen Mobilität von Arbeitskräften stellte C. Jaeger an. K. O. Hondrich referierte über »Skandalmärkte und Skandalkultur«, den gesellschaftlichen Bedarf an Enthüllungen, die Lust an der Empörung und den — von einigen Diskussionsteilnehmern bestrittenen — gesellschaftlichen Lerneffekt von Skandalen.

Die Teilnehmer auf dem Podium der Schlußveranstaltung führten noch einmal die grundsätzliche Unklarheit des Kulturbegriffs vor Augen, der je nach theoretischer Einbindung und Problemstellung ein Kürzel für sehr Unterschiedliches ist. Während R. Münch Kultur und Gesellschaft in säuberlich voneinander getrennten Kästchen unterbringen kann, bekennt R. Levy, er könne Gesellschaft und Kultur nicht voneinander unabhängig denken. L. Rosenmayr verweist auf den wichtigen Zusammenhang von Kultur, Gesellschaftsstruktur und Macht und flüchtet sich in seinem — sehr anschaulichen — Beispiel in ein übersichtliches afrikanisches Dorf. M. Fischer-Kowalski bemerkt verärgert: die Beschäftigung mit Kultur auf dem Soziologentag komme ihr vor wie das Spiel mit einem »Slimie«, einer wackelpuddingartigen Plastikmasse, die beliebige Formen annehmen kann, eine gliedschige Spur hinterläßt und dabei absolut harmlos ist. Nachdem die Arbeit ihren guten Ruf verloren hat, so Fischer-Kowalski, ist die Kultur in Mode gekommen und hat harte, lästige Themen wie Arbeitslosigkeit, Ausbeutung und Naturzerstörung ausgeblendet.

Insgesamt ein freundlich-, pluralistisch-harmloser Kongreß. Die Soziologie hat an Gelassenheit und professionellem Selbstbewußtsein gewonnen, dabei aber an kritischem Biß verloren.

Hans-Jürgen Freter (West-Berlin)

Deutsche Gesellschaft für Sexuallforschung

16. Wissenschaftliche Tagung, TU Berlin, 6. bis 8. Oktober 1988

Zu der Tagung kamen etwa 300 Männer und Frauen. Zunächst ging es um *Sexualität, Aggression und Gewalt*. Christina Thürmer-Rohr (West-Berlin) stellte ihre Thesen zur »Mittäterschaft« von Frauen vor; Eberhard Schorsch (Hamburg) berichtete von Erfahrungen aus der klinischen Praxis mit sexuellen StraftäterInnen. Da Michael-Sebastian Honig (München) wegen Krankheit kurzfristig abgesagt hatte, nutzten die Frauen die so gewonnene Zeit, um über die »Hexenjagd« in Memmingen, die nun auch auf andere Bundesländer übergreift, zu berichten. Eine Stellungnahme für die Abschaffung des § 218 wurde verabschiedet und Geld zur Unterstützung der angeklagten Frauen gesammelt. In ihrem Kurzreferat bekräftigte Renate Sadrozinski (pro familia, Hamburg) diese Forderung, indem sie aufzeigte, in welche physische, psychische und soziale Bedrängnis die gegenwärtige Abtreibungsgesetzgebung in der BRD die Frauen bringt.

Umstritten waren Gertrud Kochs (Frankfurt/M.) Ausführungen *Zur Gewalt der Bilder*. Sie stellte kurz Hauptklärungsansätze in der Diskussion vor, z.B. den der Kompensations- und Ventilfunktion von Pornographie, den der Normierungsfunktion oder das Reiz-Reaktions-Schema. Sie wies solches Fragen nach der gefährlichen Funktion von Pornographie als falsch zurück und schlug statt dessen vor, die Inhalte von Pornographie genauer zu untersuchen. Gezeigt würden immer und immer wieder Geschlechtsverkehr, Geschlechtsteile und Orgasmen. Da der sexuelle Höhepunkt bei einer Frau nicht einfach sichtbar sei, müsse hier das Schauspielen, Darstellen, Vormachen einsetzen. Dies könne als immanente Privilegierung des Männlichen als potent, mächtig, stark im sichtbaren, zeigbaren männlichen Orgasmus in pornographischen Filmen verstanden werden, jedoch nicht als Gewalt, die von den Bildern ausgehe. Koch ging dann so weit, ein utopisches Moment von Pornographie darin zu entdecken, daß sie eine Alternative zur herrschenden Sexualität darstelle, die gebunden sei an das bürgerlich-romantische Liebesbild, den Terror der Zweisamkeit. Pornographie beinhalte immer noch auch die Möglichkeit des »jeder mit jedem«, der Anonymisierung von Sex. Ob dies eine utopisch zu nennende Alternative ist, scheint mir fragwürdig. Von der Zweisamkeit in die Einsamkeit eines von sozialen Bezügen losgelösten Sex? — Gespräche am Rande der Konferenz machten eines deutlich: In der Debatte um Pornographie wird von vielen über etwas gesprochen und geurteilt, das sie aus eigener Anschauung gar nicht kennen. Frauen, die sich heftig für ein Verbot der Pornographie stark machen, stellen sich häufig Darstellungen von Vergewaltigungen, Frauenmord usw. vor und gehen davon aus, daß dies typisch für das Genre sei. Deshalb warfen sie Gertrud Koch vor, nur von den »harmlosen« Filmen gesprochen zu haben. Dieser Vorwurf ist insofern unberechtigt, als Koch Pornographie tatsächlich so beschrieb, wie sie erlaubt ist.

Irene Stoehrs (West-Berlin) lange und polemische Abrechnung mit der *Emma* und ihrer Antipornographiedebatte rief Unmut hervor. Die Debatte sei zu wichtig. Ihre Reduktion auf einen Schwesternstreit unangemessen. Der Kongreß nicht der richtige Ort. Stoehrs unter der Polemik versteckter Vorschlag, am Beispiel der Debatte um Pornographie in der Frauenbewegung den schwierigen Zusammenhang von Emanzipation und Gegenemanzipation, die Dialektik der Aufklärung, zu untersuchen, blieb undeutlich und wurde nicht aufgegriffen. — Monika Frommel (Rechtswissenschaftlerin aus München) führte am Vergleich dreier Delikte (Nötigung, Raub, Vergewaltigung) vor, wie im Strafrecht Gewalt normiert wird. Danach wird sowohl der Raub einer Handtasche, das friedliche Besetzen eines Bauplatzes zur Verhinderung der Stationierung von Pershings als auch die Vergewaltigung einer Frau als Gewaltan-

wendung definiert. Von der Definition eines Deliktes hängt auch das Strafmaß ab. Frommel forderte eine Reformierung des Gewaltbegriffs im Strafrecht, damit eine unterschiedliche Bewertung von Straftaten möglich wird. Ihre Untersuchung zeigte, daß im Kapitalismus dem Eigentum mindestens genauso viel Schutz zukommt wie dem Körper einer Frau.

Am Freitag ging es um die *Sexualität in der Hand der Experten*. Gunther Schmidt (Hamburg) stellte Konzepte zur »sexuellen Gesundheit« der letzten 150 Jahre vor. Die These, daß sich im Umgang mit Sexualität eine Entwicklung von früherer Repression zu heutiger Liberalisierung feststellen lasse, wies er zurück. In allen Konzepten — dem des Viktorianischen Zeitalters, der zwanziger Jahre und der WHO — findet sich ein wohldosiertes Verhältnis von Ver- und Geboten. Sexualität bleibt Normalisierungsmacht, gerade indem sich die Normen ändern. Wolfgang Waig (Osnabrück) problematisierte den Umgang mit Sexualität in der Psychiatrie. Er wandte sich gegen die betriebene Desexualisierung in der Institution und zeigte, daß dies ohnehin ein erfolgloses Unterfangen ist. Abschließend plädierte er für die Erotisierung der Psychiatrie — hier auch wieder im Namen der »seelischen Gesundheit«. Seine Ausführungen bewiesen, daß dies eine Revolutionierung der Institution Psychiatrie insgesamt bedeuten würde. Ralf Dose (West-Berlin) gab einen knappen Abriss über die Schwierigkeiten der Einführung der Pille auf dem bundesdeutschen Markt in den sechziger Jahren. Gisela Gräning (Hamburg) ging den Verknüpfungen der Hormonforschung mit Diskursen zu weiblicher Sexualität, Fortpflanzung und Eugenik zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach. Damals wurden Frauen Hormone gegeben, um ihr sexuelles Verlangen einzudämmen, zu beschränken auf ein »natürliches«, d.h. den Männern genehmes Maß. Sie zeigte, wie naturwissenschaftliche Erkenntnisse benutzt werden, um auf soziales Verhalten einzuwirken, und sie zog Parallelen zur aktuellen Debatte um Gentechnologie, künstliche Befruchtung und Eugenik. Ulrich Linse (München) stellte den von 1890 bis 1920 im Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten hervorgetretenen Wiener Arzt und Sozialdemokraten Alfred Blaschko vor.

Gewinnbringend für Debatten in der Frauenbewegung um Gleichheit und Differenz und die soziale Konstruiertheit von Geschlecht war der Samstag mit der Thematik *Geschlecht und Geschlechtswechsel*. Gesa Lindemann (West-Berlin) und Friedemann Pfäfflin (Hamburg) sprachen über die *Abweichung* von der sozialen Geschlechtlichkeit, über die Transsexualität. Problematisch wird hier die Geschlechtlichkeit, weil subjektive Geschlechtsidentität und biologisches Geschlecht auseinanderfallen. Daß dies alltäglich zu Verunsicherungen für die Betroffenen führt, zeigte Lindemann am Beispiel einer zufälligen Begegnung zwischen einem Transsexuellen und einer »normalen« Frau. Die Unsicherheit ist doppelt: wird man erkannt und anerkannt als das Geschlecht, als das man sich fühlt? Pfäfflin kritisierte den Umgang mit der Transsexualität im »klinischen Management«. Es gehe allein darum, Ambivalenzen auszuschalten und Eindeutigkeiten herzustellen, indem operativ der empfundenen Geschlechtlichkeit der *passende* Körper verschafft werde. Er plädierte für das Zulassen von Ambivalenz. In der Diskussion wurde überlegt, wie dies subjektiv ausgehalten werden könnte. Manfred Steinkühler (Mailand) zeigte am Beispiel des Chevalier d'Eon in Frankreich im 18. Jahrhundert den Umgang mit dem »Geschlechtswechsel in nichtklinischer Zeit«, d.h. bevor Transsexualität als pathologisch und in Institutionen zu behandeln angesehen wurde. D'Eon hatte einen Teil seines Lebens als Frau, einen anderen als Mann verbracht. Als beiderlei Geschlecht hatte er dem französischen König als Gesandter gedient, bis ihm dieser befahl, keine Männerkleider mehr zu tragen und fürderhin als Frau zu leben.

Sünne Andresen (West-Berlin)

Perestrojka und Sozialismuskonzeption

Gemeinsame Tagung des IMSF und der Zeitschrift »Marxistische Blätter« in Frankfurt/M., 22. Oktober 1988

Juri A. Krassin (Rektor des Instituts für Gesellschaftswissenschaften beim ZK der KPdSU) sprach vor etwa 200 Teilnehmern über »Demokratisierung und Reform des politischen Systems — alle Macht den Sowjets?« Als Fortsetzung der Oktoberrevolution diene die Perestrojka der Beseitigung des bisherigen staatlich-administrativen Systems, das sich als »Bremsmechanismus« erwiesen habe. In den Anfängen der SU habe Sozialismus nur als vollständige Verwandlung des Privateigentums an Produktionsmitteln in Staatseigentum gedacht werden können. Nachdem sich diese Form des Staatssozialismus als unangemessen erwiesen hatte, habe Lenin das Konzept der Neuen Ökonomischen Politik (NÖP) entwickelt. Solche Ansätze eines selbstverwalteten Sozialismus wurden unter Stalin zunichte gemacht und hatten auch in der nachstalinischen Ära keine Chancen. Ziel der Perestrojka sei, den Staatssozialismus abzulösen durch eine Kombination von Selbstverwaltung der Produzenten und wenigen zentralen (staatlichen) sozialpolitischen Parametern. Als Voraussetzung dafür nannte Krassin die Entwicklung einer »politischen Kultur« auf drei Ebenen: 1. Öffentliche Diskussion der Wirtschaftsreform; 2. Selbstverwaltung der Betriebe; 3. Demokratisierung des staatlichen Bereichs. Zentrale Bedeutung komme dabei den Sowjets zu, die von bloßen Organen der Staatsmacht in Organe der gesellschaftlichen Selbstverwaltung umgestaltet werden sollen. Dazu sind eine Reihe von Veränderungen nötig: Unterordnung des Exekutivkomitees unter den Sowjet, stabiles Einkommen (Haushalt) des Sowjets, Rechenschaftspflicht der Deputierten, Begrenzung der Amtszeiten, »Wahlen mit mehreren Kandidaten«. »Die Demokratisierung der gesellschaftlichen Beziehungen ist die Seele der Perestrojka.« Deshalb sei es wichtig, die Bedeutung der gesellschaftlichen Organisationen anzuheben — einschließlich der sogenannten informellen Gruppen, die Krassin mit den Bürgerinitiativen in der BRD verglich — und einen sozialistischen Rechtsstaat zu entwickeln. — In seiner Antwort auf Beiträge aus dem Plenum (von Steigerwald, Bischoff, Pickshaus, Carlebach) machte Krassin u.a. deutlich, daß das Verhältnis von Markt und Plan nicht als Alternative verstanden werden dürfe, sondern als produktiver Widerspruch, der die Entwicklung vorantreibe. Es komme darauf an, das optimale Verhältnis zu finden.

Wadim P. Jerusalimskij stellte in seinem Beitrag die Notwendigkeit einer umfassenden kritischen Aufarbeitung der Geschichte heraus. Ohne diese könne die KPdSU keinen Führungsanspruch erheben. Er skizzierte die gegenwärtige Diskussion unter Einschluß auch der extremen Positionen, die etwa wie die »Demokratische Union« die letzten 70 Jahre insgesamt verurteilen. Während konservative Historiker die neutralistischen Fragen übergingen, zeichneten andere ein »negativistisches Geschichtsbild« (als Beispiel stand Afanassjew). Auch für Jerusalimskij ist die NÖP als eine Balance von Markt und Plan und Selbstverwaltung und Zentralismus ein positiver Bezugspunkt. Jerusalimskij markierte drei mögliche »Wendepunkte«, die der Geschichte der SU einen anderen Verlauf hätten geben können: 1. die nichterfolgte Absetzung Stalins als Generalsekretär; 2. die Phase der Zerschlagung der Trotzkisten; 3. die Zeit der Kollektivierung 1928/30. Eine Alternative zu Stalin wäre Bucharin gewesen — der in der anschließenden Diskussion am meisten umstrittene Punkt. Für *Emil Carlebach* etwa war der Vortrag »mehr Agitation als Wissenschaft«. *Jörg Goldberg* betonte, daß die Frage nach historischen Alternativen der Entwicklung der heutigen Sozialismuskonzeption dienen müsse. Dabei könne man von Lenin (wie von Bucharin) keine Rezepte erwarten, sondern allenfalls Richtungshinweise.

Im letzten Teil der Veranstaltung (»Perestrojka und die Linke im Westen«) äußerte

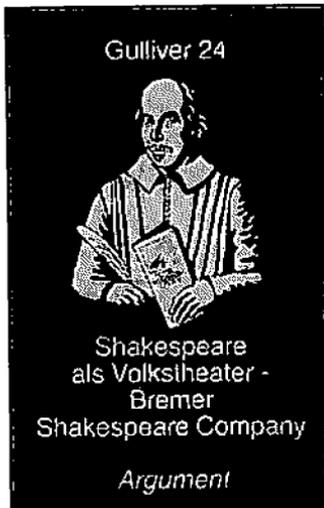
Kurt Neumann (spw, SPD) die Hoffnung, daß die Situation für die Linke im Westen sich erleichtere, weil die Perestrojka dem Antikommunismus die Argumente nehme. Zum andern könne eine Rücknahme des Avantgarde-Anspruch der kommunistischen Parteien zur Entwicklung einer Pluralität sozialistischer Strömungen beitragen. Positiv bewertete er die Überwindung des Klassenreduktionismus, das Verhältnis von Klassen- und Gattungsinteressen aber sei noch zu klären. »Kritische Sympathie«, aber keine Ratschläge, empfahl Neumann: »Dafür ist unsere eigene Entwicklungsbedürftigkeit zu groß.« Auch die Sozialdemokraten hätten eine (selbst-)kritische Geschichtsschreibung nötig. — Eine neue »Produktivität des Denkens« auch im Dialog von Marxisten verspricht sich Karin Roth (IG Metall) etwa in der Frage nach der Entwicklung alternativer Selbstverwaltungskonzeptionen. Sie warnte vor einer Trennung von Klassenkampf und Menschheitsfragen. Die Entwicklung in der SU könne zudem genutzt werden für die Suche nach anderen Wachstumsmodellen (nicht nur für die »Dritte Welt«). Franz Sommerfeld (DVZ/die tat) warnte vor einem mechanischen Verhältnis zu den sozialistischen Staaten. Der Dogmatismus hätte zur Folge gehabt, daß »wir uns nicht mit der Wirklichkeit auseinandersetzen«. Jetzt sei es nötig, selbst eine »Bestandsaufnahme« zu machen. Dazu gehöre z.B. die Feststellung, daß während der Plan in der SU scheitere, immer mehr Bereiche der kapitalistischen Wirtschaft planmäßig gesteuert würden.

Betroffenheit von der Geschichte auch der eigenen Partei konstatierte Robert Steigerwald (Marxistische Blätter, DKP) und räumte innerparteiliche Probleme ein. Der Perestrojka komme international eine entscheidende Bedeutung zu. Würde sie nicht gelingen, sei der erste welthistorische Anlauf zum Sozialismus gescheitert. Das »Neue Denken« wird von ihm nicht als integraler Bestandteil der marxistischen Theorie gefaßt, sondern als Ausdruck des aktuellen Kampfes zwischen Antagonisten. Für Fragen des Friedens und der globalen Probleme beanspruche die Arbeiterklasse kein Monopol. Neu bestimmen müßten die Kommunisten das Verhältnis von Reform und Revolution, wie dies in den letzten Dokumenten der DKP versucht worden sei. — Eine weltweite Bedeutung der Perestrojka kann Jörg Wollenberg (Bildungszentrum der Stadt Nürnberg) zufolge in der Gestaltung einer wissenschaftlich-technischen Revolution unter den Bedingungen eines »humanen Sozialismus« liegen. Das Augenmerk legte er auf »unsere eigene politische Kultur«: Er dürfe hier mit Kommunisten diskutieren, aber die Anstellung einer qualifizierten Kommunistin sei ihm verwehrt. Zum andern sei es wichtig, sich mit den eigenen Verdrängungen von Sozialdemokraten und Kommunisten auseinanderzusetzen. Peter Weiss' »Asthetik des Widerstands« diene ihm als Vorbild für Glasnost gegenüber der eigenen Geschichte.

In allen Beiträgen ging es darum, sich der eigenen Wirklichkeit zu stellen, selbst verantwortlich zu sein. Darin besteht eine Gemeinsamkeit zwischen der Diskussion in der SU und in der westdeutschen Linken, wie sie unter dem Eindruck der Perestrojka wieder möglich zu werden scheint. Eine Fortsetzung ist nötig.

Uwe Hirschfeld (Kassel)

»... ein kleines Gesamtwerk kritischer
Anglistik-Forschung« (Weser-Kurier)



**Shakespeare als
Volkstheater**

Dieter Herms/Thomas Metscher
(Hg.)

Neben einer umfangreichen Dokumentation der Arbeit der *Bremer Shakespeare Company* versucht der Band zu gegenwärtigen Tendenzen der internationalen Shakespeare-Forschung wie der theatralischen Shakespeare-Rezeption eine Brücke zu schlagen. Eine besondere Bedeutung hat dabei die Diskussion feministischer Shakespeare-Kritik im Rahmen der allgemeinen Geschichte feministischer Politik und Wissenschaft.

Aus dem Inhalt: Bremer Shakespeare Company, Materialien: Programmnotizen, Übersetzungen, Improvisationen/Dieter Herms: Der »Volkstheaterstil« der Bremer Shakespeare Company/

Anna Maria Stuby: Feministische Shakespeare-Kritik/Thomas Metscher:

Shakespeare — Humanismus und plebejische Tradition/Graham Holderness: Shakespeare in Production/Wolfgang Lipke: David Edgar — Einführung und Interview/Literaturberichte und Rezensionen. Gulliver 24

Deutsch-Englische Jahrbücher

200 Jahre Australien?

Dieter Herms (Hg.)

Kängurus, Barbecues, Bumerangs, Tennis, Sonnenstrände — das sind Dingsymbole der Oberflächlichkeit, die EuropäerInnen mit Australien assoziieren. *Gulliver* nimmt die 200-Jahr-Feier der weißen Besiedlung des Kontinents zum Anlaß einer kritischen Aufarbeitung, die schwerpunktmäßig die Blickwinkel der Aborigines zugrundelegt/Aboriginal Manifesto, Aboriginal Frauen, Aboriginal Jugend/Sträflinge, nationale Identität, chauvinistischer Mythos/Medien und Universitäten/Romane von Frauen/ die Frauenzeitschrift *Hekate*.

Gulliver 23, 173 S.

Deutsch-Englische Jahrbücher

Argument

Besprechungen

Philosophie

Stone, Isidor Feinstein: The Trial of Socrates. Little, Brown and Company, Boston, Toronto, 1988 (XI u. 282 S., br., 18,95 \$)

Stones Buch ist auf dem amerikanischen Markt rasch zu einem Bestseller geworden. Dieser Erfolg ist sicherlich zu einem guten Teil der Person des Autors gutzuschreiben. I.F. Stone ist ein bekannter Journalist (vgl. das Porträt in *Merkur* 262, 1981, 24-34), der nicht nur farbig und spannend zu schreiben versteht, sondern auch weiß, wie man ein Buch zum Bestseller macht. Der andere Grund wird in der Sache, um die es geht, selbst liegen, nämlich in den freiheitlichen Grundwerten, die den selbstbewußten Stolz des Amerikaners ausmachen. Der durchschnittliche amerikanische Leser wird Stone gerne in seiner Mission folgen, »den kämpferischen Dissidenten in der kommunistischen Welt zu helfen, zu einer befreienden Synthese von Marx und Jefferson zu kommen« (IX). Er wird ihn aber auch gerne bei seiner Reise aus der schmutzigen politischen Realität zu den reinen Quellen dieser Werte in der griechischen Antike begleiten, eine Flucht, die bei dem Journalisten Stone wohl, wie er schreibt, krankheitsbedingt ist, aber sicherlich auch Ausdruck seiner Erschöpfung, im alltäglichen Kampf diesen Werten in der Gegenwart auch Geltung zu verschaffen.

Stone sucht im klassischen Athen die ideale Demokratie, und dabei liegt ihm Sokrates und sein Prozeß im Wege. Diesen Stolperstein muß er wegarbeiten, und so wird sein Buch zum Versuch, »das Verbrechen der Stadt zu mildern und dadurch ein Stück weit das Stigma zu entfernen, das der Prozeß auf der Demokratie und Athen hinterlassen hat« (IX). Seine These ist, daß Sokrates der Ranküne der Demokraten zum Opfer fiel, die jeden scheel ansahen, der während der Herrschaft der 30 Tyrannen 404 vor Christus nicht emigriert war, um von außen den Widerstand zu organisieren. Stone führt damit in die Betrachtung des Falles Sokrates die politische Perspektive ein, die von den meisten, mehr philosophisch orientierten Autoren, die über Sokrates schrieben (der Rezensent eingeschlossen) vernachlässigt worden ist. Er fragt nach Sokrates' Stellung zu den politischen Fraktionen in Athen und nach seiner Haltung zu den politischen Ereignissen und Bewegungen, die in seine Lebenszeit fallen. In solcher Perspektive kann nun das Treiben des Sokrates höchst bedenklich erscheinen. Zwar hat schon Hegel die Verurteilung des Sokrates als berechtigt dargestellt, indem er ihn in seiner Geschichte der Philosophie als radikalen Aufklärer vorführte, der die substantialen Werte (Mythos und Familienbande) Athens zerstörte. Aus der Perspektive des kämpferischen Demokraten erscheint Sokrates aber eher als Gegenaufklärer, der gegenüber den liberalisierenden Theorien der anderen Sophisten zu den klassischen Werten der aristokratischen Elite zurückführen will. Was bisher als lobenswerte Zivilcourage zitiert wurde, beispielsweise seine Weigerung, sich für die Machenschaften der 30 Tyrannen einspannen zu lassen, erscheint nun als sträflicher politischer Retreatismus, sein Umgang mit der Jeunesse dorée Athens als Beziehung zu subversiven, spartafreundlichen politischen Clubs, seine Kritik an der Demokratie (man könne nicht über die Wahrheit abstimmen, politische Ämter setzten bestimmte Kompetenzen voraus) als antidemokratische Haltung im politischen Alltagskampf.

Mit dieser Version des Falles Sokrates wird nun die Argumentation im doppelten Sinne sophisticated. Es war nämlich nach dem Sieg der Demokratie und der Vertreibung der Tyrannen (404) eine Amnestie erlassen worden, die es verbot, jemanden wegen seiner Kooperation mit der antidemokratischen Partei noch zu belangen. Der

Vorwurf, Sokrates verderbe die Jugend, konnte sich deshalb nicht mehr auf seine konkrete Beziehung zu Alkibiades, Kritias und Charmides stützen. Der eigentlich politische Prozeß gegen Sokrates habe sich deshalb in der Form eines Asebieprozesses abgespielt, als welcher er ja auch seither aufgefaßt worden ist. Stone meint deshalb, daß unter den »Göttern der Stadt«, von denen die Anklageschrift behauptet, daß Sokrates sie nicht achte, nicht Götter wie Zeus, Athene usw. zu verstehen seien, sondern »demokratische« Götter wie Peitho, die Göttin der Überredung, Zeus Agoraios, der Schutzherr der politischen Versammlung, und die göttliche Demokratie selbst.

Die Schwierigkeiten, die für Stone dadurch entstehen, daß der Prozeß des Sokrates als ein politischer Prozeß eigentlich hätte gar nicht stattfinden dürfen, werden noch größer dadurch, daß er auch als Asebieprozeß in seinen Augen ganz unmöglich ist. Das Unternehmen Stones bringt mit dieser zweiten Schwierigkeit die Widersprüchlichkeit an die Oberfläche, die es wohl im Ansatz schon enthält: nämlich mit den Mitteln journalistischer Recherche und kritischer Altertumswissenschaften ein Ideal aufzuspüren. Asebieprozesse widersprechen dem Wesen von Athen als liberaler Demokratie. Stone versucht also zu erweisen, daß die lange Reihe der Prozesse gegen frei denkende Intellektuelle von Anaxagoras über Aspasia, Protagoras bis zu Sokrates nur spätere Erfindungen seien, die teils die viel intolerantere Praxis Roms legitimieren sollten, teils das Skandalon des Sokratesprozesses mildern. Sein Hauptpunkt dabei ist, zu leugnen, daß es ein durch Diopeithes zur Zeit des Perikles eingebrachtes Gesetz überhaupt gegeben habe, ein Gesetz, das es für ein schweres Verbrechen erklärte, über die Natur der Sterne Lehren zu verbreiten oder die Existenz der übernatürlichen Welt zu leugnen. Stone meint, daß dieses Gesetz »in die Geschichte« gekommen sei, weil Plutarch (1. Jh.n.Chr.) ein Stück des griechischen Komödientheaters Hermippus als historisches Dokument aufgefaßt habe. Entsprechend versucht er, die Evidenzen für die Verurteilung des Anaxagoras, die Anklage gegen Aspasia, die Vertreibung des Protagoras aufzulösen und damit die Legende von einer Hexenjagd, sprich einer Verfolgung kritischer Intellektueller in Athen.

Seine Identifizierung der Götter Athens mit Idolen der Demokratie und der Stadt Athen mit der idealen Demokratie führt Stone in das Paradox, daß hier im freiheitlichsten und liberalsten Staat, der je existiert hat, mit Sokrates ein Mann vor Gericht gestellt wurde nicht für das, was er tat, sondern nur für das, was er sagte. Die Freiheit der Rede, nach Stone ein Grundprinzip Athens von seinen Anfängen her, war es, was eigentlich mit dem Prozeß des Sokrates zur Debatte stand. Stone löst sein Paradox, indem er behauptet, daß Sokrates sich auf dieses Prinzip nur hätte zu berufen brauchen, um Freispruch zu erwirken. Aber indem er so das freiheitliche Athen von dem Selbstwiderspruch befreit hätte, in den es mit dem ersten Freespeech-Prozeß der Geschichte geraten war, würde Sokrates, der verstockte Antidemokrat, mit sich in Widerspruch geraten. Dazu war es zu spät, »nach einem Leben, das er mit antipolitischen und antidemokratischem Lehren hingebracht hatte« (211).

Sokrates habe die Demokratie verachtet, die kleinen Leute, die freie Rede und Athen überhaupt. Indem Stone Sokrates so zum Antidemokraten aufbaut, wird ihm, worum es ihm eigentlich geht, Demokratie, zum blinden Fleck. Mit Ausnahme des Prinzips der freien Rede werden die Strukturen eines demokratischen Systems nicht diskutiert, auch nicht — was schlimmer ist — die Unterschiede zwischen antiker und moderner Demokratie. Hätte Stone seine Akribie auf das Studium der Demokratie im 4. und 5. vorchristlichen Jahrhundert verwandt, er hätte dort vieles gefunden, das kritikwürdig ist: sie war keine repräsentative Demokratie; das Prinzip der Gewaltenteilung war unbekannt, die Ämter wurden zum großen Teil durch Los, nicht durch Wahl besetzt; die Teilnahme am politischen Alltag wurde bezahlt, und die politische

Realität am Ende des 5. Jahrhunderts war durchaus derart, daß man an den zugrunde liegenden Strukturen zweifeln konnte.

Das Buch von Stone ist faszinierend zu lesen und öffnet auch dem Kenner der Materie in vielem neue Perspektiven. Es wird seinen festen Platz in der Sokrates-Literatur einnehmen. Es ist aber keineswegs *das* Buch über Sokrates und seinen Prozeß. Obgleich keineswegs bloß das Buch eines dilettierenden Journalisten — in den siebzehn Jahren seines »Ruhestandes« ist Stone durchaus zum Altertumswissenschaftler geworden —, hat es wissenschaftliche Mängel: so, daß Stone nicht die einzige umfassende Arbeit über das Gesetz des Diopceithes, nämlich die von E. Derenne, heranzieht, daß er sich nicht mit der Arbeit des großen marxistischen Althistorikers Moses I. Finley über den Prozeß des Sokrates auseinandersetzt, daß er Krauts Buch über Sokrates und den Staat nicht beachtet. Für das, was Sokrates philosophisch gelehrt haben könnte, hat Stone nur Bemerkungen wie »Jagd nach wilden Gänsen« oder »höherer Unsinn« übrig, von einer philosophischen Lebensform, die Sokrates entwickelt haben könnte, ist überhaupt nicht die Rede. Erst wenn seine Thesen durch Konfrontation mit der Altertumsforschung geprüft sein werden und wenn man die politische und die philosophische Seite wieder zusammengebracht hat, wird sich der bleibende Ertrag dieses Buches erweisen.

Vielleicht wird sich dann auch bestätigen, was der bisher schärfste Kritiker antideokratischer Tendenzen bei den griechischen Philosophen, nämlich Popper, bezüglich Sokrates formulierte (Die offene Gesellschaft und ihre Feinde I, Bern 1958, 253f.): »Es ist nicht notwendig, daß ein Mann, der die Demokratie und die demokratischen Institutionen kritisiert, ihr Feind ist; obgleich die Demokraten, die er kritisiert, wie auch seine totalitären Zeitgenossen, die hoffen, aus jeder Uneinigkeit im demokratischen Lager Gewinn zu ziehen, wahrscheinlich versuchen werden, ihn als Feind der Demokratie hinzustellen. Aber es gibt einen grundlegenden Unterschied zwischen einer demokratischen und einer totalitären Kritik an der Demokratie. Die Kritik des Sokrates war demokratisch; in der Tat, sie war eine Kritik von jener Art, die notwendig ist für den Weiterbestand der Demokratie. (Demokraten, die nicht den Unterschied zwischen einer freundschaftlichen und einer feindseligen Kritik der Demokratie sehen, sind selbst in totalitärem Geiste befangen ...)«

Gernot Böhme (Darmstadt)

Mercier-Josa, Solange: Retour sur le jeune Marx. Deux études sur le rapport de Marx à Hegel. Klincksieck, Paris 1986 (195 S., br.)

Die Autorin hat 1980 eine wichtige Einführung in die Lektüre von Hegel und Marx veröffentlicht (siehe *Argument* 128/1981, 533). Im vorliegenden Buch nimmt sie die von Althusser ausgelöste Debatte über den »epistemologischen Einschnitt« beim jungen Marx noch einmal auf. *Zunächst* kommt sie in einer Auseinandersetzung mit Guy Haarscher — der zu zeigen versucht hat, daß in Marx' Manuskripten von 1844 ein zügelloser Spiritualismus mit tendenziell totalitären Zügen am Werk sei (16f.) — zu ihrer zentralen These: Zwar sei beim jungen Marx in der Tat ein radikalierter, konsequenter Hegelianismus wirksam (74), in der von ihm skizzierten Problematik des »Gattungswesens« bereite sich aber der doppelte und ungleiche Bezug von Mensch und Natur vor, wie er Marx' Definition der Arbeit im Kapital zugrundeliegt. Demgemäß könne die Vorstellung einer schrankenlosen Totalität ohne jedes »Außen« dem Denken von Marx keinesfalls unterstellt werden (75f.). *Zweitens* entwickelt sie die von ihr — ähnlich wie von Jacques D'Hondt — vertretene Auffassung, zwischen Marx (zumindest dem jungen Marx) und Hegel bestehe eine doppelte Beziehung (76). Insbesondere sei sie nicht einfach als schlichte Andersheit zu begreifen (wie in

den althusserianisch angelegten Lektüren), sondern auch als *Fortführung* der Hegelschen Problematik. Diese These begründet sie in Auseinandersetzung mit neueren französischen Interpretationen der *Kritik des Hegelschen Staatsrechts* (Michel Henry und wiederum Haarscher). Ergänzend geht sie auf Miguel Abensours Untersuchung über den Demokratiebegriff beim jungen Marx ein, den dieser von Spinoza hergeleitet sieht (117f.), sowie auf Denise Souche-Dagues' Kritik der Marxschen Kritik an Hegels Theorie der fürstlichen Gewalt (118 ff. Anm.). Ihr Ergebnis sind eine Reihe von (spannenden) konkreten Fragestellungen zur Analyse der philosophischen Entwicklung des jungen Marx in seiner Auseinandersetzung mit Hegel (129). Ein Epilog diskutiert die Frage, ob es zulässig ist, von einer »Marxschen Ontologie der Tätigkeit« zu sprechen, die sich implizit durch Marx' Gesamtwerk zieht (Haarscher). Mercier-Josa kommt dabei zu dem Zwischenergebnis, daß jedenfalls von den *Grundrissen* an »die Marxsche Problematik der Aktivität keine Definition des Seins des Menschen — bzw. des Seins der Individuen — durch den Aktivitätsmodus mehr impliziert« (139).

Da die Verfasserin nicht in der Lage war, die Untersuchung weiterzuführen, umreißen drei im Anhang wiedergegebene Texte, wie nach ihrer Auffassung das Verhältnis von Marx zu Hegel neu zu hinterfragen ist (140). Der erste Text geht der Analogie von Hegels »Geist« und Marx' »Kapital« kritisch nach (vgl. hierzulande die auf dieser Analogie aufbauenden Rekonstruktionen von Dieter Wolf) und bestimmt deren entscheidende Differenz in der Frage der »Selbsthervorbringung«, die im Falle des Kapitals immer substanzial auf Aneignung *fremder* Arbeit beruht (154); der zweite geht der Frage nach, wie der Kampf des Proletariats zu denken ist, nachdem die (früh)marxsche These von der »universellen Klasse« als vorschnelle Totalisierung erkannt wurde (159ff.); der dritte legt kritisch auseinander, was an Hegels Auffassung der Geschichte als »Verwirklichung des Geistes« eurozentrisch ist und was dennoch eine bleibende Problematik des »demokratischen Sozialismus« umreißt.

Gerade weil die hier vorgelegten Untersuchungen so spezifisch an genau fixierten Thesen und mit profunder Textkenntnis argumentieren, lohnt es sich, sie zur Kenntnis zu nehmen — auch wenn die Autoren, die kritisiert werden, in der deutschsprachigen Debatte bisher keine Rolle spielen. Das Verhältnis von Marx (und darüber hinaus des Marxismus) zu Hegel genau zu begreifen ist bis heute eine Aufgabe, in der es philosophisch *und* politisch um Entscheidendes geht: *Philosophisch* um die Überwindung der Illusion des »absoluten Wissens« als Grundform der »Wahrheitspolitik« der metaphysischen Philosophie; *politisch* um die Sprengung des mit dieser philosophischen Grundform verknüpften Gehäuses der staatlichen Herrschaft. Mercier-Josas philologische Präzision und ihr theoretisches Insistieren haben einen wichtigen Beitrag dazu geleistet.

Frieder Otto Wolf (West-Berlin)

Leber, Stefan: »... es mußten neue Götter hingestellt werden.« Menschen in der Entfremdung: Marx und Engels, Cieszkowski, Bauer, Hess, Bakunin und Stirner. Verlag Freies Geistesleben, Stuttgart 1987 (381 S., br., 48,- DM)

Leber, Autor mehrerer anthroposophischer Bücher, will mit den Lebensläufen der umstandslos unter der Rubrik »Nachhegelianer« zusammengestellten Personen »paradigmatisch das Schicksal unserer Zeit beleuchten« (Klappentext). In der Zeit von 1838-1845 wurden »all jene Gedankenformen ausgebildet, die in der Hoffnung, alle Widersprüche zu überwinden, noch fundamentalere erst schufen« (12). Die Ziele der »Nachhegelianer« — »Befreiung, Überwindung der Entäußerung und Entfremdung« (341) — charakterisiert Leber als »monistisch« (344), »abstrakt-intellektuell« und mit Konzeptionen »'gesetzlich' ablaufender Entwicklung« verbunden (346). Dagegen

setzt er die Einsicht in das »So sein« des »Einzelmenschen« (ebd.), d.h. in die »Dopelnatur« (203) zwischen »Sittlichkeit und Unsittlichkeit, Gutem und Bösem« (349). Bei den Nachhegelianern entstehe dagegen ein »moralfreier Raum« (346), der die Einsicht verhindere, daß »der Mensch zuerst zu sich selbst kommen muß« (354). Nur eine anthroposophische Geisteserkenntnis (»okkult ... nicht begrifflich abstrakt, sondern konkret wesenhaft«, 137) hätte sie davor bewahrt, als »Seelen« selbst an der »Entzweiung« Schaden zu nehmen. Als »Intellektuelle« und »Kritiker« fehle ihnen die Aufmerksamkeit für die »Verführung« (341) und die »Gefährdung durch Kräfte der Finsternis, des Bösen« (307). Der Einseitigkeit der Charaktere (»Menschen in der Entfremdung«) entsprächen einseitige Theorien, übereilte und »gewaltsame« (349) Lösungen: »Bauers Atheismus und Antisemitismus, Hess' Zionismus, Bakunins Anarchismus, der bald zum Terrorismus wird« (130), und »die radikale Formierung der Massen aus der Gewalt der Ideologie (Marx, Engels)« (341). Mehr Ressentiment auf einmal könnte kaum auf sowenig Platz in Anschlag gebracht werden. Darüber hinaus desavouiert der Autor mit abfälligen Zeitzeugenberichten über die Individuen (v.a. Marx und Engels) ihr Denken. Im über die Hälfte des Buches füllenden Marx/Engels-Teil wird vom »jüdischen Selbsthaß« (55ff.) bis zum »Erscheinungsbild von Marx — Kritik, Antipathie, Krankheiten« (155) nichts ausgelassen.

Leber macht lediglich »Stimmung gegen«. Eine Textarbeit findet nicht statt, die Rezeption ist fast durchgängig auf Sekundärliteratur gestützt. Erschöpfend wird dafür Klatsch und Zeitkolorit offeriert. Begriffe werden nicht in ihrem Kontext entfaltet, sondern als bloße Worthülsen vom Alltagsverstand her aufgefüllt (z.B. Stirners Begriff des »Egoismus«); oder sie werden verdreht: so identifiziert Leber zufolge Marx (und nicht Hegel, den Marx gerade dafür kritisierte) Entfremdung mit Enttäuberung (66), oder Hegel leitet das Höhere aus dem Niederen her (65) und Bauer ist dialektisch (245), nicht anti-thetisch, und argumentiert gegen den objektiven (statt gegen den absoluten) Idealismus Hegels etc.

Alein positiv aufgenommen wird Cieszkowski, als Gegen-Marx aufgebaut: Er übertreffe Marx »an Originalität der Gedanken wie an Tiefe und Richtung« (215), und sein Werk *Vater Unser* habe als »geistiges Gegenstück« zum *Kapital* zu gelten (235). Cieszkowski steht für »Ausgleich und Evolution« (215) und »organisch bewirkte Entwicklung« (vs. »gemachten Fortschritt«, 12). Am utopischen Sozialisten Hess wird dessen Ahnung gewürdigt, daß »Wirtschaftsprobleme nur durch Verständigung und gegenseitige Absprache zu lösen sein werden« (287). Mit solchen Konzepten moralischer Läuterung und allgemeinen Ausgleichs will Leber nichts weniger als auf Hunger, Ökologieprobleme und Kriegsgefahr antworten. Das jedenfalls unterstellt sein Vorwort, wenn es nicht modische Rhetorik ist, die die katastrophischen Tendenzen als Blickfang verwendet.

Das »Scheitern der Nachhegelianer« sei notwendig, waren sie doch das negative Extrem, durch das der »Zeitgeist« vorbereitet wurde auf eine erst mit der (1879 beginnenden) Zeitregentschaft des Erzengel Michael möglich werdende Frage: »Mechanisierung oder Spiritualisierung der menschlichen Intelligenz« (136). Der Name dieses Diskurses: »anthroposophische Geisteswissenschaft«.

Meinhard Creydt (West-Berlin)

Meiffert, Torsten: Die enteignete Erfahrung. Zu Walter Benjamins Konzept einer »Dialektik im Stillstand«. Aisthesis Verlag, Bielefeld 1986 (194 S., br., 28,- DM)

Meifferts Promotion unternimmt den Versuch, neben der Freilegung der »geschichtsphilosophischen Goldader« (8) Benjamin »für die Postmoderne fruchtbar zu

machen« (II), als deren »Projekt« die Relativierung des Subjekts ausgemacht wird (158). Die Postmoderne — dafür stehen die »Kategorie des Ursprungs bei Foucault, die Beweglichkeit des Subjektes bei Barthes und Batesons Bestimmung des Verhältnisses von Primärprozeß und Sekundärprozeß« — soll mit Benjamin eine Erfahrungsstruktur teilen, die als »mimetisch-auratische Relation« bezeichnet wird, als »auf die Durchdringung von Leibraum und Bildraum bezogene Jetzt-Zeit« (183).

Benjamins Erfahrungsbegriff wird individualgeschichtlich aus der »Berliner Kindheit um 1900« abgeleitet. Konstitutiv für Erfahrung sei »nicht die Sprache, sondern der Leib, genauer: der Leibraum. Er umgibt im Zustand der Kindheit Subjekt und Objekt gleichermaßen, dabei jenes mimetische Kontinuum bildend, das jeder Kindheit ihre eigentümlich Erfahrungsform gibt.« (22) Mimesis bezeichnet eine vollkommene Erlebniseinheit von Leibraum und Bildraum, ein »Erlebniskontinuum«, das »bewußtlos« ist, »weil es reflexiv noch nicht gewendet ist, noch nicht auseinandergetreten zu Subjekt und Objekt« (32). So verbleibt den Dingen »jenes Spurelement, das — als ihr Wichtigstes — sie immer als 'einmalig' erscheinen läßt. 'Einmalig' soll hier heißen, daß in der auratischen Erfahrung nicht eine verdoppelte Repräsentation konstruiert wird, sondern ... ein unmittelbar sich mitteilendes Phänomen wahrgenommen wird.« (100) Dieser unmittelbar »metaphorisch-mimetische Kontakt« (ebd.) wird in dem Augenblick unterbrochen, in dem im »Schreck des ersten 'Sich-Innewerdens'« (27) Leibraum und Bildraum auseinandertreten. In dieser Lücke etabliert sich in »negativer Diskontinuität die körperlos die Dinge repräsentierende Denkkidentität, die für die Subjektivitätsstruktur ... konstitutiv ist.« (36) Die Denkkidentität spaltet sich von der Wahrnehmungsidentität, die als Leib verdrängt wird.

Dieser Prozeß aber ist »Naturgeschichte selbst« (71). So entspricht die auf »enteigneter Erfahrung«, auf Verdrängung des Leibes beruhende Subjektbildung nach Meiffert einem Zivilisationsprozeß, der »auf der Verdrängung des mimetischen Vermögens und dessen Instrumentalisierung« (III) durch abstraktes Denken beruht. Nur durch »Natur erinnern« (186) soll, »ähnlich dem Selbstbefreiungsakt des Kindes, 'echte Mimesis' wider möglich« sein (III). Durch diese Gleichsetzung konstruiert Meiffert aus »den Bildern einer Großstadtkindheit« einen a-historischen Erfahrungsbegriff. Aus der Relativierung des Subjekts folgt letztlich die Nivellierung der gesellschaftlichen Subjekte gegenüber dem Einen des verdrängten Leibes. »Die Vorstellung einer Polarisierung der 'gesellschaftlichen Kampfsituation' zwischen Herrschenden und Unterdrückten relativiert sich — dem Schicksal (nämlich dem Verschwinden) des 'revolutionären Subjekts' heutzutage angemessen —, ohne dabei von ihrer Brisanz, aber viel von ihrer Borniertheit zu verlieren, wenn statt von der 'Tradition der Herrschenden' bzw. der Unterdrückten von herrschender und unterdrückter Tradition gesprochen würde.« (143) Die »Annahme des verdrängten Leibes« und damit die Wiedererinnerung des »mimetischen Kontinuums« tritt an die Stelle der Revolution. Vom »historischen Materialisten« Benjamin ist nicht viel übriggeblieben.

Diskurse wie der Meifferts beziehen ihre Plausibilität aus katastrophischen Tendenzen wie der Naturzerstörung. Aber wie hilflos stehen wir da, folgen wir der Empfehlung, »neben der Naivität und Frische auch die Vergänglichkeit als Echtheitsiegel der individuellen menschlichen Existenz« (178) anzunehmen. Die Befreiung auch der Natur kann nur als gesellschaftliches Projekt einer anti-herrschaftlichen Rationalität verwirklicht werden.

Alexandra Hoffmann und Antje Grützmann (West-Berlin)

Marten, Rainer: Der menschliche Tod. Eine philosophische Revision. Ferdinand Schöningh Verlag, Paderborn, München, Wien, Zürich 1987 (142 S., br., 28,- DM)

Vor dem Tod sind wir alle gleich. Und im Tod sind wir alle einsam. So jedenfalls wollen es zwei zentrale Thesen einer weithin akzeptierten Todesphilosophie. Die erste, ein Kernstück der abendländischen Tradition, ist fast zum trivialen ideologischen Klischee heruntergekommen, so unwiderlegbar sie auch zu sein scheint. Die zweite These hingegen hat in Heideggers Todesdenken, in den berühmten Paragraphen 52 und 53 von *Sein und Zeit* zumal, die den Tod existential-ontologisch als eigenste und unbezügliche Möglichkeit des Daseins bestimmen, ihre philosophisch anspruchsvollste, ganz und gar untriviale Fassung erhalten. Jetzt macht der Heidegger- und Fink-Schüler Rainer Marten mit bemerkenswerter polemischer Energie unter anderem gegen diese beiden Themen Front. Der philosophischen Todeslehre, die sich in der Zunft des schönen Namens »Thanatologie« erfreut, wird es danach nicht an Diskussionsstoff fehlen.

In einem ersten, kritischen Teil setzt sich Martens Revision mit verschiedenen Formen der »Diskriminierung des Todes« auseinander. Diese allerdings werden nicht vom Standpunkt der Todessehnsucht oder gar Todessucht diagnostiziert. Ganz im Gegenteil kommt es Marten darauf an, die der Todesdiskriminierung zugrunde liegende Diskriminierung des Lebens aufzudecken. Die traditionelle Ontologie etwa vertritt, indem sie den abstrakten »Menschen« primär als Vernunftwesen bestimmt, in seiner Sicht nichts anderes als ein »zum Tode gesteigertes Leben«. Wo sie als Ewigkeitsmetaphysik die Zeitlichkeit diffamiert; wo die Lichtmetaphysik im Tod nur das Dunkel, die Vernunfts- und Bewußtseinsmetaphysik nur das Vernunft- und Bewußtlose sieht, da wird alle lebenspraktisch erfahrene »Eigenheitlichkeit« und alle »lebensbefähigende Endlichkeit« notwendigerweise liquidiert.

Diese metaphysisch verkappte Lebensfeindschaft bestimmt nach Marten in anderer Weise auch die Paulinische »Sünde-Tod-Theologie«, die mit der Lehre vom Tod als »der Sünde Sold« Todfeindschaft, nämlich Feindschaft zwischen dem Menschen und seinem Tod stiftet. Und sie bestimmt nicht zuletzt die Heideggersche Existenzial-Ontologie, in der Marten noch in der betonten antitheologischen Wendung das paulinische Erbe ausmacht. Das mag zunächst verwundern; denn die Auslegung des Todes als eigenste Möglichkeit des Daseins hat doch allem Anschein nach mit besagter Todfeindschaft nichts gemein. Dennoch gelingt es Heidegger nach Marten, »mit seiner Fiktion 'menschlicher' Todesangst ... etwas von Grund auf durcheinanderzubringen: die Angst des 'Seins zum Tode' vor dem Tod 'selbst' und die Angst vor dem 'Sein zum Tode'«. Und insofern, als die Sterblichen dem »Sein zum Tode« zu leben haben, um nicht ihre eigenste Möglichkeit zu verlieren, werden sie eben fundamental unter ein lebensfeindliches ontologisches Diktat gestellt.

Die eigenste Möglichkeit des Daseins aber können sie nur als Vereinzelte erschließen. Und damit scheiden sie auch aus allem wirklichen menschlichen Mit-Sein aus, wie Marten an Heideggers solipsistischer Todeskonzeption zeigt, ohne sich explizit auf das von Karl Löwith über Eugen Fink bis zu Hans Ebeling reichende co-existentielle Weiterdenken Heideggers einzulassen. Ob nun aber in »radikaler Vereinzelung« oder in »absoluter Verallgemeinerung« — »mittels Vernunft und Tod, mittels des reinen theoretischen Vernunftstandpunktes und des radikalisierten existentiellen Todesbezugs« gelingt allemal nur ein »Über- und Ausstieg«, dessen Ergebnis ein »purifiziertes, nach Tod schmeckendes lebloses Leben« ist.

Dem stellt Martens Revision prononciert das »Teilen von Leben und Tod« entgegen. Sterben heißt immer — auch in bezug auf das extrem einsame Ende des Selbstmörders — einander sterben. »Gelingender Tod« ist wie »gelingendes Leben« für den

»lebendigen und todoffenen Menschen«, der seine Zuflucht nicht zum »Deus ex machina« der Unsterblichkeitslehren nimmt, von Grund auf ein gemeinsames und wechselseitiges Geschehen: »Leben kann nur, wer auf eigene Weise anderen als Sterbenden und Toten zugehört, wie auch sterben und tot sein nur der kann, der auf eigene Weise Lebenden zugehört.« Dieses konstitutive wechselseitige »Einander« von Leben und Sterben wird mit dem »Gedanken des Abschieds« erläutert: Ob wir uns nun vom Gebrauchtsein, von der Liebe, von unserem Leib, von unseren Sichten und Einsichten, von unseren Erinnerungen und Hoffnungen, von Vergangenheit und Zukunft, von jedem »es war« und »noch nicht« verabschieden — nie geht es um ein isoliertes und einseitiges Ereignis. Ja, das Teilen von Leben und Tod reicht so weit, daß wir auch nur solange »tot« sind, wie wir noch füreinander im Gedächtnis leben. Wenn der Tote der Vereinzelte par excellence zu sein scheint, dann gilt für diese Revision: Kein Mensch ist für sich tot.

Mit einer Reihe von überaus prägnanten Formeln bringt Marten seine Phänomenologie des Teilens von Leben und Tod auf den Begriff: Dem »Anderen« tritt der Tod als der »andere Andere« an die Seite; der »ersten Endlichkeit«, nicht jeder und nicht alles zu sein, die zweite Endlichkeit, nicht für immer zu sein. Und daß wir nicht einmal für immer tot sind, wird als die »dritte Endlichkeit« bestimmt. Der »andere Andere« ist dabei durchaus nicht als Steigerungsformel mißzuverstehen. Denn er sorgt zusammen mit dem »Anderen« für nichts anderes als dieser: Er gibt Einhalt und Halt. Nicht weniger als dieser aber hat er damit auch eine eminent positive Bedeutung. »Zum Glück«, wie Martens Lob der Endlichkeit provozierend formuliert, gibt es den »anderen Anderen« als »lebensbefähigende und das Leben beendende Kraft«. Statt uns in »Zeitentaumel und Zeitverlorenheit« in einer endlos-indifferenten Zeit (»Chronos«) zu verlieren, gewährt uns der »andere Andere« den Halt begrenzter und bestimmter pluraler Lebenszeiten (»Kairos«). Eben so wird er gebraucht; eben so wird er nach Marten nutzbar, ja, genießbar; und eben so wird er bei aller verbleibenden Fremdheit nie zum »ganz Anderen«, sondern zum »Intimus« des gelingenden Lebens und Sterbens. Will man das mit Lessings berühmter Beschreibung kontrastieren, »wie die Alten den Tod gebildet«, dann hat sich hier der »Zwillingsbruder des Schlafes« zum Zwillingsbruder des »Anderen« transformiert.

Diese philosophische Revision ist in der Sache zweifellos ein bedeutender Entwurf. Hinzu kommt, daß man oft genug Gelegenheit hat, von der umfassenden, wie wohl eher beiläufig vorgetragenen Gelehrsamkeit des Autors, seiner Fähigkeit, schwierige Zusammenhänge konzise darzustellen, zu profitieren und sich seiner außergewöhnlichen Fähigkeit zu erfreuen, Polemisches ironisch oder sarkastisch zu verdichten. Nach den Gesetzen lebensbefähigender Endlichkeit ist aber auch hier für Einhalt und Halt zu sorgen. Martens Absage an die abstrakte Vernunftbestimmung des »Menschen«, so rational sie auch argumentiert, trifft sich mit jener Kritik, die heute allerorten auf die vielgeschundene Vernunft einschlägt; man muß gelegentlich wieder etwas für ihre Stärkung tun. Martens Insistieren auf lebens- und sterbenspraktischer »Eigenheitlichkeit« zum Beispiel läßt auf problematische Weise offen, bei welchen Konkretionen ein weniger kontrolliertes Denken ankommen kann, wenn es einmal den »Menschen« hinter sich läßt. Im übrigen: Auch wenn wir statt als »Mensch« als Frau oder Mann, als Kind oder Greis einander leben und sterben, dann sind wir auch als solche immer noch abstrakt. Und das Individuum ist bekanntlich »ineffabile«. Auf der anderen Seite ändert selbst die stringenteste Heidegger-Kritik, die Polemik gegen alle Vereinzelungsphilosophien, so berechtigt sie als Korrektur des philosophischen Solipsismus auch ist, nichts daran, daß das Ende buchstäblich letzten Endes doch einsam ist. Und ein reflektierter, sich nicht appellativ verstehender

der Selbstmörder (man denke nur an Jean Améry) — nimmt er sich nicht trotz allem »Einander« bewußt aus allem Einander heraus?

Schließlich und vor allem findet dieser großangelegte Versuch, den Menschen vor der Todfeindschaft zu bewahren und durch das »Einander« mit seiner Endlichkeit zu versöhnen, seine Grenze darin, daß dieser nicht unter allen Umständen ein positiver Sinn abzugewinnen ist. Die mit schon überraschendem Wiederholungszwang vorgebrachte Rede vom »gelingenden Leben und Sterben« führt daran ebensowenig vorbei wie die immer wieder spürbare Abneigung gegen skeptisch radikalisierte Sinnfragen. Selbst unter Normalbedingungen nicht. Der Gedanke des Abschieds ist als Denkmodell fragwürdig; denn das Ich, das sich da unter anderem von sich verabschieden soll, geht eben im Sog dieses »Abschiedes« unter. Und für Paare oder gar Liebende wird der Tod bei aller Abschiedlichkeit des Einander-Sterbens wohl eher eine inakzeptable, unversöhnte Endlichkeit bleiben: »Ihr fragt, wie lange sind sie schon beisammen?/Seit kurzem. — Und wann werden sie sich trennen? — Bald./So scheint die Liebe Liebenden ein Halt.« Das in Anspruch genommene »Ureinverständnis und Urvertrauen« mit dem Tod als Zwillingbruder des anderen familiarsiert ihn nur.

Und wie steht es vollends mit den abnormen, aber nur allzu typischen Toden? Berühren sie die prinzipielle philosophische Fragestellung nicht? Die gewaltsam erlittenen, die brutalen, die sinnlosen Tode, der Genozid — sie gehen in Martens Perspektive nicht unter, bleiben aber eher am Rande, wenn ihnen nicht gar wie dem absurden Soldatentod auf Höhe 303 befremdlicherweise eine eigene Sinnmöglichkeit zugesprochen wird. Der höchst aktive Beitrag der Geschichte zum Todesproblem; die wahrhaft abgründig zukünftige Frage, ob am Ende nicht der Holozid alles Teilen von Leben und Tod zur finalen Farce mache, wird aus Allergie gegen alles »Allgemeine«, gegen alle »blinde Gleichzeitigkeit« als »insignifikant« abgetan. Ja, wenn alles »Insignifikante« nur auch irrelevant wäre ...

Kurz: Das fast vorbehaltlose todesphilosophische Lehrstück vom Einverständnis läuft auf eine Enthistorisierung und Harmonisierung hinaus. Die Todeslehre wird zur Todesrechtfertigung, die Thanatologie — durchaus in Analogie zu vertrauten Theodizeen — zur Thanatodizee. Das Sterben bleibt aber ein Skandal — es sei denn, es beendet den des Lebens. So wird auch der Leser, der diese Revision als bedeutenden Entwurf einschätzt, begrüßen, daß der Autor es in seinem Schlußsatz an der Zeit findet, nach »soviel Zugriff auf die Intimität« des Todes wieder »eher Erschrecken zu zeigen«.

Ludger Lütkehaus (Freiburg)

Marquard, Odo: Transzendentaler Idealismus. Romantische Naturphilosophie. Psychoanalyse. Verlag für Philosophie Jürgen Dinter, Köln 1987 (XIII u. 499 S., Ln., 48,- DM)

Die Skeptiker, sagt Odo Marquard in seinem Vorwort von 1986, dürfen bummeln. Die Begründung ist einfach: Während die Fortschrittler ständig das Neueste hervorholen müssen, um stets ganz vorn zu sein, bleiben die Skeptiker gelassen und beinahe freiwillig zurück. Als distanzierte Beobachter der Zeitläufe wissen sie, daß die Avantgarden, die ihrem Blick soeben vorn entschwunden sind, demnächst wieder hinter ihnen auftauchen werden. Marquards olympischer Vergleich aktualisiert ein ebenso traditionsreiches wie umstrittenes Bild, den Kreislauf des Ideenkarussells. Indem Marquard es mit leichter Hand aufnimmt, nähert er sich seinem Thema, relativiert aber auch die Verspätung der Publikation, die — recht besehen — gar keine ist. Bis auf den Titel unverändert liegt die 1963 fertiggestellte Habilitation jetzt erstmals der Öffentlichkeit vor. Weil sich aber der Skeptiker, wenngleich zögernd, zwischen-

zeitlich doch bewegt hat, bekennt er sich zu seiner Schrift heute zugleich als einem Zeitdokument. Ein Zwitterwesen ist also dieses Buch, von dem wir nun erfahren, wie wir in den letzten Jahren und Jahrzehnten mit seinem zentralen Gegenstand, der Psychoanalyse, hätten umgehen können — wenn wir es nur früher gekannt hätten.

Solche Präliminarien vermitteln dem Leser effektiv das Gefühl einer verpaßten Gelegenheit. Sie sagen uns: Dies ist das Buch, das nicht da war, als wir es gebraucht hätten. Zu lernen wäre gewesen, daß die Psychoanalyse Freuds nicht nur nicht revolutionär war, sondern ganz und gar den Problemlagen und Lösungsvorschlägen der philosophischen Tradition verhaftet blieb. Also war die Verbindung zwischen *Neurose* und *Klassenkampf* — wie ja übrigens Freud gegenüber Reich persönlich noch geltend gemacht hat — eine Mesalliance, ihr Scheitern zwangsläufig. Marquard setzt sich mit der, wie er sagt, linkshegelianischen Freud-Lektüre, deren Erfolg er seinerzeit knapp zuvorkam, kaum auseinander, und nur nebenbei erwähnt er Marcuses »naive« und Adornos »sentimentalische« Freud-Rezeption. Aber es wäre dies vermutlich ohnehin eine wenig fruchtbare Diskussion geworden. Denn Marquards Aufmerksamkeit streift nicht einmal die konkrete »Struktur des Verkennens«, deren Rekonstruktion nach Althussers Aufsatz von 1964 die Psychoanalyse dem historischen Materialismus empfehlen sollte, sie gilt vielmehr der teils offenbaren, teils untergründigen Kommunikation der Texte. Marquard treibt Philosophiegeschichte, und diese zeigt Freud als Traditionalisten.

Die Ausgangsbeobachtung, mit der sich die Schrift unter vielerlei Aspekten auseinandersetzt, konstatiert, daß elementare psychoanalytische Kategorien philosophischer Provenienz seien, irgendwann jedoch aufgehört haben, philosophische Kategorien zu sein. »Das Erstaunliche an ihnen ist also nicht, daß sie zu philosophischer Geltung drängen, sondern, daß sie aufhören konnten, philosophische Geltung zu haben; und das eigentliche Problem liegt nicht darin, wie psychoanalytische Elemente zu philosophischen, sondern umgekehrt darin, wie philosophische Elemente zu psychoanalytischen haben werden können. Denn sie waren philosophische Elemente: Elemente zumindest der transzendentalphilosophischen Naturphilosophie. Sie wurden zu psychoanalytischen Elementen: durch die 'Entzauberung' dieser transzendentalphilosophischen Naturphilosophie.« (2) Dasjenige, was Marquard nach einer Formulierung aus den »Logischen Untersuchungen« Husserls als »Psychologismus« bezeichnet, entpuppt sich als der Versuch einer Antwort auf ein von der Transzendentalphilosophie hinterlassenes Dilemma, als Versuch nämlich, das Denken nicht aus dem Gedachten, sondern aus seiner — womöglich unbewußten — *Genealogie* zu begreifen. Freilich ist die Psychoanalyse so wenig wie ihre Vorgängerin, die romantische Naturphilosophie, in der Lage, die problematische Erblast der Transzendentalphilosophie — den Verlust an Unmittelbarkeit, an Politischem, an Wirklichkeit — tatsächlich auf diese Weise abzutragen. Wenn sie für das philosophische Denken dennoch attraktiv ist, so deshalb, weil sie sich dem Problem stellt und darüber hinaus einen Lösungsvorschlag unterbreitet. Kompensierte nämlich die Romantik — wie sich zeigen sollte: vergeblich — die Ohnmacht der Transzendentalphilosophie *ästhetisch*, so geht die Psychoanalyse den erfolgreichereren Weg der Niederhaltung der Triebnatur, m.a.W. den Weg der *Therapie*. Dies, so Marquard, ist das gleichsam unphilosophische, jedenfalls das Unvermögen der Philosophie sanktionierende Angebot der Psychoanalyse an die Philosophie, die sich — trotz Husserls Warnung — geneigt zeigt, es anzunehmen.

Diese Liaison im Geiste Husserls zu kritisieren aber heißt, die Ursprünge des Bedürfnisses, auf das die Psychoanalyse antwortet, in der Philosophie selber zu erkennen. Marquards philosophische Kritik der Psychoanalyse beginnt nicht, wie so viele

frühere Versuche dieser Art (Dohrer, Gehlen, Binswanger usf.), mit einer *Kompromittierung* ihrer vermeintlich oder tatsächlich libertären, agnostischen oder mechanistischen Elemente, sondern mit ihrer *Anerkennung*. Ihre Kritik ist nichts anderes als der Versuch, das »Bedürfnis nach dem Kritisierbaren« in der Gegenwart nachzuweisen und, womöglich, »aufzulösen« (6).

Muß nun dieser mit der Verzögerung eines Vierteljahrhunderts sich präsentierende Gedankengang seine »Aktualität« beweisen? Es ist nicht zu übersehen, daß der Psychologismus die akademischen Zirkel längst verlassen hat und den öffentlichen Diskurs beherrscht, auch und gerade da, wo er sich fortschrittlich gibt. Der Kampf gegen die *Verdrängung*, die Bewußtmachung und das Bekenntnis zur je eigenen *Geschichte* — dies und vieles andere mehr gehört inzwischen zu den Leitfiguren pädagogischer Seminare ebenso wie zum Standardrepertoire des Hausfrauenfunks. Marquard läßt uns ahnen, warum trotz, ja *wegen* dieser Popularpsychologismen zuletzt alles so blieb, wie es war. Die Psychoanalyse brachte nicht das ganz Andere zum Sprechen, sondern bildete nur eine Schleife im Vollzug transzendentalphilosophischer Selbstüberwindung. Nicht sie selbst ist daher das Problem, sondern die Aporie gegenwärtigen Philosophierens. »Wo in dieser Gegenwartsphilosophie Neigung zur Diskussion und Rezeption der Psychoanalyse sich entwickelt, handelt es sich um 'ohnmächtige' Philosophien, die in Freuds Theorie ein Spiegelbild suchen, in dem sie sich selber lieben oder hassen können ...: sie ist keine Ermächtigung der Philosophie zu störungsfreier Bewältigung ihrer Zentralprobleme, sondern einzig die Lizenz zum Einstieg in eine ganz und gar aporetische Verfassung der Philosophie.« (271)

Auch wer manchem, was Marquard sagt und folgert, nicht zustimmt, wird seine Überlegungen überaus anregend finden. Die Publikationsverzögerung bietet jedenfalls — was seinerzeit undenkbar gewesen wäre — die Möglichkeit zur unverkrampten Auseinandersetzung mit diesem Buch. Das bare Lesevergnügen ist es ohnehin.

Ralf Konersmann (Hagen)

Sprach- und Literaturwissenschaft

Ricœur, Paul: Die lebendige Metapher. Aus dem Französischen von Rainer Rochlitz. Wilhelm Fink Verlag, München 1986 (325 S., br., 38,- DM)

Die mit einem nützlichen Personen- und Sachregister angereicherte deutsche Übersetzung war längst überfällig (die frz. Originalausgabe erschien 1975). Im Durchgang durch Rhetorik, Poetik, Semiotik, Semantik, Hermeneutik, Psychologie und Ontologie analysiert Ricœur nicht nur den Begriff der Metapher (und die Metapher des Be-Griiffs), sondern stößt zugleich, weit über Struktur und Funktionsweise der leicht auf eine schmückende Redefigur reduzierten Übertragung hinaus, zum fundamentalen »Zusammenhang zwischen dem Schöpferischen und der Regel« (I) vor. Denn die metaphorische Aussage — »flagrante prädikative Impertinenz« (87) und »neue Pertinenz« (93) zugleich — gilt ihm als »sprachlicher Ausdruck eines schöpferischen Vermögens«, das einerseits in »Sinnproduktion« und »semantischer Innovation« (II), andererseits wie das wissenschaftliche Modell in der »heuristischen Fiktion« (235), dem »semantischen Entwurf« (279) einer Neubeschreibung der Welt besteht. In einer Zusammenschau von Aristoteles, Ferdinand de Saussure, Emile Benveniste, Roman Jakobson, I.A. Richards, Max Black, Monroe Beardsley, Paul Henle und anderen gelingt es dem Autor, mit fast Hegelscher Strenge von einer Stufe der Analyse zur nächsthöheren voranzuschreiten: Den Erkenntnisgewinn dieser Autoren — ob sie der angelsächsischen Sprachanalyse oder dem französischen Struk-

turalismus verpflichtet sind — streicht er unter Aufdeckung ihres jeweiligen Defizits ein. Im Gegensatz zu der Batterie von Einzeltheorien, die seinem integrativen Ansatz zu Gebote stehen, kann Ricœur der zentralen Rolle der Metapher in Sprache, Literatur und Philosophie gerecht werden, indem er den Gegenstandsbereich seiner Untersuchung kapitelweise vom Wort auf den Satz und vom Satz auf die Rede, den Text, das Werk ausweitet.

Wie der Titel andeutet, beschäftigt sich Ricœur zuallererst mit der originellen, kreativen Metapher — im Gegensatz zur abgenutzten, erloschenen Gebrauchsmetapher, die als Resultat des Sprachwandels in der lexikologisch verzeichneten Polysemie des Worts (»Bein« des Tisches) aufgegangen oder im wohldefinierten Begriff (»Idee«) aufgehoben ist. Darüber hinaus aber verweist der Terminus der lebendigen Metapher auf die Fronten, die Ricœur gegen all jene Theorien eröffnet, welche die Möglichkeit einer neuen ungewöhnlichen Anschauung, eines »stereoskopischen Sehens« (227) und damit einer »lebendigen Existenz« (55) unbeachtet lassen. Für ihn ist die Metapher keine Wortfigur, sondern eine Aussageform; trägt nicht etwa ornamentalen Charakter im Sinne freier Variation, sondern besitzt kognitiven Gehalt; füllt keine »semantische Lücke« (V), sondern schlägt aus der »semantischen Kollision« (34) Funken; ersetzt nicht eine eigentliche Bedeutung, sondern münzt neue; ist kein »verkürzter Vergleich« (33), sondern dient der dialektischen Erschließung des Ähnlichen in Identität und Differenz; ist keine bloße Abweichung von den Normen der gewöhnlichen Sprache, sondern folgt Regeln und setzt selber Normen; verdankt ihre Wirkung nicht einem bereits vorhandenen »System der assoziierten Gemeinplätze« (Black) oder einer emotionalistisch definierten »potentiellen Konnotationsskala« (Beardsley), sondern der Suspendierung der primären Referenz und einer »Logik der Entdeckung« (28); ist nicht mit einer Theorie der Substitution, sondern nur mit einer Theorie der Wechselwirkung und der Spannung angemessen erfaßt; ist keine Frage der Denomination, sondern hat ihren Ort in der »Kopula des Verbuns« (10), dem »ist« und »ist nicht«. Damit wird die Metapher zum dynamischen Prinzip der Sprache schlechthin; das ikonoklastische Unternehmen einer metaphernfreien Sprache wäre von vornherein zum Scheitern verurteilt.

Die nur selten durch Exemplifizierung aufgelockerte Anstrengung des Begriffs verlangt dem Leser ein Höchstmaß an Konzentration ab. Wenn das Buch bisweilen den Eindruck überbordender Fülle erweckt, dann vielleicht auch deswegen, weil die Metapher selbst nichts anderes als das Überborden des Sinns über den Rand der Sprache ausdrückt. Freilich verliert sich der letzte Teil der Arbeit, der sich mit der »universalen Metaphorizität des philosophischen Diskurses« (263) befaßt, trotz hervorragender Ausführungen zum Status der Interpretation sowie zu einer behaupteten Interdependenz von Metaphorik und Metaphysik gelegentlich im Ungefähr spekulativen Denkens — abzulesen daran, daß rhetorische Fragen über Gebühr zunehmen. Auch die Übersetzung hätte mitunter mehr Fachausdrücke eindeutschen können.

Hans-Christian Oeser (Dublin)

Grewendorf, Günther, Fritz Hamm und Wolfgang Sternefeld: Sprachliches Wissen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1987 (467 S., br., 24,- DM)

Im Gegensatz zur ersten Phase der Rezeption der generativen Grammatik im deutschsprachigen Raum, die von einer wissenschaftlichen Euphorie begleitet war, hat sich die Diskussion dieses Paradigmas in den letzten Jahren merklich technisiert und ihr über die engeren Fachgrenzen hinausgehendes Interesse stark eingebüßt. Die Aufbruchstimmung noch der frühen siebziger Jahre, gekennzeichnet durch die Kontroversen um »Linguistik« und/oder »Sprachwissenschaft«, ist einem »normal science«

Betrieb gewichen. Das Problem dabei scheint eigentlich nur zu sein, daß der Linguistik wesentliche Elemente einer »normal science«, weitgehende Einigung auf Objektbereich und forschungsrelevante Methodologien, fehlen. Diese Situation manifestiert sich auffällig auf dem Lehrbuchmarkt: eine Einführung in die Linguistik als solche gibt es nicht, stärker vielleicht als in anderen Disziplinen bestimmen metatheoretische Positionen auch elementare Darstellungen. *Sprachliches Wissen*, das muß als Vorzug gewertet werden, macht die theoretischen Vorannahmen sehr deutlich: Es handelt sich um eine an der sogenannten REST (Revised Extended Standard Theory) Chomskys orientierte Darstellung zentraler Bereiche der Linguistik.

Das sprachtheoretische erste Kapitel behandelt die Kernprobleme der Universalgrammatik, Kompetenz/Performanz und die Modularität sprachlichen Wissens. Wesentlich und für echte Anfänger eher überraschend erscheint die Darlegung, daß »Grammatik« der konkretere und theoretisch präziser zu fassende Begriff sei als »Sprache«. Die Analyse der komplexen begrifflichen Struktur dieses Terminus, der soziologische, psychologische und linguistische Aspekte vereint, bietet einen deutlichen Kontrast zu »Grammatik«, begriffen als konkrete kognitive Fähigkeit eines Individuums. Diese mentalistische Konzeption von Grammatik wird als notwendige Voraussetzung einer Linguistik, die als Wissenschaft wird auftreten können, vorgestellt. Daß es sich dabei nur um eine mögliche metatheoretische Grundlegung linguistischer Forschung handelt, hätte in Auseinandersetzung mit anderen Konzeptionen, wie z.B. Katz (1980), angerissen werden können, aber im Rahmen einer systematischen, nicht historischen Einführung läßt sich das verschmerzen.

Die Kapitel Phonetik (II) und Phonologie (III) führen an häufig auch deutschen Beispielen die wesentlichen Methoden dieser Teildisziplinen vor. Recht erfreulich die Einbeziehung neuerer nichtlinearer Theorien, die der phonologischen Repräsentation mehr Struktur zuschreiben als nur die lineare Verknüpfungsrelation von Phonemen. Das von Vennemann (1987) beklagte Defizit an Auseinandersetzung mit neueren Entwicklungen in phonologischen Einführungswerken wird hier wenn nicht behoben, so doch stark reduziert. Die Skizzen der Autosegmentalen und der Metrischen Phonologie dürften an Prägnanz nicht leicht zu übertreffen sein.

Die chaotische Situation am gegenwärtigen Markt syntaktischer Theorien läßt sich im Kapitel IV (Syntax) kaum erahnen, denn die Autoren beschränken sich auf die ihrer Meinung nach »derzeit wichtigsten und fruchtbarsten« (151) Entwürfe. In der Tat liegen die Dinge in der Syntaxtheorie gegenwärtig so, daß eine sinnvolle, d.h. nicht nur referierende Auseinandersetzung mit mehreren Modellen kaum geleistet werden kann. Sogar unter der Voraussetzung, nur generativ inspirierte Modelle zu berücksichtigen, erscheint eine Diskussion von Verallgemeinerter Phrasenstrukturgrammatik (GPSG) oder Lexikalisch-Funktionaler Grammatik im Vergleich mit an Chomsky orientierten Vorschlägen in einer echten Einführung kaum zu bewältigen. Hier ist weniger sicher mehr, und nach dem konsequenten Erarbeiten einer Theoriesprache, wie hier der REST, wird ein selbstständiger Vergleich erst möglich.

Die auf ein Morphologiekapitel (V) folgenden abschließenden Teile zu Semantik und Pragmatik beschäftigen sich mit Problembereichen, die sich einer stringenten formalen Analyse gegenüber als notorisch renitent erweisen. Semantik umfaßt in dieser Darstellung eine lexikalisch-semantische Komponente à la Katz und eine logische Rekonstruktion der Satzbedeutung. Im Vergleich zur Syntax scheint die Semantik weniger auf neuere Entwicklungen einzugehen, insbesondere die heftig diskutierte Situationssemantik wird nicht berücksichtigt. Es gelingt den Autoren auch nicht, was allerdings in der Sache begründet liegt, Semantik und Pragmatik schlüssig aufeinander zu beziehen. Pragmatik erscheint immer noch als der »Papierkorb«, in den

alle Probleme wandern, die in anderen Subbereichen linguistischer Theorie nicht befriedigend behandelt werden können. Die pragmalinguistischen Entwürfe der Diskursanalyse und der Ethnomethodologie bleiben ausgeklammert, bei der kompetenzorientierten Ausrichtung dieser Einführung kaum überraschend oder kritikwürdig.

Insgesamt überzeugt *Sprachliches Wissen*, denn neben der großen Zahl eher eklektisch referierender Werke kann diese bewußt einseitige Konzeption bestehen als der Versuch, Chomskys Variante der generativen Grammatik metatheoretisch zu verorten und die Theoriemodule kohärent dazustellen. Die Diskussion der Grundlagen linguistischer Theoriebildung ist zu ruhig geworden, *Sprachliches Wissen* könnte da Impulse geben.

Josef Wallmannsberger (Innsbruck)

Philips, Susan, Susan Steele und Christine Tanz (Hrsg.): Language, Gender and Sex in Comparative Perspective. Cambridge University Press, New York 1987 (352 S., br., \$ 14,95)

Der Band versammelt elf Vorträge, die an der Universität von Arizona im Januar 1983 auf einer Konferenz zum Thema »Geschlechterunterschiede in der Sprache« gehalten wurden. Die verbindende Leitfrage ist die nach den Ursachen geschlechtsspezifischer Unterschiede in sprachbezogenem Verhalten. Sie führt weiter zur Frage nach der Rolle, die Natur bzw. Kultur (»nurture«) bei der Herstellung von sprachlichen Unterschieden spielen.

Die Themen dieses ehrgeizigen Unternehmens spiegeln sich in den Überschriften der drei Abschnitte: (1) *Sprachverhalten von Frauen und Männern aus kulturübergreifender Perspektive* geht der Frage nach, ob verbreitete (sprachliche) Verhaltensweisen von biologischen Prozessen beeinflusst sein könnten. (2) *Geschlechterunterschiede in der Sprache von Kindern* stützt sich auf empirische Untersuchungen, um die Frage zu beantworten, ob es geschlechtsspezifische Unterschiede in der Kindersprache gibt. (3) *Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Sprache und das Gehirn* konzentriert sich auf das Problem, ob angeborene, biologisch fundierte Unterschiede sprachbezogene kognitive Unterschiede verursachen, d.h. ob beobachtbare Verhaltensunterschiede Unterschiede in der sprachlichen Leistungsfähigkeit widerspiegeln.

Auf der Basis kulturübergreifend verallgemeinerbaren Materials über verschiedene Gesellschaften kommen die AnthropologInnen in (1) zu dem Schluß, daß die Gesellschaft, in der »biologische Männchen und Weibchen« als gesellschaftliche Männer und Frauen agieren, und der Stil, den sie benutzen müssen — weil sie weiblich bzw. männlich geboren wurden —, die geschlechtsspezifischen Unterschiede in Sprachform und -funktion unmittelbar beeinflussen. Darüber hinaus zeigen sie, daß ein Geschlecht als sprachlich kompetenter angesehen wird, wenn der Stil, den es benutzt, von der gesellschaftlichen Gruppe, zu der das Geschlecht gehört, als höherwertig betrachtet wird. In (2) zeigen PsychologInnen die Vielgestaltigkeit der geschlechtsspezifischen Unterschiede im Sprachverhalten von weiblichen und männlichen Kindern auf. Wie die AnthropologInnen argumentieren sie für eine gesellschaftliche Basis dieser Unterschiede. Die zwei Beiträge in (3) verweisen auf eine gewisse Korrelation zwischen Geschlechtszugehörigkeit und Spezialisierung der Gehirnhälften. Sie ziehen neuere Untersuchungsergebnisse heran und bestätigen damit traditionelle Auffassungen wie die von der Überlegenheit der Mädchen in bezug auf sprachliche Kompetenz.

Da die kontroversen Beiträge sich nicht aufeinander beziehen, stellen die Herausgeberinnen den interdisziplinären Ansatz her, indem sie den einzelnen Abschnitten jeweils eine kritische Einführung voranstellen. Die Einführungen geben den LeserInnen

den notwendigen historischen Hintergrund an die Hand, zeigen die Themen und Streitpunkte in ihrer relativen Bedeutung und weisen kritisch auf die Schwächen der jeweiligen Untersuchungen hin. Steele merkt folgendes an: Wenn es neurophysiologische Unterschiede zwischen Frauen und Männern gibt, beide aber in kognitiver Hinsicht nicht zu unterscheiden sind, ist dann nicht anzunehmen, daß dieselbe kognitive Aufgabe gleich gut, wenn auch mit unterschiedlichen organisatorischen Systemen gelöst wird? D.h. Sprachunterschiede an sich verlieren insofern an Bedeutung, als man sie nicht für die Behauptung heranziehen kann, ein Geschlecht sei für die Erbringung sprachbezogener Leistungen biologisch besser ausgestattet als das andere. Statt dessen können diese Unterschiede im Sprachverhalten als Hinweise darauf gesehen werden, wie sprachliche Sozialisation vor sich geht, und wie verschiedene gesellschaftliche Gruppen ihre Mitglieder einschätzen.

Esmeralda Manandise (New York)

Soziologie

Perrow, Charles: Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1988 (434 S., br., 48,- DM)

Je umfassender gesellschaftliche Arbeit automatisiert wird, desto mehr Gewicht gewinnt das Arbeitshandeln in außergewöhnlichen, unvorhersehbaren Fällen und Situationen. Zugespitzt ließe sich sagen, daß ein automatischer Prozeß — einmal eingerichtet — nicht als solcher interessant ist, sondern es erst dort wird, wo er gestört ist oder ausfällt, wo er unerwartete und unerwünschte Ergebnisse hervorbringt. Beim vorbeugenden Vermeiden oder Beseitigen von Störungen wird Arbeitshandeln gleichsam indirekt: Man handelt, um Handeln zu vermeiden. Zugleich gerät fehlerhaftes Handeln unter paradoxe Anforderungen: Fehler — Grundelement menschlichen Lernens — dürfen wegen wachsender Kosten, bis hin zu irreversiblen Folgen, immer weniger gemacht werden. Der zunehmenden Bedeutung von Fehlern, Störungen, Unfällen etc. in der Arbeit entspricht die sozialwissenschaftliche Forschungslage in keiner Weise. Zu den bahnbrechenden Ausnahmen gehört die (zuerst 1984 unter dem nüchterneren Titel »Normal Accidents« erschienene) Arbeit des an der Yale-University lehrenden Organisationssoziologen Perrow.

Warum normale Unfälle? Weil sie — ungeachtet aller Sicherheitsvorkehrungen, paradoxerweise mitunter gerade wegen der Sicherheitsvorkehrungen — unvermeidbar sind. Zu dieser Einsicht verhilft Perrows »Strukturanalyse« von Systemen mit Katastrophenpotential wie Kernkraftwerken, petrochemischen Anlagen, Flugzeugen, Schiffen, Staudämmen, Bergwerken, Raumflügen, Frühwarnsystemen, Gentechnologie u.a.m. Der Blick auf Systeme und ihre Eigenschaften erlaubt einen Begriff des Unfalls nicht als Zufall (der auch seine Rolle spielt) und nicht als »menschliches Versagen« (wie Unfallerkklärungen allzu oft nahelegen), sondern als Struktureffekt. Welcher Art sind die für Unfälle anfälligen Systeme? Perrows Schlüsselbegriffe (die er selbstkritisch als nicht voll befriedigend reflektiert) sind »komplexe Interaktion« und »enge Kopplung«.

Komplexe (im Unterschied zu linearen) Interaktionen sind unerwartete und nicht unmittelbar durchschaubare (Stör-)Verknüpfungen von Systemkomponenten, die entweder mehrere Funktionen bedienen oder unabhängig voneinander, jedoch eng benachbart sind (etwa »wenn ein Kurzschluß in einem Kabel ein in der Nähe verlaufendes zweites Kabel außer Funktion setzt, das zu einer Sicherheitsvorrichtung läuft, die sich für den Fall eines Defekts im ersten Kabel einschalten soll«, 199f.). Mannig-

fache Informationsprobleme kommen hinzu: die Anzahl der Kontrollanzeigen, der Automatisierungsgrad der Steuerfunktionen, die Indirektheit vieler Informationsquellen etc. Operatoren müssen in unsicheren Situationen eine Modellvorstellung über einen Prozeß bzw. durch ihren Eingriff in ihn eine entsprechende Wirklichkeit erzeugen, die falsch sein kann (wobei sie möglicherweise nicht einmal mehr die Zeit haben, dies festzustellen). Überdies gibt es vor allem bei stoffumwandelnden Prozessen (Chemie, Kernenergie, Gentechnologie etc.) Abläufe, »die sich zwar beschreiben lassen, aber nicht wirklich verstanden werden. In vielen Fällen wurden sie durch bloßes Herumprobieren entdeckt, und was sich als Erkenntnis ausgibt, ist in Wirklichkeit nichts anderes als eine Beschreibung von etwas, das funktioniert« (124).

Enge (im Unterschied zur losen) Kopplung bedeutet, daß zwischen miteinander verbundenen Systemkomponenten wenig Spielraum und Elastizität, nur fest vorgeplante Puffer (etwa an Zeit) und Substitutionsmöglichkeiten (etwa bei Arbeitsmitteln) bestehen, was die Regenerierung eines Systems nach einer Störung erschwert und oft dazu führt, daß eine Störung rasch und ohne erkennbare Ursache fortwuchert. Wo der Zusammenhang von komplexer Interaktion und enger Kopplung als Quelle unvermeidbarer Pannen und Unfälle nicht zureichend begriffen wird, haben zusätzliche Sicherheitsmaßnahmen oft den Effekt, die Komplexität eines Systems noch zu steigern. Vor allem erweist sich die Ursachenzuschreibung von Störungen und Unfällen an »menschliches Versagen« als hilflos und bequem: Wenn »das Bedienungspersonal mit unerwarteten und zumeist mysteriösen Interaktionen zwischen zwei oder mehr Störungen konfrontiert ist, dann läßt sich erst nachträglich mit Bestimmtheit angeben, was in dieser Situation falsch gemacht wurde und was man statt dessen hätte tun sollen« (24).

Wenn komplexe und eng gekoppelte Systeme ein hohes Katastrophenpotential bergen, müssen sie entweder neu konzipiert oder ersetzt werden. Die Möglichkeiten technischer Neukonzeption beschreibt Perrow an einleuchtenden Beispielen als Verringerung der Zahl der Interaktionen oder als Linearisierung der Abläufe (Düsentriebwerk statt Kolbenmotor beim Flugzeug, Transistor statt Vakuumröhre in der Elektronik). Er konstatiert den Druck, nach solchen Verbesserungen dem System im Namen ökonomischer Effizienz mehr abzuverlangen als zuvor und dadurch neue Interaktionen zu schaffen. Alles in allem hält er den Spielraum für konstruktive Verbesserungen für beschränkt: Wir haben »komplexe Systeme, weil wir nicht wissen, wie wir dasselbe Ergebnis mit Hilfe von linearen Systemen erreichen können. Wenn diese komplexen Systeme jedoch außerdem mit Katastrophengefahren verbunden sind, dann täten wir besser daran, nach alternativen Möglichkeiten zur Gewinnung des betreffenden Produkts zu suchen oder aber das Produkt selbst völlig aufzugeben« (130).

Welche Rolle spielt die Organisation bei der Verursachung bzw. Verhinderung von Störungen und Unfällen? Komplexe und eng gekoppelte Systeme prägen widersprüchliche, unvereinbare Organisationsanforderungen aus: Ihre Komplexität, ungeplante Interaktionen von Pannen, erfordern dezentrale Strukturen; die Operatoren, die in der Regel Störungen zuerst bemerken, müssen die Möglichkeit haben, abweichend von Vorschriften und Kompetenzverteilungen einzugreifen. — Ihre enge Kopplung, Zeitdruck und festgelegte Betriebsabläufe, verlangen Zentralisierung der Organisation; die Operatoren können nicht mit vorgeschriebenen Arbeitsschritten und unveränderlichen Abfolgen nach Gutdünken verfahren. Versuche, eine Organisation gleichzeitig zu dezentralisieren und zu zentralisieren, steigern die Probleme von Systemen mit Katastrophenpotential.

Perrows Blick auf Systeme greift die Menschen, die mit ihnen zu tun haben, als

deren Bestandteil. Das ist einerseits richtig: die Menschen müssen sich der Logik der Systeme anpassen, wollen sie mit ihnen klarkommen. Andererseits haben Menschen die Fähigkeit, wenn Systeme aus dem Ruder laufen, auf produktive Weise aus ihnen herauszutreten, geradezu das Gegenteil des normalerweise Erwarteten zu tun. Das ist die Situation des Fischers im Strudel des Maelströms: die spontane Beobachtung, daß zylindrische Körper weniger schnell eingesogen werden als Körper mit anderen Formen, veranlaßt ihn, sich an ein Faß zu binden und über Bord des immer noch scheinbar Halt gebenden Schiffes zu springen, was ihm das Leben rettet. — Bei einer Explosion in einem Bergwerk überleben sechs Bergleute dadurch, daß sie nicht (wie naheliegend) zum Schachtausgang und damit in den sicheren Tod des sich ausbreitenden Giftgases laufen, sondern tiefer in den Berg hineingehen, um dort nach einer Luftblase zu suchen. — Gerät ein landendes Flugzeug in eine Windscherung, muß der Pilot, entgegen fliegerischer Normalerwartung, in Sekundenschnelle volle Schubleistung geben und durchstarten, will er eine Katastrophe verhindern. — Von solchen Fähigkeiten, die heute und in Zukunft sicher noch an Gewicht gewinnen, weiß Perrow, aber er untersucht sie nicht, hier werden Grenzen einer systemtheoretisch geleiteten Analyse offenbar.

Grenzen werden auch bei der Frage deutlich, wer kompetent sein soll, darüber zu entscheiden, ob die unvermeidbaren Risiken von Systemen mit Katastrophenpotential hinzunehmen sind oder nicht. An der herrschenden Risikoanalyse läßt Perrow mit guten Gründen kein gutes Haar. Gegenüber der technisch-naturwissenschaftlichen Rationalität der Ingenieure betont er das Recht einer sozialen oder kulturellen Rationalität: »Da sie zählen und messen können und da Zahlen über Todesfälle vorliegen, wird die Entscheidung zwischen zwei verschiedenen Formen der Stromerzeugung auf das Problem reduziert, bekannte Ziffern zusammenzuzählen. Da ich meine Aufmerksamkeit auf soziale Beziehungen, symbolische Werte und menschliche Nachkommenschaft richte, definiere ich das Problem als eines der potentiellen, nicht der beobachteten Folgen.« (376f.) Perrow hält beide Rationalitäten für beschränkt und will sie zu wechselseitiger Ergänzung zusammenfügen. Das ist eine unzureichende Vorstellung: Technische und soziale Rationalität sind nicht einfach addierbar, sondern sperrig zueinander, und für eine produktive Bearbeitung dieser (unauflösbaren) Spannung müssen gesellschaftliche Bewegungsformen erst noch gefunden werden.

Werner van Treeck (Kassel)

Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1986 (396 S., br., 20,- DM)

Dieses Buch hat Furore gemacht. Das rechtfertigt es, zwei kontroverse Besprechungen zu bringen.
Die Redaktion

Ein leidenschaftliches Buch — jedenfalls vor dem Hintergrund des soziologischen Normalstils unserer Tage; ein famoser Text — gespickt mit vollmundigen Formulierungen, waghalsigen Wortspielen und mutigen Metaphern; ein großer (Ent-)Wurf jenseits unseres professionellen Koordinatensystems von Objektivität und Normativität. Ulrich Beck weist sich, vor allem anderen, als Intellektueller aus, ganz im Husserlschen Sinne: als Funktionär der Menschheit, weil und indem er uns und sich schlicht fragt: »Wie wollen wir leben?« (37). Wie wollen wir *alle* heute und morgen mit der Welt und miteinander umgehen, angesichts der Allgegenwart von Risiken, des Risikos schlechthin, angesichts dieses »Jedermann«-Dramas auf unserer nationalen, ja weit mehr noch: auf unserer globalen Bühne?

Zweifellos, die Armen sind ärmer dran, und die Beherrschten müssen sich stärker

beherrschen (lassen); zweifellos verdichten und verdünnen sich Risiken (schon immer und wohl auch in Zukunft) klassenspezifisch; aber der Bumerang kaum mehr kontrollierbarer, in aller Regel jedoch voraussehbarer Folgeprobleme und -kosten erschlägt jeden, (zuletzt?) auch den Risikoverursacher selber. Im Schatten des Risikos gibt es vor allem neuartige Formen des »Mehr-oder-Weniger«, neuartige Ungleichheiten also und noch ungewohnte Konfliktlinien: Zwar sind alle bedroht, nicht alle aber *wissen* um eine Bedrohung, wissen *genug* über eine Bedrohung, nehmen ihr Wissen zum Anlaß, um (anders) zu handeln. Das Risiko, als Resultat wissenschaftlich-technischer Entwicklung, macht uns, so Beck, ihm gegenüber ziemlich gleich: »Not ist hierarchisch, Smog ist demokratisch« (48). Aber das *Wissen* um das Risiko ist — mediengestützt — durchaus ungleich verteilt. Die Theorie der Risikogesellschaft ist auch eine neue Wissenssoziologie bzw. die Soziologie einer neuen Wissensformation, in der »das Bewußtsein das Sein bestimmt« (31), denn Risikowissen beruht in weiten Teilen nicht auf eigenen Erfahrungen, sondern wird von Risikoexperten symbolisch produziert, bereitgestellt und distribuiert — und zwar an Risiko-Interessierte (die nicht notwendig Risiko-Betroffene sein müssen). Im Risikodiskurs streiten sich (zumeist wissenschaftliche) Experten und (durchaus nicht nur wissenschaftliche) Gegenexperten — z.B. über »Grenzwerte« und Beweislasten. Denn: Risiken, solange sie eben »nur« Risiken sind und bleiben, kann man her- und auch weginterpretieren. Und nicht immer wird die *Verursachung* zum Skandal, sondern, und gar nicht selten, eben das *Aufzeigen* eines Risikos, und so »droht der Ausnahme- zum Normalzustand zu werden« (105).

Das Dilemma der zweifellos bereits angebrochenen Risikogesellschaft (zwischen Manuskriptabschluß und Druck lag der Reaktorunfall von Tschernobyl, die Baseler Chemiekatastrophen geschahen sozusagen »nach Redaktionsschluß«, und daß AIDS, das alle Chancen hat, »die Menschen in Irrationalismus, Extremismus, Fanatismus« [66] zu treiben, von Beck nur einmal und da auch eher beiläufig erwähnt wird [331], zeigt wohl deutlich, daß auch einem hochaktuellen Buch wie diesem die faktischen Risikoentwicklungen bereits davonlaufen) ist auch, so Beck, zugleich ihre Chance: Wir sitzen sozusagen auf einer Schaukel, die hin- und herwirpt zwischen Wissenschaftsabhängigkeit und Wissenschaftskritik. Einerseits sind die Risiken, ist das Risiko vor allem wissenschaftlich konstruiert (während eben das Wissen um das Risiko weitgehend ein mediales Konstrukt darstellt), andererseits können Risikonachweis, -begrenzung, -bewältigung und -prävention wiederum nur im Rekurs auf (unterdrückte, zusätzliche, gegenteilige) wissenschaftliche Erkenntnisse gelingen, zumindest sich Geltung verschaffen. Die Gegenexperten, auf die Wissenschaftler heute treffen, mit denen sie heute zu rechnen haben, sind im wesentlichen die durch sie selbst »aufgeklärten« und »vorgebildeten« Laien bzw. deren Repräsentanten. Wissenschaftliches Denken und Arbeiten, wissenschaftliche Diskursivität, war so *erfolgreich*, daß sie sich nun gleichsam in der Situation ihrer Objekte wiederfindet, sich zur Selbst-Aufklärung und Selbst-Kritik aufgefordert sieht. Beck sieht die Lösung in einer radikalen Ent-Konventionalisierung der Wissenschaft, in einer ganz neuen Form von Wertfreiheit, die darin besteht, »daß sie dem herrschenden Druck, praktische Tabus in theoretische zu verwandeln, widersteht« (283).

Und Ent-Konventionalisierung bahnt sich auch an bzw. findet auch statt im Bereich des Politischen: Quer zu dessen traditionellem Handlungsfeld nämlich entwickeln sich *Subpolitiken* wie Rechtsprechung, Medienöffentlichkeit, Privatheit, Bürgerinitiativen und neue soziale Bewegungen, die, gleichsam als folgerichtige Konsequenzen *erfolgreicher* Demokratisierungspolitik, nun »das Politische« entgrenzen und dezentrieren. Am Beispiel der Technologiepolitik, der Medizin und der

betrieblichen Rationalisierung zeigt Beck, daß herkömmliche Politik »auf die Legitimation von Folgen spezialisiert (wird), die sie weder verursacht hat noch wirklich vermeiden kann« (343). Die soziale Gestaltungsmacht verlagert sich in die Subpolitiken der Risikoproduzenten und -konsumenten, ein verbindliches Steuerungszentrum fehlt, und die nach Beck plausibelste Chance für ein geregeltes Gemeinwesen in der Risikogesellschaft liegt in dem, was er »Strukturdemokratisierung« bzw. »differentielle Politik« nennt (368ff.).

Eine solche »differentielle Politik«, in der »Monopole aufbrechen, aber keine Welten einstürzen«, bindet nun auch den zweiten Problemstrang, den Beck verfolgt, an die Analyse der Risikogesellschaft an: nämlich die von ihm so genannte »Individualisierung« und die damit mehr oder minder unmittelbar verbundenen Themen und Konsequenzen. Wer das Beck'sche Individualisierungstheorem, das in der Ungleichheitsdebatte seit einigen Jahren eine höchst gewichtige Rolle spielt, nicht ohnehin schon kennt, der findet hier einen in sieben Thesen gefaßten, einprägsamen Abriss davon vor (115-120): Wir (er-)leben heute (zumindest in der Bundesrepublik) jenseits von Klasse und Schicht und pflegen von diesen weitgehend unabhängige, nichtsdestoweniger ungleiche Konsum- und Lebensstile. Wir sind freigesetzt aus biographisch vorgängigen Sicherheiten, Selbstverständlichkeiten, Abhängigkeiten. Deshalb wird auch das konventionelle soziologische »Denken und Forschen in traditionellen Großgruppen-Kategorien ... fragwürdig« (139) und ist durch ein *neues soziales Strukturmodell* zu ersetzen, dem andere Ungleichheits- und Konfliktlinien zugrunde liegen (wie die zwischen Arbeitsplatzbesitzern und Nichtarbeitsplatzbesitzern, zwischen Wohlstand und neuer Armut usw., insbesondere aber zwischen den Geschlechtern — denen Beck sich mit besonderer Emphase ein ganzes Kapitel lang widmet). Strukturell konstatiert Beck »institutionenabhängige Individuallagen« (219); d.h. der vereinzelt und zugleich vermasste einzelne verfügt über »Bausätze biographischer Kombinationsmöglichkeiten« (217).

Angesichts z.B. der Bedingungen im (Aus-)Bildungssektor allerdings wird überdeutlich, daß dergleichen »Bausätze« keineswegs notwendig mit der Erfahrung von beliebiger Lebensplanung und -gestaltung korrespondieren, sondern daß »Freisetzung« immer (zumindest: auch) »Verlust« bedeutet. Und die nicht-repressive Bewältigung solcher Individualisierungs-»Verluste«, bzw. der um die immer neuen Individualisierungsschübe sich rankenden *banalen* Risiken des Alltags, eben mag über so etwas wie die oben angesprochene »differentielle Politik« gelingen, denn »das Private wird politisch« (180) in der heraufziehenden Risikogesellschaft, und »das Zeitalter der Ausrede (ist) vorbei« (372). Darin aber liegen, so Beck, bei allen dräuenden und bereits gegenwärtigen Widrigkeiten, eben auch die *Möglichkeiten* dieser »anderen Moderne«.

Ronald Hitzler (Köln)

Becks Deutungsvorschlag der gegenwärtigen Gesellschaftskrise als Herausbildung einer »anderen Moderne« unter der Hülle der zerfallenden »Industriegesellschaft« ist auf unvergleichlich großes öffentliches Interesse gestoßen. Eine flüchtige Recherche fördert weit über ein Dutzend Besprechungen zutage, darunter ein »Symposium« in der *Soziologischen Revue*, eine Kritik im *Spiegel* und mehrere Besprechungen in bundesdeutschen und anderen deutschsprachigen Tageszeitungen. Die Reaktionen reichen dabei von Klaus Dörres Vorschlag, Becks Buch als eine »theoretische und politische Herausforderung« zu lesen, wie sich hierzulande ein »neues Gesicht des Kapitalismus herauszuschälen beginnt« (in: Forum Wissenschaft 1/1988) bis zum Verdikt der *Deutschen Zeitschrift für Philosophie*, hier liege »Abschied von der Arbeiterklasse«, Individualismus und intellektuelle Abschottung vor (1987, 696) —

oder auch von der Diagnose, hier fehle an entscheidender Stelle »die Kraft für die Diagnose des Zusammenhangs« (P. Wagner, *Leviathan* 2/88), über den Einwand, hier werde in völliger Beliebigkeit von ökonomischen Begriffen Gebrauch gemacht und damit »Unklarheit zelebriert« (Ritsert, *PVS-Lit* 1/87) bis zur Empfindung von »Reminiszenzen an derzeit nicht mehr hoffähiges dialektisches Argumentieren« (H. Esser, *KZfSS* 1987, 59ff.). Zur — durchaus kontrovers angelegten — Ergänzung der vorstehenden Besprechung greife ich hier zwei Punkte heraus, die in der bisherigen Kritik m.E. zu Unrecht vernachlässigt worden sind.

(1) In der Entwicklung der Gesellschaftswissenschaften in der Bundesrepublik hat der Streit um die Frage »Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft« einen Wendepunkt markiert: Standen vorher die konservativen bzw. liberalen Theorien der »Industriegesellschaft« — von Freyer über Forsthoff und Schelsky bis zu Dahrendorf — alternativ zueinander, geht es danach — zumindest einige Jahre lang — vorrangig um die Frage, wie denn dieser *Spätkapitalismus* zu begreifen sei, wobei etwa die an Hilferding anknüpfende Theorie des »organisierten Kapitalismus«, die »Planstaat«-Theorie der italienischen »autonomia«, die Theorie des »Stamokap«, die »kapitallogische« Theorie des »entwickelten Kapitalismus« und die an die Thesen Horkheimers anknüpfenden Theorien des »Spätkapitalismus« (Habermas, Offe) alternativ zueinander vertreten werden. Jene Debatte der sechziger und siebziger Jahre hat nicht nur die zumeist aus den dreißiger Jahren stammenden Theorietraditionen aktualisiert und auf einen empirisch und theoretisch sehr viel reichhaltigeren Stand gebracht, in ihr sind auch zunehmend seit der Herausbildung der marxistischen (und dann »marxistisch-leninistischen«) Orthodoxie unhinterfragte Voraussetzungen und Thesen kritisch überprüft und berichtigt sowie neue theoretische Modelle konzipiert worden, deren analytisches Potential heute noch längst nicht erschöpft ist, wie etwa der »Regulationsansatz« der französischen und inzwischen auch bundesdeutschen »Fordismus«-Diskussion oder der »Akkumulationsansatz« der »Altwater-Schule«. Seit den frühen achtziger Jahren sind derartige Strukturanalysen der gegenwärtigen Gesellschaft innerhalb der bundesdeutschen Gesellschaftswissenschaften gleichsam »dethematisiert« worden: Daß heute Ulrich Beck ohne jede ernsthafte Auseinandersetzung — seine Marx-Interpretation ist ein schlechter Witz (vgl. etwa die Überlegung über einen »Kapitalismus ohne Klassen«, 116f.) und eine Auseinandersetzung mit gegenwärtigen marxistischen Gesellschaftsanalysen findet gleich gar nicht erst statt — seinen Versuch einer gesellschaftstheoretischen Rahmentheorie unter die Frage stellen kann, wie denn die gegenwärtige *Industriegesellschaft* zu begreifen sei, demonstriert, wie nachhaltig dieser Effekt in der bundesdeutschen Soziologie gewirkt hat. Zugleich treibt Beck diese Dethematisierung von gesellschaftlichen Strukturfragen (und schon gar von Klassenkämpfen) noch einen Schritt weiter voran: Indem er die gegenwärtige Industriegesellschaft als »Risikogesellschaft« interpretiert — die zwar immer noch Industriegesellschaft ist, in der sich aber auf Grund der neuen Verallgemeinerung einer bisher »halbierten« »industriegesellschaftlichen Rationalität« in bislang konservierte Bereiche neue, reflexive und paradoxe Effekte ergeben —, stellt er, zumindest mit sicherem Instinkt, seinen potentiellen marxistischen Kritikern eine hintersinnige Falle: Wenn sie beginnen, die von Beck hervorgehobenen neuen Erscheinungen zu bestreiten oder auch nur zu relativieren, entlarven sie sich damit als im Grunde ihres Herzens »konservative« Vertreter des Denkens der »alten Industriegesellschaft« — in der sie nach Beck, wenn auch in durchgängig weberianischer »Übersetzung«, doch weitgehend recht hatten —; wenn sie sich dagegen darauf einlassen, das von Beck behauptete Neue unbesehen zu akzeptieren, müßten sie mit ihm die Konsequenzen teilen, auf jede Art von Theorie der Klassen, der

Klassenkämpfe und gar von Konzeptionen einer Klassenpolitik zu verzichten. Dieser »Fallen«-Effekt in Becks theoretischem Entwurf beruht im wesentlichen auf einer suggestiven Problemformulierung. Wenn wir den erforderlichen Abstand davon halten, ist es durchaus möglich, die von Beck interpretierten Erscheinungen — allerdings nicht unbedingt die z.T. sehr eigenwilligen Interpretationen, die er ihnen gibt — in ihrem vollen Gewicht Ernst zu nehmen, ohne seinen gesellschaftstheoretischen Konsequenzen zu folgen.

(2) Ein strategisches Element in Becks Verfahren der Theoriebildung fordert über die angedeutete gesellschaftstheoretische Gegenposition hinaus eine philosophisch argumentierende Kritik heraus: Seine durchgängige Gleichsetzung von realen Strukturen und Prozessen mit den sozial etablierten Deutungen — in traditioneller philosophischer Sprache ein kollektiver subjektiver Idealismus — dient ihm immer wieder als zentraler Hebel bei der Produktion und Begründung seiner Thesen: Das beginnt bei der Themenformulierung — als »Erbe einer *real gewordenen* Kulturkritik«: »Es kann nicht eine ganze Epoche in einen Raum jenseits der bisherigen Kategorien abrutschen, ohne daß dieses Jenseits einmal als das bemerkt und abgestreift wird, was es ist: ein über sich selbst hinaus verlängerter Ordnungsanspruch der Vergangenheit, dem die Gegenwart und Zukunft entglitten ist«. In diesem Sinne verfolgt Beck durchweg einen »gesellschaftsgeschichtlichen *Denkfaden*« und entwickelt »die 'Logik' der Risikoproduktion und -verteilung im Vergleich mit der (das gesellschaftstheoretische *Denken* bestimmenden) 'Logik' der Reichtumsverteilung« (alles 17, Hervorh. FOW). Daß dies nicht einfach ungeschickte Formulierungen sind, läßt sich an seiner Verwendung des für ihn zentralen Risikobegriffs verdeutlichen: Da Beck die — etwa von Rapaport (*Leviathan* 1/88) herausgearbeitete — Doppelseitigkeit jedes Risikos vernachlässigt (jedes »Risiko« ist immer auch eine »Chance«, davonkommen!) verschwimmt in seiner gesamten Analyse die wichtige Differenz zwischen effektiven *Zerstörungen*, unkalkulierbaren *Gefahren* und kalkulierbaren *Risiken*. Damit bekommt seine Darstellung insgesamt eine — trotz aller vordergründigen Dramatik — *verharmlosende* Pointe. Denn nicht nur in den Ländern der Dritten Welt gibt es ökologische Zerstörungen und Katastrophen, sondern auch hierzulande. Und z.T. — wie im Fall des sich beschleunigenden Artensterbens — liegen bereits irreversible Schädigungen vor. Und da er darüber hinaus dafür argumentiert, die sozial geltende Meinung, es bestehe (k)ein Risiko, mit der realen (Nicht-)Existenz des Risikos gleichzusetzen (95ff.), nimmt er der von ihm vordergründig vorangetriebenen Debatte über die zerstörerischen Auswirkungen der gegenwärtigen materiellen Produktionsweise jeden kriterienhaltigen Realitätsbezug und setzt die *Entdeckung* ökologischer Zerstörungspotentiale und Gefährdungen tendenziell mit dem *Glauben* an »Teufel« und »Geister« gleich (97f.).

Dagegen ist m.E. festzuhalten, daß sich jede gesellschaftliche Oppositionsbewegung mittelfristig verloren gibt, die nicht mehr gegenüber dem Strom der gesellschaftlich produzierten und durchgesetzten Meinungen darauf besteht, daß allein die objektiv richtigen, wissenschaftlich wahren Auffassungen dazu dienen können, die Bedingungen und den Rahmen zu bestimmen, um dann erst kollektive und individuelle Wünsche und »Präferenzen« in rationalen gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen ins Spiel bringen zu können. Die anhaltenden Auswirkungen der Katastrophe von Tschernobyl und die kontinuierlich dazukommenden radioaktiven Belastungen durch den Alltagsbetrieb der AKWs haben sich durch das relative Abflauen der Medienreaktionen nach Tschernobyl um keinen Deut verringert — auch wenn die gekauften »Experten« der Atom-Lobby immer noch ihre Professorentitel einsetzen, um der Unruhe in der Bevölkerung entgegenzuwirken. Und die Gesundheitsgefährdungen

durch giftige Arbeitsstoffe bestehen ganz unabhängig davon, welche Denkmodelle sich gerade in der gesundheitspolitischen Öffentlichkeit durchsetzen lassen. Dieser »Vorrang der objektiven Wirklichkeit« besteht aber nicht nur bei naturwissenschaftlichen Sachverhalten, so sehr das auch manche/n in seiner/ihrer Ehre als »Subjekt« kränken mag, er gilt auch für unsere gesellschaftlichen und individuellen Lebensprozesse: Weder die durch unbezahlte Arbeit ausgebeuteten Frauen, noch die Arbeitslosen, noch die Opfer von Rassismus und Diskriminierung haben primär Schwierigkeiten mit einem bloßen Risiko oder gar ein bloßes »Deutungsproblem«. Sie stehen vielmehr zunächst einmal unter dem akuten Diktat einer ihnen vorgegebenen objektiven Struktur, so sehr in diese vielleicht in der Vergangenheit eigene Handlungsanteile eingegangen sind, und so sehr sie in Zukunft grundsätzlich in der Lage sind, diese Strukturen durch gesellschaftspolitisches Handeln zu verändern. Und um dies zu können, ist es eben eine der ersten Bedingungen, diese ihnen vorgegebenen, objektiven Strukturen zu durchschauen und so ihre konkrete Veränderbarkeit zu erkennen. Genau dieser Aufgabe gegenüber macht eine subjektiv-idealistische Soziologie, wie sie Beck in seinem Entwurf vorführt, mit Notwendigkeit blind.

Frieder Otto Wolf (West-Berlin)

Annotation: Bibliographie zur Risiko-Kommunikation

Die Programmgruppe Technik und Gesellschaft der Kernforschungsanlage Jülich hat eine Bibliographie zur Kommunikation über ökologische, gesundheitliche und gesellschaftliche Risiken des Einsatzes von Technologien erstellt, die z.Zt. etwa 800 Titel umfaßt. In der Bibliographie wurden sowohl Zeitschriften und Buchveröffentlichungen als auch »graue Literatur« ab 1980 berücksichtigt. Die Dokumentation ist als Paper-Version und auf dem Datenbanksystem LIDOS erhältlich. Es ist beabsichtigt, diese Bibliographie fortzuschreiben und halbjährlich einen Supplementband herauszugeben. Kontaktadresse für Interessenten: Dr. Peter M. Wiedemann, Programmgruppe Technik und Gesellschaft der Kernforschungsanlage Jülich GmbH, Postfach 19 13, D-5170 Jülich

Luhmann, Niklas: Archimedes und wir. Interviews. Hrsg. v. Dirk Baecker und Georg Stanitzek. Merve Verlag, West-Berlin 1987 (166 S., br., 15,- DM)

Luhmann bei Merve? Der Verlag, als Kollektivprojekt der Neuen Linken entstanden, veröffentlichte einst wichtige Texte v.a. aus Italien (Manifesto, Operaismus) und Frankreich. Anstelle der Reihe »Internationale Marxistische Diskussion« beliefert inzwischen ein »Internationaler Merve Diskurs« den »postmodernen« Zeitgeist. Die Nr. 143 wird Luhmann zum 60. Geburtstag gewidmet — ein passendes Geschenk, versucht er doch zunehmend, jene Philosophien seinem Theorieprogramm anzuschließen. Diebisch erheitern dürfte ihn, dort sich einschreiben zu können, wo vormalig der von ihm unter der Rubrik »alteuropäisches Denken« resp. »erloschene Vulkan« abgeheftete Marxismus eine Stimme hatte. Die zehn Interviews aus dem Zeitraum 1980-1987 (FR, taz, Deutschlandfunk, Tages-Anzeiger, Rinascita, Segno) behandeln Biographisches, die Arbeitsweise, das intellektuelle Selbstverständnis, immer wieder allgemeinere Aspekte der Theorie sowie eingehender Liebe, Kunst und »ökologische Kommunikation«. Leichter als in den wohlformulierten und breit angelegten Schriften kommen dabei zentrale Aspekte der Theorieanlage in den Blick.

War Luhmann auch in einigen »Kommissionen in Bonn tätig«, so hat er doch »keine anwendungsorientierte Theorie im Sinne« (135). Ihn interessiert das Durchprobieren kombinatorischer Möglichkeiten, Universalität auch als »formales Ziel einer abstrakten Theorie wie der Systemtheorie« (163). Gewiß ist sympathisch, wenn der

Autor sich nicht als großes Theoriesubjekt vorführt und auf ein »intellektuelles Netzwerk« verweist, »in dem man irgendeine Kombination selbst strickt« (22); überhaupt denkt er »ja nicht alles allein, sondern das geschieht weitgehend im Zettelkasten« (142). Dieser Auffassung der eigenen intellektuellen Praxis korrespondiert in Luhmanns Theorie jedoch ein blinder Fleck: denn da gibt es keinen Begriff des Intellektuellen. Sollten in einer funktionalistisch ausgerichteten Kommunikationstheorie gerade die Spezialisten für Kommunikationskompetenz und deren gesellschaftliche Funktionen keinen systematischen Ort haben (vgl. 14-37)? Man wird auf tiefere Gründe gestoßen, etwa den, »daß wir mit dem Begriff des Intellektuellen nur *ein* Phänomen fassen wollen, während es in Wirklichkeit (!), wie das Beispiel Marx zeigen sollte, zwei Phänomene sind. Das eine ist die konstruktive Genialität der Theoriekombinatorik, des Theoriedesigns, der Möglichkeit, Recht und Staat und Wirtschaft und vergangene Zeiten und künftige Zeiten, Klassenstrukturen, Tagesphänomene usw. mit einem Konzept zu beschreiben. Andererseits gibt es das Phänomen des politischen Ausspiels dieser Potenz.« (27f.) Die Verbindung von Wissenschaftlichkeit und politisch eingreifendem Denken im Begriff des Intellektuellen will Luhmann aufbrechen. Eingreifendes Denken, mit Verführung und Unterwerfung konnotiert, wird mit dem ihm korrespondierenden Handeln aus der »Selbstbeschreibung« der Gesellschaft ausgeschlossen (vgl. 29, 34f, 38, 117, 121f.).

Das Prinzip funktionaler Differenzierung, unter dem Luhmann »moderne Gesellschaften« vorstellt, weist dem theoretischen Denken Platz und Perspektive an. Es erzwingt systemspezifische Perspektiven, weshalb »es heute nicht mehr möglich ist, an archimedische Punkte zur Beschreibung des Ganzen zu denken« (165). Daß dieser Punkt, von dem die Welt aus den Angeln zu heben wäre, nicht existiert, sei unbestritten. Doch als Name für das Ganze wirkt 'funktionale Differenzierung' entnennend und apologetisch. Wenn es »innerhalb einer funktionalen Ordnung keine Ranggliederung, keine Transitivität, keinen Vorrang und Nachrang«, sondern »nur verschiedene Perspektiven« geben soll (75) — was Luhmanns materialen Analysen freilich widerspricht —, dann geht dies v.a. gegen Theorien über den Kapitalismus als Gesellschaftsformation oder als Weltsystem. »Die gegenwärtigen Gesellschaften« als »prinzipiell nach Funktionsbereichen« differenzierte seien zwar solche, »die kontinuierlich einen bestimmten Typ von Schichtung reproduzieren«; doch handle es sich »um eine Schichtung ohne Funktion«, da sie »nur die Konsequenz des Operierens der Funktionssysteme« (3) sei. Die Existenz von Klassen wird eingestanden, doch nicht als Funktionsvoraussetzung. Die Struktur funktionaler Differenzierung könne »Konflikte an den Grenzen zwischen den einzelnen Funktionssystemen entstehen lassen« (4), etwa wenn aus politischen Erwägungen Recht nicht vollstreckt wird (vgl. zu Hausbesetzungen: 138).

Diesem Strukturprinzip entsprechend hält Luhmann »den Trend zur Selbstreferenz, zu dem Denken, das die Gesellschaft als ein autonom sich mit sich selbst beschäftigendes, sich selbst über Kommunikation forterzeugendes System sieht, für ein angemessenes Erklärungsniveau — eine Idee, die sowohl den Interventionisten wie den Planungstheoretikern und den Kritikern überall die gleichen Schwierigkeiten macht« (114). Doch werden Rationalität und Problemlösungskapazität der Funktionssysteme im Hinblick auf die aktuellen Weltkrisen skeptisch beurteilt. »Die Möglichkeit des Zusammenbruchs eines monetär aufgeblähten Wirtschaftssystems ... halte ich für ein außerordentlich drängendes Problem, angesichts dessen ich das Plärrn gegen den Kapitalismus als unangemessen betrachte. Für diese Fragen ist das Problem doch nicht, wer Eigentümer der Produktionsmittel ist.« (154) Die Unterstellung, die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse seien unabhängig von den Prozessen

und Wirkungen der globalen Kapitalakkumulation, ist albern. Die Alternativbewegung wird als »der einzige bisher wirksame Versuch« gelobt, »die Gesellschaft nicht mehr bloß vom Kapitalismus her zu sehen, sondern in bezug auf ... die Differenz von Risiko und Gefahr. Hier kommt eine ganz andere Konzeption auf, die mit der Beschreibung der Gesellschaft als funktional differenziert gekoppelt werden kann.« (123f.) Es zeigt die strategische Anlage der Begriffe und die Einsicht Luhmanns in sein eigenes Tun, wenn er erwartet, daß »die Möglichkeit der Orientierung an funktionaler Differenzierung statt an Bürgerlichkeit«, die Übernahme seiner Beschreibung durch die Ökologiebewegung, für diese »dann, politisch, als trojanisches Pferd« (124) wirken werde.

Müssen »neue Forderungen bezüglich der Entwicklungspolitik und Ökologie in die Wirtschaft eingebaut werden — (dann) bei ausreichender Kontinuität des Wirtschaftssystems selbst« (105). Daß Luhmann bei aller Skepsis keine grundlegenden Alternativen ins Auge faßt, markiert die Grenze seiner Suche nach »funktionalen Äquivalenten«. So resultiert als diskursstrategische »Konsequenz, nun schärfer auf die Punkte hinzublicken, in denen die Strukturen eventuell reaktionsfähiger und sensibler gemacht werden können« (106).

Daniel Barben (West-Berlin)

Luhmann, Niklas: Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? Westdeutscher Verlag, Opladen 1986 (275 S., br., 24,80 DM)

»Die Gesellschaft kann sich ökologisch nur selbst gefährden.« (68) Sie ist nicht gefährdet, sie muß sich gefährden: durch »Kommunikation«. Ohne soziale Artikulation des Ökologieproblems wirken Veränderungen der »Umwelt der Gesellschaft« nur als »Rauschen im Kommunikationskanal« — sagen wir: als Beklemmen in der Brust und diffuse Lebensmüdigkeit. Allerdings interessiert Luhmann mehr die Kehrseite der Frage: in welcher Form das Ökologie-Problem artikuliert werden darf, ohne die »moderne Gesellschaft« als System zu gefährden. (Auch das rangiert als »ökologische Gefährdung«!) Ausgangspunkt ist die Frage, »wie die Verarbeitungsfähigkeit der Gesellschaft für Umweltinformationen strukturiert ist« (68). In primitiven Gesellschaften findet Luhmann ritualisierte Reaktionen auf der Grundlage des Tabus. Trotz besserer ökologischer Kenntnisse und besserem technologischem know-how blieb »die semantische Organisation dieses Wissens und dessen Verknüpfung mit motivationaler Steuerung menschlichen Verhaltens einer Sakralsemantik überlassen« (70). Die »moderne Gesellschaft« dagegen sei auf funktionelle Spezialisierung, Ausdifferenzierung verschiedener Funktionssysteme umgestellt. Diese »strukturieren ihre Kommunikation durch einen binären, zweiwertigen Code, der unter dem Gesichtspunkt der jeweiligen Funktion universelle Geltung beansprucht« (75f.) — und die spezifische Resonanzfähigkeit auf das Ökologieproblem begründet. Das Wissenschaftssystem arbeitet mit dem Code wahr/unwahr, das Rechtssystem mit Recht/Unrecht, das Wirtschaftssystem ... beruht auf der Grundlage von Haben/Nicht-Haben »in bezug auf Eigentum und Geld« (76).

»Unter Wirtschaft soll hier die Gesamtheit derjenigen Operationen verstanden werden, die über Geldzahlungen abgewickelt werden. Immer wenn, direkt oder indirekt, Geld involviert ist, ist Wirtschaft involviert ... nicht jedoch bei dem Pumpvorgang, der Öl aus dem Boden holt« (101). Geld haben oder nicht haben, zahlen oder nicht zahlen ist die Seinsfrage der Wirtschaft. Das einzig systemkompatible Programm ist die Sprache der Preise. Entsprechend liegt »der Schlüssel des ökologischen Problems ..., was Wirtschaft betrifft, in der Sprache der Preise. (...) Auf Störungen, die sich nicht in dieser Sprache ausdrücken lassen, kann die Wirtschaft nicht

reagieren — jedenfalls nicht mit der intakten Struktur eines ausdifferenzierten Funktionssystems der Gesellschaft.« (122) Die Programme im Rechtssystem sind Gesetze, Satzungen oder Verträge. Die Grundfiguren des Rechtsdenkens handeln immer um soziale Ordnungsanliegen; alle Regulierung bleibt gesellschaftsintern. Das herrschende Schema des juristischen Umweltdiskurses ist darum eines, das sich gar nicht auf Umwelt bezieht: die Unterscheidung von Freiheitsrechten und Zwangsregulierungen. Als Recht muß sich das Umweltrecht in geläufige Rechtsgebiete (etwa Gewerberecht) einfressen. Als soziales Regulativ bleibt es den Umweltproblemen gegenüber prinzipiell unangemessen. Die Willkürkomponente bei umweltbezogenen Rechtsentscheidungen nimmt entsprechend zu: etwa bei der Festlegung von Grenzwerten, für die die Umwelt keine Kriterien liefert. (»Die Schwellenwerte, die festzulegen sind, finden gerade in der Natur keine sichere Verankerung. Dazu sind ökologische Probleme viel zu komplex«; 144f.)

Nachzutragen ist hier, daß Luhmann auch den Optimismus der Umweltökonomie nicht teilt, die »Sprache der Preise« könne die beste Verteilung von Informationen über die Umwelt begründen. Das ist »eine systeminterne Theorie systeminterner Vorgänge«, die vor allem übersieht, daß die »Entscheidungszentren« des Wirtschaftssystems sich stets an der systeminternen Umwelt, dem Markt, orientieren und »eine gesamtökonomische, auf die Umwelt bezogene Entscheidungsregel nirgendwo Anwendung finden kann« (116f.). Nirgendwo: auch nicht in der Politik. Der Code des politischen Systems besteht in Innehaben- oder Nicht-Innehaben von Machtpositionen. Die Programme schreiben die Parteien, und der Wähler entscheidet, von welcher er regiert werden möchte. Im Unterschied zu anderen Systemen tauchen hier Programmierer auf. Sie dürfen alle möglichen Versprechungen in ihre Programme aufnehmen, solange sie nicht Wählerverluste fürchten müssen. »Das System ermöglicht und begünstigt loose talk.« (225) Von der Politik rührt daher die eigentliche »ökologische Gefährdung der modernen Gesellschaft«. Während sie nur das Mittel einer Einschaltung in das Rechts- und Wirtschaftssystem hat (via Gesetzgebung und Subventionspolitik), damit auf Funktions- und Selbstregulierungsfähigkeit dieser Systeme angewiesen bleibt, schaukelt die Resonanz im politischen System sich hoch zu Vorstellungen einer »Restverantwortung« der Politik. Die »Angstkommunikation« der neuen sozialen Bewegungen (beachte die »Eleganz« der Theorie: mit einem Strich sind Ansätze der alternativen Kultur und eines »anderen Wirtschaftens« verschwunden; Kultur überhaupt kommt nur als Konsumentenentscheidung im Wirtschaftssystem vor) und deren Resonanz in konservativen Versuchen einer »ökologischen Ethik« tragen das ihre dazu bei. So geht Luhmanns Plädoyer — trotz Rechtssprechung und der Sprache der Preise, die beide ja wohl »regelmäßige« Reaktionen wären — dahin, daß die Gesellschaft nur die Möglichkeit hat, »nur in Ausnahmefällen zu reagieren« (220).

Reduktion der Ökonomie auf ein Kommunikationssystem — auf die sozialspezifische Regulierungsform der Stoffwechselprozesse — und Reduktion von Politik auf das, was Poulantzas die politische Bühne nannte, unter Ausblendung des ökonomischen Staatsapparats: das ist die Grundlage der Polemik gegen »Überpolitisierung«. Daß sie von den Niederungen der Umweltpolitik und von Verursachungskomplexen nichts weiß, darf man einer Theorie kaum vorwerfen, die darauf angelegt ist, Begriffe wie »Basis« oder den der »Produktions- und Lebensweise« aus der »Selbstbeschreibung der Gesellschaft« auszuschneiden. Sie darf auch das gesetzliche Verbot von DDT eine rein gesellschaftsinterne Regulierung nennen. Die Theorie der Selbstregulierung der Funktionssysteme greift ein in soziale Kämpfe um die Reichweite der Marktgesetze und den Primat der Politik. Sie kommt aber nicht darüber hinaus, an-

stelle der falschen Vorstellung einer gläsernen Natur (die von »der Gesellschaft« als Subjekt bis auf den Grund »durchschaut« werden könne) systemspezifische Brillen zu verschreiben. Ihr Zynismus tritt um so mehr zutage, als sie von der ökologischen Problematik wirklich beunruhigt ist. Das Umweltproblem ist der Maulwurf auf dem Feld der Systemtheorie.

Kurt Jacobs (West-Berlin)

Bahro, Rudolf: Logik der Rettung. Wer kann die Apokalypse aufhalten? Ein Versuch über die Grundlagen ökologischer Politik. Edition Weitbrecht, Stuttgart, Wien 1987 (530 S., Ln., 48,- DM)

»Die allgemeine Emanzipation ist heute die absolute Notwendigkeit, weil wir ... dem Punkt zueilen, von dem es keine Wiederkehr im Guten mehr gibt«. So Bahro in seiner »Alternative« 1977. Zehn Jahre später fuhr er fort: »Die allgemeine Emanzipation des Menschen wird nur dann zur Beendigung von Herrschaft führen, wenn sie auch eine allgemeine Emanzipation von Selbstsucht, von Habenmüssen wird. Damit aber rückt eine Praxis spiritueller Befreiung in den Mittelpunkt des sozialen Projekts« (470). Hatte der Bahro der »Alternative«-Ost die menschliche Emanzipation historisch-materialistisch gedacht als die Zurücknahme des abstrakten Staatsbürgers durch den individuellen Menschen unter Aufhebung »alle(r) unmenschlichen Lebensbedingungen der heutigen Gesellschaft« (MEW 2, 38) — und damit auch des Privateigentums —, so fordert er in seiner »Alternative«-West eine »Aufklärung nach innen ... , (denn) die Psyche (ist) die Quelle des sozialen Übels« (301, 308). Notwendig sei daher »eine Umorientierung unserer Energien von einer Praxis vornehmlich äußeren zu einer Praxis vornehmlich inneren Handelns« (23). Denn die ökologische Krise »ist vor allem eine Krankheit des menschlichen Geistes, besser gesagt, unserer gesamten Psychodynamik« (104). Die »Logik der Selbstausröttung« als auch die »Logik der Rettung« liege im menschlichen Herz resp. der Seele selbst (vgl. 19, 103). Bahro versucht nun, die innere Linie der beiden Logiken mit der äußeren der Axiome und Prinzipien zu verbinden, ein Konnex von »Spiritualität und Politik« (21f.)

Seine Ursachenanalyse knüpft an Thompsons »Exterminismus«-These an, d.h. charakteristische Tendenzen der Gesellschaften in Ost und West treiben diese in einen objektiven Prozeß der Auslöschung (vgl. *Argument* 127/1981). Im kapitalistischen Industriesystem sieht Bahro das direkte Subjekt des Exterminismus als ein »übergreifender Macht komplex, getrieben von der Kapitaldynamik«. Die darunter liegende Schicht bildet die »europäische Kosmologie«, eine den homo occidentalis prägende extravertierte Grundeinstellung qua homo conquistador (der weiße Imperialismus). Darunter findet sich das »Patriarchat«, das Schisma von Logos und Bios resp. Eros, von Geschichte und Natur, von Geist und Erde. Und schließlich als Basis der Stufenpyramide der Selbstausröttung steht die »conditio humana«, der Sieg des Menschen (Mann und Frau) über das Tier, indem »er sich die Erde untertan macht, (und) sich auf die geistige Seite verlegt« (177). Das Gattungsdilemma sieht Bahro darin, daß uns »das Gehirn als Distanzorgan ... zur mächtigsten besonderen Ursache im Maßstab der ganzen Erdoberfläche und ihrer Atmosphäre (macht)« (196). Eine »Logik der Rettung« bedeute der Aufstieg der *conditio humana* zu einer anderen Bewußtseinsverfassung, »eine Wiederannäherung an den Logos des natürlichen (göttlichen) Bewußtseins, das mit dem menschlichen Bios gegeben ist« (204), eine individuelle Transformation des sich »selbst freimachen müßens, bevor wir eine freie Gesellschaft schaffen wollen« (hier nach Marcuse) ... Der Weg zu einer solchen »Innenweltveränderung« führt über die Meditation hin zu einer »Unsichtbaren Kirche... Sie wirkt allein durch ihre Ausstrahlung, ihre spirituelle Autorität« (494; Bahro assoziiert hier den »Kampfbund der Gleichgesinnten« resp. die Idee der Kommunistischen

Partei; vgl. 466). Eine neue Gemeinschaft von Gläubigen, getragen vom Bild eines »Fürsten der ökologischen Wende als Teil einer neuen Identität in uns allen« (219 u. 325ff.) soll den Auszug aus dem Industriesystem hin zu einer *Ordine Nuovo* auf spirituellem Fundament beschleunigen. Die Ökopax-Bewegung als eine Bewußtseinsbewegung ist dabei »der Prozeß, in dem die Subjektivität der Rettung entsteht« (431).

Bahros spirituelle Konstruktion, das Ganze der Gesellschaft könne zu einer Einheit einer »allumfassenden Bewußtheit (gelangen), in der die Menschen potentiell alle eins sind« (208), erzeugt hier wiederum totalitäre Konsequenzen, kaschiert durch 'ökologische Räte' und eine 'elterlich-liebevolle Regierung'(!)« (466). Hierin liegen auch seine messianischen Hoffnungen in den neuen principe, Michail Gorbatschow, und in die Reform der Kommunistischen Partei (»Führung durch Kommunikationsprozesse«, 360). Seine Kritik an den Implikationen und Prämissen des Industriesystems als bestimmte gesellschaftliche Institution ersetzt sich illusionär durch den Rekurs auf die phantasmagorische Natürlichkeit des Menschen (das Gaia-Konzept, d.h. »der Mensch muß sich statt nur mit seinem Ich mit der ganzen belebten Erde identifizieren und von *dort* denken«, 207 u. 315). Doch jene Rekursinstanz ist nicht minder gesellschaftlich. Spirituell verklärt dient sie eher der politischen Verschleierung und droht sich jeder Kritik zu entziehen. Damit ist jedoch die radikaldemokratische Funktion der grün-ökologischen Bewegung gefährdet, zu einem spirituell-religiösen Fundamentalismus zu regredieren, der sich darin erschöpft, die vergeblichen Selbstverständlichkeiten zu buchstabieren. Hans G. Mittermüller (München)

Rosenblatt, Sabine: Der Osten ist grün? Ökoreportagen aus der DDR, Sowjetunion, Tschechoslowakei, Polen, Ungarn. Mit einem Vorwort von Robert Jungk. Rasch und Röhring Verlag, Hamburg 1986 (235 S., br., 29,80 DM)

Im Juni 1985 erklärte der Sejm, das polnische Parlament, 23 Gebiete als »ökologisch bedroht« und vier als »ökologische Katastrophengebiete«: die Danziger Bucht, das Oberschlesische Industrieviertel, das Kupferbecken von Liegnitz/Glogau und Krakau. Elf von 35 Millionen Polen leben in den »Katastrophengebieten«. »Was die Verschmutzung der Luft und der Atmosphäre angeht«, schrieb 1985 die Regierungszeitung *Rzeczpospolita*, »ist Polen auf den ersten Platz in Europa und sogar der Welt vorgestoßen.« (24) In anderen Bereichen, etwa beim Gewässerschutz, sieht es kaum besser aus. Selbst Warschau verfügte 1985 noch über keine Kläranlagen. Die historischen Baudenkmäler Krakaus, seit Jahrhunderten ein Nationalsymbol, werden heute vom sauren Regen in einem Tempo zerfressen, daß keine Sanierungspolitik mithalten kann. Die Stadt ist das Zentrum der polnischen Ökologiebewegung, die sich im Polnischen ökologischen Klub (PKE) seit 1980 zusammengeschlossen hat. Sie entstand im »Schlepptau der Gewerkschaft Solidarnosc« (14), in Reaktion auf Widersprüche der verschuldeten Industrialisierung der siebziger Jahre. Ansätze der Demokratisierung aber geben den Anstoß. Selbst staatliche Umweltschützer geben zu, daß Solidarnosc der Umweltpolitik sehr geholfen habe. Im Unterschied zu Solidarnosc wurde der PKE auch nach Dezember 1981 weiter geduldet. — In der *Tschechoslowakei* liegt das Hauptproblem in der Energieversorgungsstruktur. »Während der weltweiten Energiekrise Ende der siebziger Jahre versuchte die CSSR sich am eigenen Schopfe aus dem Sumpf zu ziehen, indem sie die unerschwinglich gewordenen Erdölimporte weitgehend drosselte und zum einheimischen Energieträger zurückkehrte — der Braunkohle.« (56) Nordböhmen verwandelte sich noch einmal in eine »frühindustrielle« Landschaft. Während die Bevölkerung mit den besten Lebensmitteln und Zuzugsprämien geködert wird, sind die Forstleute damit beschäftigt, die abgestorbenen Waldflächen notdürftig zu rekultivieren. Sie sollen unter »der Vegetationsdecke«

gehalten werden, bis die Kohlevorräte erschöpft und — der Übergang zur Atomenergie geschafft ist. Damit wird für das Jahr 2000 gerechnet. Geht die Rechnung der Forstleute auf, dann könnte das Erzgebirge 100 Jahre später wieder »normalen« Wald aufweisen. Problem Nummer zwei in der wasserarmen CSSR sind die chemische Industrie und die von ihr geprägte industrialisierte Landwirtschaft. Als Kehrseite der großen Wirtschaftsflächen gibt Rosenblatt hier an, daß infolge der Winderosion »von 1966 bis 1980 ... 140000 Hektar fruchtbaren Ackerlands verloren(gingen)« (84). — Ganz ähnlich liegen die Probleme in der DDR. Seit November 1982 gilt hier die »Anordnung zur Sicherung des Geheimschutzes auf dem Gebiet der Umweltdaten«. Verlässliche Informationen gibt es einzig auf dem Gebiet der Rohstoff-Wiederverwertung, wo die ressourcenarme DDR die weltbesten recycling-Quoten und ein nachahmungswürdiges Sammelsystem vorweisen kann. Ansonsten wird das in den siebziger Jahren noch erwünschte »Bürgerengagement« zu kanalisieren versucht, etwa in der seit 1980 von oben initiierten »Gesellschaft für Natur und Umwelt«. Umweltschutzgruppen unter dem Dach der Kirche gerieten unter Oppositionsverdacht und erhielten entsprechenden Zulauf.

Die im Westen bekannteste Ökologiebewegung findet sich in Ungarn. Der »Duna Kör« (Donau-Kreis) erhielt für den Widerstand gegen das »Gabcikovo-Nagymaros-Staudammprojekt« 1985 den alternativen Nobelpreis. Die Pläne des Gemeinschaftsprojekts der CSSR und Ungarns, das zwei Wasserkraftwerke und die Abholzung der letzten Auwälder an der Donau vorsieht, reichen bis in die fünfziger Jahre zurück. Als das lange verzögerte, auch ökonomisch zwieschlächtige Projekt Anfang der achtziger Jahre an fehlenden Investitionsmitteln und dem wachsenden Widerstand in der Slowakei und in Ungarn zu scheitern droht, greift die österreichische Betreiberin der Donaukraftwerke ein. Sie mußte die Staustufe Hainberg (und die Vernichtung der Auwälder auf Österreichs Seite) nach Widerstand der eigenen Bevölkerung aufgeben und sucht Investitionsmöglichkeiten. Im Mai 1986 wird der österreichisch-ungarische Vertrag über den Bau von Nagymaros unterzeichnet. Finanziert von österreichischen Banken, gehen 70 Prozent der Bauaufträge an österreichische Firmen. Dafür verpflichtet sich Ungarn, ab 1996 zwanzig Jahre Strom an Österreich abzugeben — »und zwar zwanzig Prozent mehr, als Nagymaros produzieren wird« (130). »Duna-Kör-Mitglieder haben für dieses Geschäft einen neuen Begriff geprägt: 'ökologischer Imperialismus'« (ebd.) Die Popularität der Bürgerinitiative hat ihr internen »Richtungsstreit« eingetragen: darf sie zur politischen Bewegung werden, Ansatzpunkte einer Oppositionspartei entwickeln? Nicht ausbleiben konnte, daß der CIA-Sender *Radio Free Europe* sich einzumischen sucht.

Der Stachel des »ökologischen Imperialismus« sitzt nicht nur den Ungarn tief im Fleisch. Devisenmangel und Schuldendienst bei westlichen Banken setzen den Problemlösungsversuchen enge Grenzen, machen die Abnahme westlichen »Wohlstandsmülls« zum Geschäft. Der Trotz gegen die Tendenz, zum »Dritte-Welt-Land« zu werden, ist das eine. Das andere die Überzeugung von der Überlegenheit des Westens. Manchem sozialistischen Umweltpolitiker haben sich die abstrakten Formeln von der Systemspezifik der Umweltprobleme in ihr abstraktes Gegenteil verwandelt. Wurden Fragen einer demokratischen Kontrolle der Technik von Ableitungen des Umweltproblems aus kapitalistischer Raubbautendenz und dem Lob staatlicher Verwaltung verdrängt, so scheint die Überlegenheit der westlichen Umweltschutztechnologie jetzt »einer gesunden Konkurrenz« (75) geschuldet.

Wird die Sowjetunion neue Zeichen setzen können? Mit den jüngeren Meldungen über das Ausmaß der Katastrophen dort kommen andere, in kleinerer Aufmachung zumeist, die Hoffnung machen könnten: die »Rettung« des in den siebziger Jahren

totgeglaubten Baikalsees (149f.) oder die Aussetzung des Projekts, das eine Umleitung sibirischer Flüsse in den wasserarmen und ökologisch bedrohten Süden vorsah — ein Projekt, dessen Gigantismus und vermutliche Folgen der Abholzung der Amazonaswälder kaum nachstünde. Im Unterschied zu den anderen Ländern scheint die Sowjetunion die Mittel zur Problembewältigung aufbringen zu können — Fortschritt der Abrüstungsverhandlungen immer vorausgesetzt. »Interessanterweise findet in der Sowjetunion, wo der Marxismus jahrelang als Ideologie der 'Beherrschung des Menschen über die Natur' fungierte, seit einigen Jahren eine intensive Auseinandersetzung mit dem 'grünen' Marx statt« (186). »Man darf ... gespannt sein, was in dem Planinstrument noch alles steckt, wenn sich 'grünes' Gedankengut mehr durchsetzt.« (189) Z.B. eine Wende der Energiepolitik? Kurt Jacobs (West-Berlin)

Bäuerle, Dietrich: Totalverweigerung als Widerstand. Motivationen, Hilfen, Perspektiven. Fischer Taschenbuch-Verlag, Frankfurt/M. 1988 (139 S., br., 9,80 DM)

Ein Schritt in eine größere politische Öffentlichkeit, die Totalverweigerer oft als exotische Individualisten betrachtet, soll mit diesem Buch getan werden. Bäuerle, der bereits ein Buch über die psychosozialen Probleme von Kriegsdienstverweigerern veröffentlicht hat, unternimmt den Versuch, Motive und Probleme von Totalverweigerern verstehbar zu machen, um jenseits der kleinen Zirkel Gleichgesinnter für Unterstützung zu werben. — Der Versuch ist nicht gelungen. Zu abstrakt und allgemein bleibt die Darstellung, zu oberflächlich referiert sind die antimilitaristische Kritik an Wehrpflicht und Zivildienst, als daß LeserInnen, die sich nicht anderswo schon mit dem Thema beschäftigt haben, nachvollziehen könnten, warum seit einigen Jahren immer mehr junge Männer sich weigern, Anerkennungsverfahren für Kriegsdienstverweigerer zu absolvieren oder einen Zivildienst zu leisten, warum sie Gerichtsverfahren und Gefängnisstrafen in Kauf nehmen. Günstiger wäre es gewesen, einige Totalverweigerer selbst zu Wort kommen zu lassen und individuelle Entwicklungen darzustellen, um so die Motive diskutierbar zu machen.

Aber es handelt sich nicht allein um ein Frage der Darstellung. Bäuerles Vorschlag nämlich, das Problem der Totalverweigerer durch eine eindeutige gesetzliche Trennung von Kriegs- und Zivildienst zu lösen, läßt darauf schließen, daß er deren Kritik erst teilweise verstanden bzw. ihre Konsequenzen noch nicht recht nachvollzogen hat: Totalverweigerer sehen im Zivildienst grundsätzlich einen Teil der allgemeinen Wehrpflicht, eine formale Abkopplung von militärischem Disziplinarrecht und Teilen der »Zivilverteidigung« würde daran wenig ändern. — Bei allem aber verdient Bäuerles Kritik an staatlichen Repressionsmaßnahmen gegen Totalverweigerer und sein Plädoyer für die Einhaltung der Menschenrechte im Umgang mit einer unbequemen Minderheit Unterstützung. Matthias Uecker (Gladbeck)

Erziehungswissenschaft

Treml, Alfred K.: Einführung in die Allgemeine Pädagogik. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1988 (172 S., br., 24,- DM)

Die Erziehungswissenschaft ist einem »dramatischen Reputationszerfall ausgeliefert« (7). Die gesellschaftliche Entwicklung bedroht, so Treml, die Möglichkeit von Zukunft und entzieht damit der Pädagogik »ihren transzendentalen und empirischen Grund, ihre objektive Bedingung, ohne die sie sich nicht zu legitimieren vermag«, denn »Pädagogik ist immer Vorbereitung auf und Inanspruchnahme von Zukunft« (8). Der Autor schließt die rhetorische Frage an, ob es nicht anachronistisch sei, in

dieser Situation eine »Allgemeine Pädagogik« vorzulegen. Seine Antwort: »Allgemeine Pädagogik« als die Teildisziplin der Erziehungswissenschaft, die das »Allgemeine« der Pädagogik zum Thema macht, versucht, Phänomene der Erziehung in einen systematischen Orientierungsrahmen zu stellen. Sie liefert »Orientierungswissen« — und die Krise der Pädagogik und ihres universitären Korrelats »legitimieren ein solches Suchen nach Orientierung« (11).

Treml arbeitet das nach seinem Verständnis »Allgemeine« in drei Schritten heraus: Zunächst behandelt er »Erziehung in der biologischen Evolution«, lokalisiert das Phänomen Erziehung dort, wo es aus der Nichterziehung hervorgeht (26-65). Dann stellt er Erziehung in ihren gesellschaftlichen Zusammenhang (66-120). Im dritten Schritt erörtert er Erziehung in der Ontogenese (121-151). KennerInnen der Kritischen Psychologie werden in diesem »Dreischritt« Ähnlichkeiten mit Holzkamps Aufbau der »Grundlegung der Psychologie« sehen. Sich einem Gegenstand — dem Psychischen oder der Erziehung — in der Abfolge: Phylogenese, gesellschaftlicher Kontext, Ontogenese analytisch zu nähern, ist jedoch kein Ausdruck einer bestimmten philosophischen oder wissenschaftstheoretischen Position; vielmehr können in diesen analytischen Zugang zu einem Untersuchungsobjekt unterschiedliche Voraussetzungen eingehen, die zu unterschiedlichen inhaltlichen Bestimmungen über das Objekt führen.

Im ersten Kapitel entwickelt Treml mit aufwendiger informationstheoretischer Begrifflichkeit triviale Sachverhalte: Lernen ist, ab einem bestimmten Entwicklungsstand von Organismen, notwendig für die Arterhaltung. Menschen als hochentwickelte Organismen kommen ohne Lernen (»Erziehung im weiteren Sinne«) schon gar nicht aus. Vor nun schon geraumer Zeit begannen Menschen, Lernen planmäßig zu betreiben. Neben die »funktionale Erziehung« trat die »intentionale«, die »Erziehung im engeren Sinne«. Sie ist »gleichzeitig Zeitaufwand und Zeitersparnis, und nur weil mehr Zeit gewonnen als verloren wird, hat sich diese 'Erfindung' evolutionär stabilisiert. Sie spart Warte- und Reaktionszeit in einem und ist deshalb eine unverzichtbare Ergänzung funktionaler Erziehungsströme.« (63)

Im zweiten Kapitel beschreibt Treml die Hauptentwicklungslinien der Erziehung von »archaischen Gesellschaften« bis zur »Moderne«: In »archaischen Gesellschaften« ist Erziehung vor allem funktionale (Familien-) Erziehung (Imitation), die ergänzt wird durch intentionale (Stammes-) Erziehung (Initiation). Sie richtet sich an *alle* und zielt auf die *Reproduktion* der sozialen Einheit (68ff.). In »Hochkulturen« tritt neben die funktionale Erziehung die intentionale Erziehung für *wenige* (zukünftige Staatsbedienstete, »Schreiber« im alten Ägypten). Die Reproduktionsfunktion der Erziehung wird ergänzt um die *Selektionsfunktion* (82ff.). In der »Moderne« richtet sich die intentionale Erziehung (potentiell) an *alle*. Sie erhält die Form des schulischen Lernens und erfüllt die Funktionen der Reproduktion, der Selektion und der *Variation* (87ff.). Die Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse, die Entstehung einer neuen Ordnung und mit ihr neuer Erziehungsverhältnisse erfolgt »durch autopoietische, synergetische Prozesse der Musterbildung aus einer Vielzahl von stochastisch auftretenden Einzelelementen.« (77, ähnlich 89)

Das dritte Kapitel über »Erziehung im individuellen Lebenslauf« beginnt mit dem Hinweis auf »pädagogische Verdrängungen« in der »Moderne«: Erziehungstheorien der »Vormoderne« betrachten das *gesamte Leben* als lernende Vorbereitung auf das göttliche Paradies. Dieses »Um-zu-Motiv« der mittelalterlichen Pädagogik wurde in der »Moderne« säkularisiert und auf die *Kindheit und Jugend* verengt, die »präinatale und prämortale« Lebensphase aus der Pädagogik verdrängt (123ff.). »Über Erziehung wird das individuelle Leben in zwei Teile eingeteilt, in eine Erziehungs- und

Lernphase und in eine Anwendungsphase« (130). Kindheit und Jugend erscheinen »als Mangelzustand, bestenfalls als ein Durchgangsstadium«, definiert »durch die Notwendigkeit, erzogen werden zu müssen, lernen zu müssen. Der Erwachsene dagegen definiert seinen Status aus dem Recht, nicht mehr lernen zu müssen« (131f.). Dieses (Selbst-)Bild ist »vom sozialen Wandel überrollt worden«: Die »Um-zu-Logik« wurde zu einem »Wenn-Dann-Verhältnis«: »Wenn du dich anstrengst in der Kindheit und Jugend, dann hast du es als Erwachsener gut!« Lebensläufe werden zu Karrieren (132ff.). Dieses Versprechen setzt allerdings voraus, daß die Mühen der Lernphase durch eine Anwendungsphase »belohnt« werden. Die Garantie dafür schwindet. Vielmehr »infantilisiert« die Notwendigkeit zum lebenslangen Lernen die Erwachsenen (134ff.).

Treml schließt mit einem Abschnitt über »Erziehung in der Postmoderne?«, in dem er sich auseinandersetzt mit dem Verhältnis von jung und alt, Lehren und Lernen, Leben und Lernen, Freiheit und Herrschaft, männlich und weiblich, Überleben und »gutes Leben« (151ff.). Hier wie an vielen anderen Stellen finden sich treffende Beschreibungen, präzise Beobachtungen und originelle Überlegungen. Die Stärke des Buches liegt nicht in der Analyse: Elemente eines Gesellschaftssystems verändern sich, schaffen neue »Systemzustände«, und das Subsystem Erziehung reagiert. Die Menschen sind »Zeugen« solcher Entwicklungen. Für Prognosen über oder gar Eingriffe in Entwicklungsprozesse gibt Treml keine Anhaltspunkte. Pars pro toto: der »soziale Wandel (hat) inzwischen eine Dimension erreicht, die den Verdacht aufkommen läßt, daß die Epoche der Moderne zu Ende geht und wir Zeugen der Geburt einer neuen Phase der sozio-kulturellen Evolution sind. (...) Ob wir tatsächlich Zeugen eines gesellschaftlichen Wandels sind ..., kann man, wenn überhaupt, erst post festum, also nachträglich, sagen. Erst aus der Distanz einer späteren Zeit und einer abstrakten Theorie der sozialen Evolution können wir einmal den Sprung von der Moderne zur Postmoderne bestimmen und seine Folgen für die Erziehung rekonstruieren« (151).

Befremdlich finde ich, daß Treml andere Versuche einer »Allgemeinen Pädagogik«, zum Beispiel Gamm (1979), nicht einmal erwähnt.

Norbert Franck (West-Berlin)

Derbolav, Josef: Grundriß einer Gesamtpädagogik. Hrsg. v. Bruno H. Reifenrath. Diesterweg Verlag, Frankfurt/M. 1987 (332 S., br., 120,- DM)

Der postum erschienene »Grundriß einer Gesamtpädagogik« gilt dem Autor als »systematische Zusammenfassung« seines pädagogischen Denkens (9). Diese Zusammenfassung zeichnet sich jedoch weder durch den Charakter einer didaktisch aufbereiteten Darstellung (wie Derbolav selbst anmerkt) noch durch eine über die bisherigen Veröffentlichungen hinausgehende theoretische Ausarbeitung aus. Gegen jede Berücksichtigung »aktueller Modeströmungen« plädiert Derbolav für »strenge Wissenschaftlichkeit«, die an ihrem Standpunkt festhält, »solange (er) keine zwingende Widerlegung erfährt« (11). Der Terminus »Gesamtpädagogik« bezeichnet die Integration verschiedener Perspektiven auf die pädagogische Praxis, die diese in ihren unterschiedlichen Momenten aufklären. Die Bestimmung der Praxis und ihrer Momente wird damit zum Integrationsfaktor dieser Perspektiven. Die Bestimmung der pädagogischen Praxis und damit des »Komplex(es) pädagogischer Disziplinen, die aus der Selbstreflexion der Erziehungs- und Bildungspraxis hervorgehen« (13) erfolgt dabei mit prinzipientheoretischem Anspruch: Die Gesamtpädagogik will sein eine Prinzipienwissenschaft der pädagogischen Praxis mit Orientierungsfunktion für diese Praxis (233). Die Erneuerung prinzipientheoretischer Selbstgewißheit, also

dessen, was gerade problematisch geworden ist, erlaubt Derbolav die Geschlossenheit des Entwurfs, provoziert aber zugleich Fragen, die sich auf die Problematik der Vorgehensweise richten.

Die »bildungstheoretischen Grundlagen der Gesamtpädagogik« (Kap.I) bestehen aus einer praxeologischen Bestimmung der Pädagogik als gesellschaftstheoretisch abgrenzbarem Praxisbereich sowie einer Angabe dessen, was unter Erziehung und Bildung verstanden werden soll. Die Praxeologie, der beschränkt-heuristische Funktion zugestanden wird (20), formuliert — vor dem Hintergrund der antiken Güterlehre — Teilbereiche gesellschaftlicher Reproduktion, in denen »für eine entwickelte Zivilisation unentbehrliche Aufgaben« bewältigt werden (18). Jeder dieser Teilpraktiken wird eine regulative Idee zugeordnet, die Fehlentwicklungen in der Rationalisierung dieser Praxis zu begreifen erlaubt: so der Pädagogik die Mündigkeit, der Ökonomik die Wohlversorgtheit, der Politik, der zugleich fundierende Funktion für die anderen Praxen zugeschrieben wird, die Ideen der Gerechtigkeit und des Gemeinwohls. Jede gesellschaftliche Teilpraxis orientiert sich damit auf eine bestimmte Idee hin, die man zugleich als Mitte zwischen Extremen wie auch als Orientierungspunkt einer regionalen Ethik ansehen kann. Ein solches heuristisches Modell hat den Vorteil der Autonomisierung des pädagogischen Gegenstandsbereichs, ohne daß Genesis und Geltung pädagogischer Wirklichkeitsentwürfe problematisiert werden müßten.

Vor diesem Hintergrund kann man zu definitorischen Abgrenzungen innerhalb dieses Bereichs schreiten: »Erst die Vermittlung einer *Aufgabe*, die beim Educanden neue Leistungsmöglichkeiten provoziert, hat pädagogischen Charakter« (25); Über- und Unterforderung ebenso wie Repression sind »unpädagogisch« (15f.). Erziehung realisiert sich als Umgang, Bildung als Gespräch, in dem das Versagen des Kindes vor eigenen Ansprüchen zum Ausgangspunkt einer Sinnreflexion wird (28). Solche Bestimmungen setzen sich prinzipientheoretisch über das Problem hinweg, daß Unterscheidungen in 'der' pädagogischen Welt diese erst konstituieren. Die pädagogische Realität ist ein theoretisches Konstrukt: Dem kann man weder durch den heuristischen Entwurf eigener Realitäten, die die Vermittlungsproblematik verschiedener Praxisformen ausgrenzen, noch durch definitorische Abgrenzungen begegnen, die sich der Grenzen ihrer theoretischen Reichweite nicht vergewissern.

Ausgehend vom »pädagogischen Dreieck« gliedert Derbolav die möglichen Perspektiven auf die pädagogische Praxis: Dem Educanden wird die pädagogische Anthropologie (Kap.II), dem Erzieher die pädagogische Ethik (Kap.III) und der Aufgabenstellung die Allgemeine Didaktik und Curriculumtheorie (Kap.IV) zugeordnet. Die Berücksichtigung der sozialen Einbindung pädagogischen Handelns und bildungstheoretischer Eingriffe und Strukturierungen (Kap.V) erweitern dieses Modell.

Die pädagogische Anthropologie definiert den Menschen als »das in Frage und in die (Möglichkeit der) Frage gestellte Wesen« (35) — ein Modell, mit dem Derbolav die naturalistische Theorie des Menschen als Mängelwesen und die idealistische absoluter Selbstbestimmung dialektisch vermitteln will (40). Zudem gibt er einen Stufenaufbau einander überhöhender Gewissensformen an, eine pädagogische Verfassungsgeschichte des Individuums, die von dankbarer Liebe des Säuglings über treuen Gehorsam, verständige Sachlichkeit, Gewissensautonomie und Gerechtigkeit, engagierten Dienst bis hin zur Weisheit des Entsagens führt (48). Die Stufen selbst werden aus Formen altersbedingten pädagogischen Umgangs sowie aus ethisch definierten Möglichkeiten hergeleitet — als Typen, deren Status zwischen Faktizität und Normativität eigentümlich offen bleibt. Die pädagogische Ethik stellt sich dar als potenzierte Verantwortungsethik, als Bereitschaft, die Verantwortung für die selbst-

verantwortlichen Zwecksetzungen beim Educanden zu übernehmen (57). Um den bloßen Formalismus eines solchen Verantwortungskonzepts einzuschränken, werden dem Erzieher inhaltliche Auflagen gemacht: sich an der Gegenwart und der offenen Zukunft des Educanden zu orientieren, ebenso wie am Anspruch der Sache. Da die damit einhergehenden Interpretationsspielräume kaum einzuschränken sind, bleibt als letzter Fixpunkt eine axiomatisch festgesetzte Tugendlehre des Erziehers (61ff.).

Die Erörterung von Allgemeiner Didaktik und Curriculumtheorie zeichnet — ausgehend von einem philosophischen Begriff der Schule — den Gang der Diskussion von der exemplarischen Bildungskonzeption über ihre Kritik durch die Berliner Schule und die Curriculumtheorie nach und verweist auf den Primat der Methode, der Spezifizierung von Inhalten auf den Fragehorizont des Educanden (132). Derbolav plädiert in einer Konzeption der Lehrerbildung für studienintegrierte Praktika (Didaktikum, Klinikum, curriculares Praktikum). Letzter Bezugspunkt für die Aufstellung des Lehrplans bildet die Heuristik der Praxeologie, in der sich die Orientierungsfunktion von Bildung unter Bedingungen technologischen Wandels und demokratisch verfaßter Gemeinwesen spezifizieren läßt.

In einem abschließenden Kapitel problematisiert Derbolav die wissenschaftstheoretische Diskussion der vergangenen Jahrzehnte — ohne allerdings das spezifische Problem pädagogischer Gegenstandskonstitution, die immer mögliche Problematisierung prinzipientheoretischer Klärung von Realität, zu berücksichtigen. Der prinzipientheoretische Zugriff bildet den unproblematisierten Maßstab selbst zur Beurteilung methodischer Herangehensweisen: So stellt für ihn die Tatsache, daß man die Politik auch prinzipientheoretisch, d. h. jenseits konkreter Herrschaftsverhältnisse in ihrer wesensmäßigen Aufgabenstellung betrachten kann, die Grenze einer ideologiekritischen Perspektive auf die Politik dar (287). Unproblematisiert bleibt, daß der prinzipientheoretische Zugriff selbst dem eigenen materialreichen, ein Spektrum der pädagogischen Diskussion repräsentierenden Entwurf Grenzen setzen könnte.

Alfred Schäfer (Köln)

Meier, Urs P.: Pestalozzis Pädagogik der sehenden Liebe. Zur Dialektik von Engagement und Reflexion im Bildungsgeschehen. Verlag Paul Haupt, Bern, Stuttgart 1987 (479 S., br., 70,- DM)

Nach der »sozialwissenschaftlichen Wende« geht es in der heutigen Situation verstärkt wieder darum, »die fundamentalen Aufgaben und Anliegen der Pädagogik« (16f.) zu eruieren. Gesucht werden »integrative pädagogische Konzepte, die sowohl gedankliche Ordnung stiften und Zusammenhänge sichtbar machen als auch das Setzen von Prioritäten erleichtern und ideelle Standortbestimmungen erlauben« (17). Gefordert sind »Erzieher- und Lehrerpersönlichkeiten, deren Handeln echtem pädagogischen Engagement entspringt, die aber auch in der Lage sind, die Ziele, Prinzipien und Auswirkungen ihres Tuns gedanklich zu analysieren und begrifflich zu erfassen« (17). Meier geht davon aus, daß diese Aufgabenstellung von der Erzieherpersönlichkeit Pestalozzi vorbildlich gemeistert wurde: Es gilt daher nicht nur, die »Bewegung seines existenziellen Denkens« (11) nachzuvollziehen, sondern auch die Forderung, daß eine Erziehergeneration »ihn zu leben sucht«. Im Konzept der »sehenden Liebe« sieht Meier für das Werk Pestalozzis den »Kulminationspunkt unermüdlichen Ringens um das Wesen erzieherischen Wirkens und begriffliche(n) Kristallisationskern einer unablässigen Suche nach sprachlicher Erfassung existenziellen Geschehens« (19). Der Begriff der »sehenden Liebe« definiert »die *Bestimmung* des Menschen und, ineins damit, das letzte *Ziel* von Erziehung und Bildung. Sodann umschreibt er das Ideal pädagogischer *Haltung* und das ihr entsprechende pädagogische

Handeln« (20). — Das Konzept der »sehenden Liebe« bildet für Meier nicht nur den zentralen Zugang zum Werk (und Leben) Pestalozzis, sondern gibt zugleich den Bezugspunkt einer dialektischen Gliederung seiner Werkgeschichte ab. Die erste Epoche läßt sich — zentriert und kulminierend in der »Abendstunde« — als Suche nach dem eigenen Standpunkt begreifen: »vom Ethos moralischer Erneuerung zum Pathos von Glaube und Liebe« (20). Ausgangspunkt für Pestalozzi war eine Kritik an den Folgen der Aufklärung (Ordnungs- und Bindungsverlust, Selbstsucht, Künstlichkeit der Subjektwerdung), wobei er »Gottvergessenheit« und den »Verlust der Gottesfurcht« als tiefste Wurzeln des allgemeinen Zivilisationsverderbens ansieht (40ff). Basis der Kritik ist für Meier eine Anthropologie der Liebe, die diese als unauslöschliches und allem anderen vorausliegendes Wesensmoment des Menschen bestimmt (65f.). Gleichzeitig sei diese in der Natur des Menschen durch Gott nur als Seinsmöglichkeit angelegt — als Anspruch (72).

In einer zweiten (antithetischen) Phase, die für Meier drei Jahrzehnte (bis zur Neujaahrsrede von 1809) umfaßt, erfolgt eine Distanzierung nicht von der Anthropologie der Liebe und ihrem religiösen Hintergrund, sondern von der Blindheit des ursprünglichen Konzepts gegenüber realen Zeitumständen. Ausgehend von eigenen biographischen Erfahrungen sowie gegen religiös-mystische Vereinnahmungsversuche des Liebesbegriffs thematisiert Pestalozzi zunächst in »Lienhard und Gertrud« die Gefahren, die »blinder Liebe« drohen: von innen die Unmöglichkeit, das ihr entsprechende Handeln auch gegen Einwände rational begründen zu können, und von außen die Problematik ihrer Ausbeutbarkeit und Instrumentalisierbarkeit. In den »Nachforschungen« erhält daher die Liebe eine Stütze im »sittlichen Willen«. Gegen eine werkausgrenzende Interpretation der kantianisierenden »Nachforschungen« betont Meier den Stellenwert dieses Werkes als notwendiges Durchgangsstadium auf dem Weg zu einem Konzept der »sehenden Liebe« (324f.), in dem sich die emotionale Zuwendung zum Menschen und die kritische Reflexion auf die empirischen Bedingungen ihrer Möglichkeit in einem nicht aufhebbaren Spannungsverhältnis befinden. Sehend wird diese Liebe bezogen auf den göttlichen Ursprung, die Welt als soziale und ökonomische Realität, die Sittlichkeit (die ihr Durchhaltevermögen, Beständigkeit und Treue sichert) und die Erziehung (341f.). »Sehende Liebe« ist kein Konzept, das auf einen »reinen Zustand der Liebe« zielt, wie Meier an der existenzialistischen Interpretation Bachmanns moniert (245), sondern eines, das seine Läuterung durch die Bindung an die realen und widrigen Zeitumstände erhält.

Das Spätwerk Pestalozzis synthetisiert These und Antithese, indem es verstärkt wiederum die religiöse Tiefendimension des Konzepts in den Vordergrund rückt: Der Übergang von der horizontalen Ebene der »sehenden Liebe« gegenüber den Mitmenschen zur vertikalen Ebene der »gläubigen Liebe« ist nach Meier zu verstehen als Abgrenzung Pestalozzis gegenüber einer nur humanistisch-säkularen Verkürzung seines Erziehungsdenkens (308). Abschließend erläutert Meier das Konzept der »sehenden Liebe« an drei Beispielen: Der partnerschaftlichen Liebe, der Liebe zum Neugeborenen und der Nächstenliebe, spezifiziert als Auseinandersetzung mit der Armut (Kap.V).

Wenn man auch die Arbeit Meiers ihrem Anspruch nach als »einen Beitrag zur Entmystifizierung von Pestalozzis Liebesverständnis« (22) lesen kann, so bleibt doch die Frage, ob man »das Bewußtsein einer inneren Verpflichtung gegenüber Pestalozzis pädagogischem Vermächtnis« (21) auch dann teilen kann, wenn man die religiös-metaphysischen Hintergründe, die zugleich der Kritik Grenzen setzen, nicht akzeptiert; wenn man fragt, ob die Dialektik von Engagement und Distanzierung auch ohne solchen Hintergrund — und damit: unter Formulierung eines der Dialektik der Auf-

klärung gerecht werdenden Kritikverständnisses ohne religiös-konservativen Akzent (und Anleihen beim Jargon der Eigentlichkeit) gedacht werden kann. Bezogen auf den Ansatz Pestalozzis verbindet sich damit die Frage, ob nicht auch das Konzept der Kritik in seiner Werkentwicklung entscheidende Änderungen erfahren hat.

Alfred Schäfer (Köln)

Essinger, Helmut, und Onur Bilge Kula: Pädagogik als interkultureller Prozeß. Beiträge zu einer Theorie interkultureller Pädagogik. Migro-Verlag, Felsberg 1987 (122 S., br., 19,80 DM)

Pädagogik und Sozialwissenschaft stehen bezüglich der ausländischen Arbeitskräfte immer noch vor grundlegenden begrifflichen Schwierigkeiten. Die beiden Autoren machen es deutlich, indem sie die unterschiedlichen pädagogischen Ansätze für eine erzieherische Praxis darstellen und kritisieren: den ausländerpädagogischen, den bikulturellen, den multikulturellen und den interkulturellen Ansatz (16ff.). In ihrem Nachwort erklären sie, daß sie den bisher gebrauchten Begriff des »Migranten« durch den des »Immigranten« ersetzen, um sich in einem Akt der Solidarität mit den um ihren Status als Einwanderer kämpfenden Türken zu verbinden (115). Diese sprachlichen Orientierungen sind weit mehr als nur verbale Differenzierungen; sie zeigen an, daß mit der grundlegenden begrifflichen Bestandsaufnahme der »Gegenstand« — nämlich das Schicksal lebendiger Menschen — als Frage an die Humanität einer mitteleuropäischen Kultur gestellt ist. Zudem machen die beiden Autoren deutlich, daß ihnen daran liegt, die Flut von Spezialpädagogiken (Freizeit-, Verkehrs-, Friedens- und Seniorenpädagogik) nicht um eine weitere Variante zu bereichern, sondern vom Kernbereich der Allgemeinen Pädagogik aus zu argumentieren. Die übliche monoethnische und monokulturelle pädagogische Axiomatik soll wirksam aufgebrochen, das pädagogische Denken aus seiner bisherigen Borniertheit befreit werden. Dem sachverständigen Denken dürfte bewußt sein, daß die erziehungswissenschaftliche Argumentation bisher von einem stillschweigend vorausgesetzten Standard mitteleuropäischer Befindlichkeit ausgeht.

Die Verfasser bieten selbst eine Nagelprobe auf die Möglichkeit qualifizierter Kooperation zweier Wissenschaftler unterschiedlicher Nationalität. Essinger, Professor für Pädagogik und interkulturelle Kooperation an der FU Berlin, Kula, Dozent an der türkischen Universität von Adana, beweisen, daß Wissenschaft stets intergenerativ angelegt ist und mittels abgestimmter Methodologien jede Möglichkeit der Forschung offensteht.

Das entscheidende Merkmal dieser interkulturellen Studie liegt in ihrem materialistischen Ansatz. Hier figurieren keine »Gastarbeiter« mehr, wie man sie früher euphemisch umschrieb, sondern Einwanderer, die ihre »Ware Arbeitskraft« unter möglichst einträglichen Bedingungen zu verkaufen trachten und die objektiv dem Gesetz der Ausbeutung unterliegen. Nicht eine soziologische Schichtenbetrachtung wird der Studie zugrundegelegt, sondern die Klassentheorie auf dem Hintergrund bundesrepublikanischer Gesellschaft aktualisiert. Die Autoren arbeiten richtig heraus, welche Ängste in der deutschen Gesellschaft in Hinsicht auf »Überfremdung« vorhanden sind, wie aber auch entschiedene konservative Kräfte von der »Reinhaltung« des deutschen Volkes schwadronieren, über einen Terminus also, der seit unserer Befreiung vom Faschismus endgültig überwunden sein sollte.

Das kleine gehaltvolle Lehrbuch, für das auch eine Übersetzung ins Türkische ansteht, ist uneingeschränkt als politische und kulturelle Lektion anzusprechen. Es enthält den gegenwärtigen Diskussionsstand, referiert die Umstände von Arbeitsimmigranten in ihren verschiedenen sozialen Abstufungen. Folglich werden auch türkische

Intellektuelle als Ärzte, Ingenieure, Künstler und Lehrer in der Bundesrepublik hinsichtlich ihrer integrativen Bedeutung einbezogen. Nicht eingehend thematisiert ist das Problem, wie die dünne türkische Intelligenz in der Bundesrepublik heute mit der Herausforderung zurechtkommt, sich als soziale Dolmetscher ihrer minderbemittelten Landsleute zu verwenden. Liegt es nicht nahe, sich eher den deutschen Kollegen zu empfehlen, ähnlich den wohlhabenden Juden in Deutschland, die sich nach dem Ersten Weltkrieg der einströmenden galizischen Kaftan-Juden schämten und fürchteten, diese mittelalterlich-düsteren Gestalten könnten eher den latenten Antisemitismus verstärken? Darf man von einer bestimmten Generation eine spezifische gesellschaftliche Sensibilität erwarten? — Materialistisch geurteilt, wird letztlich der ökonomische Prozeß die entscheidenden Anpassungsvorgänge für alle zur Folge haben. Der subjektive Faktor in Gestalt progressiver Vermittler dürfte dabei eine sekundäre Funktion übernehmen.

In historischen Exkursen über die Geschichte der Hugenotten sowie des Antisemitismus zeigen die Verfasser auf, daß die Verschmelzung nicht gelingen muß und welche Aufgaben sich aus der Kenntnis früherer habitueller Konflikte für die Gegenwart ergeben. Sie sprechen in diesem Zusammenhang von einer »Gemeinwesenorientierung«, die dem Aufbau eines Immigrantengenottes entgegenwirken soll.

Ihre in den Text summierend bzw. explizierend eingelassenen Thesen sind auch als Programm für eine unabdingbare gesellschaftspolitische Arbeit im Sinne von Aufklärung und Bildung zu verstehen, soll der Begriff Humanität dem Weihrauch von Festrednern entrückt werden.

Hans-Jochen Gamm (Darmstadt)

Lingelbach, Karl-Christoph: Erziehung und Erziehungstheorien im nationalsozialistischen Deutschland. Ursprünge und Wandlungen der 1933-1945 in Deutschland vorherrschenden erziehungstheoretischen Strömungen; ihre politischen Funktionen und ihr Verhältnis zur außerschulischen Erziehungspraxis des »Dritten Reiches«. dipa-Verlag, Frankfurt/M. 1987 (396 S., br., 42,- DM)

Dieses wichtige Buch ist wieder im Buchhandel erhältlich. Wichtig deshalb, weil es eine der differenziertesten Auseinandersetzungen zu dem im Untertitel programmatisch und inhaltlich formulierten Thema im pädagogischen Bereich bietet. Sie (erneut) zu lesen, verschafft oft vernachlässigte Zusammenhänge, gerade auch im Hinblick dessen, was heute »Historikerstreit« genannt wird. Dazu aus dem Nachwort: »Mit gewissem Recht kann man die Phänomene der nationalsozialistischen Erziehung als Übersteigerung bestimmter Entwicklungstendenzen der deutschen Pädagogik erklären.« (247) Der leicht überarbeitete Text, der 1970 erstmals erschien, ist ergänzt durch kleinere Studien oder Zeitschriftenartikel aus den Jahren 1980-84. Letztere nehmen z.T. kritisch Bezug auf die »alte« Arbeit (260) und präzisieren und problematisieren an einzelnen Gegenständen, z.B. der Faschismusforschung, gewisse Schwierigkeiten im Gebrauch von Leitbegriffen. Das läßt sich in einer scheinbar so einfachen Veränderung festhalten wie dem Verzicht auf den »Unbegriff 'faschistische Pädagogik'«, das heißt, daß dann statt dessen »nach den Problemen und Tendenzen pädagogischer Theorie und Praxis unter faschistischer Herrschaft« (269) gefragt werden kann, was harmloser wirkt, aber es nicht ist, weil es weiter ausgreift, Voraussetzungen und Nachwirkungen berücksichtigt und erkennbar macht.

Christian Mürner (Hamburg)

Dick, Lutz van: Oppositionelles Lehrerverhalten 1933-1945. Biographische Berichte über den aufrechten Gang von Lehrerinnen und Lehrern. Juventa Verlag, Weinheim, München 1988 (595 S., br., 59,- DM)

Der Max-Traeger-Stiftung gebührt Dank, daß sie dem Hamburger Sonderschullehrer van Dick ermöglichte, sich durch zweijährige Freistellung vom Schuldienst einem Forschungsvorhaben zu widmen, das weitaus renommiertere Pädagogen unserer Republik seit Jahrzehnten bereits hätten durchführen sollen. Angesichts der ausgedehnten Interessen auf dem Felde der Historiographie der Erziehung ist es um so weniger verständlich, daß der Widerstand von Lehrern während der faschistischen Diktatur nicht mit Hilfe originaler Zeitzeugen untersucht wurde. Van Dick hat diese Unterlassung wahrlich in letzter Stunde korrigiert. Die von ihm aufgesuchten hochbetagten Kolleginnen und Kollegen in der Bundesrepublik oder in den Ländern ihrer Emigration haben ihm bereitwillig Auskunft erteilt, manche erstaunt und befriedigt, daß sich jemand von den nachwachsenden Generationen für ihr damaliges Verhalten interessierte, um es dem Vergessen nicht anheimfallen zu lassen. Bei fast allen Zeitzeugen äußerte sich zudem die Unsicherheit, ob ihre meist nur gering bewerteten Akte der Opposition überhaupt wert seien, im weitesten Sinne zur Chronik des Widerstandes gerechnet zu werden.

Eine solche sozialpsychologische Ausgangslage mußte den Verfasser veranlassen, sein Untersuchungsinstrument besonders sorgfältig auf diese Menschen einzustellen. Er hat sich folglich zunächst in die pädagogische Biographieforschung eingearbeitet, die selbst einen noch jungen Zweig am Baume der Erziehungswissenschaft darstellt, weil die historisch-hermeneutische Methode, die bis zu den sechziger Jahren unbestritten galt, durch den Rückgang auf konkrete Menschen ergänzungsbedürftig blieb. Was dies jedoch für das aktuelle Vorhaben konkret bedeutete, war im einzelnen nicht vorauszusehen. Van Dick hat dafür seine methodologischen Entscheidungen entsprechend variabel halten müssen und es ist ihm gelungen, eine bemerkenswerte Chronik zustandezubringen.

Den Hauptteil der Arbeit stellt die eigentliche Forschungsdokumentation im Volumen von fast 300 Seiten dar. 14 deutsche Lehrerinnen und Lehrer der Jahrgänge 1895 bis 1915 wurden als Zeitzeugen befragt, nachdem zuvor die schwierige Aufgabe gelöst war, deren Spuren überhaupt zu finden, sie als Personen aufzusuchen, da sie bisher in keinem Ehrenbuch verzeichnet sind. Sobald van Dick jedoch die Zugänge eröffnet hatte, war bemerkenswert, daß diese Frauen und Männer den unterschiedlichsten weltanschaulichen und politischen Gruppen angehörten, deren Verhalten er mit dem Begriff des aufrechten Ganges charakterisiert. Damit soll vor allem jede heroische Geste abgewiesen werden, die man diesem Personenkreis etwa unterstellen könnte, daß sie moralisch höherwertig als ihre Umwelt gewesen seien. Als Fazit ergibt sich vielmehr, mit wieviel Angst und Sorge — besonders wegen der Angehörigen oder Freunde — diese zage Opposition versehen war. Doch zeichnete sie etwas Wesentliches aus. Bei ihnen war die eigentümliche Kraft aus der großen bürgerlichen Befreiungsbewegung vom Ende des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts lebendig, den Gedanken der Mitmenschlichkeit — also praktische Humanität — nicht verleugnen zu dürfen. Und so haben sie nur das Selbstverständliche — allen mündigen Personen Zukommende — getan. Sie begannen nicht zu kriechen, sondern sie hielten im Bewußtsein, daß unsere Gattung zum aufrechten Gang bestimmt ist.

Der entscheidende Beitrag für die Historiographie der Schule besteht in der durch van Dick eröffneten Erkenntnis, daß auch unter den Bedingungen institutionalisierter Unterrichts und staatlicher Aufsicht ein Verhalten im offenen Faschismus sich fortführen ließ, das durch den vorauseilenden Gehorsam gegenüber politischen

Machtträgern und das Ausmaß des Opportunismus zwar geschreckt wurde, gleichwohl aber seine Identität wahrte. Hier liegt die diskussionswürdige Problematik des neuen Buches. Warum blieben diese Kollegen in so hohem Maße vereinzelt, wenn es doch offenbar möglich war, sich auch in der Lehrerrolle pädagogisch zu legitimieren, die verordnete Unterrichtsarbeit mit kritischem Abstand zu leisten? Waren es Momente des erzieherischen Kleinbürgertums, die sich dagegen stellten, oder brachte der Sog des Faschismus vielleicht nur Tendenzen der Schulpädagogik klarer zum Ausdruck?

Zu lernen ist aus der Studie, wie breit das Spektrum gegen jeglichen Faschismus sein kann und wie notwendig es ist, es als antifaschistisches Potential zu begreifen. Indem van Dick seinen zweiten Teil nach den »Lebensgeschichten« unter die Überschrift »Geschichte leben« stellt und dabei Orientierungsmuster und Interpretationen aus anderen Zusammenhängen aufbietet, wird die Bildungsfrage radikal gestellt. Was muß für den einzelnen und seine Gruppe bereits wirksam geworden sein, soll er sich in verpflichtenden Traditionen aussagen können?

Diese Frage führt unmittelbar an die gegenwärtige erziehungswissenschaftliche Diskussion heran, ob der Faschismus als Kontinuum oder als Diskontinuum der deutschen Geschichte aufzufassen sei. Van Dicks Versuch einer Antwort ist gut begründet. Es erfüllt mit Genugtuung, daß der Fachbereich Erziehungswissenschaften der Universität Hamburg diese bemerkenswerte Studie als Dissertation angenommen hat.

Hans-Jochen Gamm (Darmstadt)

Werth, Wolfgang: Die Vermittlung von Theorie und Praxis an den Preußischen Pädagogischen Akademien. dipa-Verlag, Frankfurt/M. (387 S., br., 42,- DM)

Der qualitative Ansatz von Werth stellt eine andere, brauchbare Möglichkeit des bildungshistorischen Zugangs dar. Die Untersuchung über die Preußischen Pädagogischen Akademien 1926-1933 nimmt eine Methodologie auf, die erst durch die bundesrepublikanische Diskussion zur Lehrerausbildung seit Ende der sechziger bis Anfang der achtziger Jahre möglich wurde. Die Darstellung der unterschiedlichen politischen Interessen wird deutlich getrennt von den Interessen der politischen und pädagogischen Administration. Das Akademiekonzept als Rekurs auf die Widersprüche der Weimarer Republik ist eines, das nicht nur die altbekannten Vorstellungen vom Scheitern evoziert, sondern auch ganz deutlich die Reformmöglichkeiten in dieser Zeit herausstellt. Der Nebeneffekt der pädagogik-kritischen Untersuchung, nämlich die Legende vom Einfluß Sprangers auf das Akademiekonzept zu korrigieren, ist insofern hoch zu veranschlagen, als der geisteswissenschaftlichen Pädagogik und der an der Erziehungswirklichkeit orientierten Reformpädagogik der zwanziger und dreißiger Jahre zunehmend mit einer praktischen Trennung zwischen pädagogischen Konzepten und politischen Implikaten begegnet wird (vor allem in bezug auf Peter Petersen). Die Dissertation von Werth ist für die Lehrerausbildung auch deshalb von Interesse, weil der Wandel in der ideologischen und begrifflichen Bedeutung von Theorie und Praxis ausgezeichnet belegt ist. Überhaupt lohnt der dokumentarische Anhang eine eingehende Beschäftigung, nicht nur hinsichtlich des überprüf-
baren Bezugs zum systematischen Text.

Michael Daxner (Oldenburg)

Soziale Bewegungen und Politik

Ditfurth, Jutta: Träumen, Kämpfen, Verwirklichen. Kiepenheuer & Witsch, Köln 1988 (335 S. br., 19,80 DM)

Das Buch ist mit Leidenschaft geschrieben. J. Ditfurth ist kämpferisch, ihre Artikel fordern Bilder von Ansprachen auf Marktplätzen heraus, Tausende hören zu, viele wollen etwas tun. Sie klärt eindringlich auf: über den Umfang der radioaktiven Verseuchung, Kapitalinteressen und deren Verflechtung mit politischen Parteien, die Verseuchung des Trinkwassers, Waldsterben, die Unmöglichkeit, mit dieser SPD grüne Politik in Koalition zu betreiben. In einigen Beiträgen werden die Triebkräfte für die weitere Mensch-Natur-Zerstörung sorgfältig recherchiert (z.B. zur Umweltpolitik von Hoechst). Andere fungieren als Gegenöffentlichkeit, in ihnen wird ausgesprochen, was sonst überwiegend verschwiegen wird, und gleichzeitig werden die kulturellen Ereignisse in ihren demokratischen bzw. politischen Zusammenhang gebracht (vgl. den Beitrag zu Jünger). Ditfurth gelingt es, die Lust des Politik-Machens, die auch in der alternativen Presse seit einiger Zeit kaum noch der Rede wert zu sein scheint angesichts der Flügelkämpfe in der grünen Partei, zu vermitteln. Nachahmenswerte phantasievolle Aktionen werden vorgestellt; als z.B. der Goethepreis an E. Jünger vergeben wird, protestieren die Frankfurter Grünen mit einer Gegenveranstaltung, auf der ein Schauspieler unter freiem Himmel Goethe-Texte spricht. »Zum Schutz vor den Behelzten hatten wir ein Schild aufgestellt: 'Bitte nicht stören! Wir lesen Goethe — DIE GRÜNEN im Römer.« (150)

Die politisch-theoretische Folie, auf der gesellschaftliche Wirklichkeiten abgebildet werden, ist jedoch häufig zu schlicht: alles was gegen die außermenschliche Natur und gegen den Menschen ist, wird als »Mythos« entziffert, den es zu entschleiern gilt. Die Herrschenden lenken vom Eigentlichen ab (vgl. 79), sie bilden Mythen, sie verharmlosen, sie verschleiern, um ihre Interessen durchzusetzen. Bei den Herrschenden ist das Schlechte (z.B. Entwicklung der Produktivkraftentwicklung) und bei den Unterdrückten nur seine Bekämpfung, aber keine positiven Vorschläge. Hinterrücks setzt sich eine Sichtweise durch, die Ditfurth nicht meinen kann: Kapital- (und Staats-)Vertreter sehen das Ganze und manipulieren gezielt. Eigentlich wissen sie um die Folgen, sie verraten sie nur nicht. Aber erfordert die Durchsetzung von Partikularinteressen die Kenntnis der gesellschaftlichen? Eine verharmlosende Vorstellung — obwohl sie radikale Züge trägt — gibt Ditfurth auch vom Staat. Sie kennt nur den Gewaltapparat, der alles erledigt: er prügelt, er sorgt für Kriminalisierung, produziert »Mythen«, geht Hand in Hand mit dem Kapital. Eine solche Ansicht müßte ihre konkreten Politikstrategien blockieren, denn z.B. fordert sie, »die sozialen, kulturellen, politischen und wirtschaftlichen Hemmungen gegenüber dem Krieg ... zu verstärken« (34), d.h. sie unterstellt immerhin verschiedene gesellschaftliche Dimensionen, bei denen allerdings undeutlich bleibt, ob sie mit unterschiedlichen Strategien angegangen werden müßten.

Es fehlt Ditfurth ein theoretischer Rahmen, in dem ihre Aufklärungspolitik einen bestimmten Platz einnimmt, aber nicht die ganze Politik bedeutet. Für die Autorin gibt es ein »wir«, das mit der »außerparlamentarischen Bewegung und besonders der Frauenbewegung« Siege errang (14). Dieses Wir scheint mir ganz undogmatisch gemeint, es ist nicht einfach die »grüne Partei«. Aber wer dann, wenn die Bewegungen selbst nicht darin enthalten sind? Die Bewegung der Frauen kommt in dem Buch ganz und gar nicht vor, Ditfurth scheint sie nicht einmal wahrgenommen zu haben, obwohl sie sie nennt: nach der Studentenbewegung kam für sie als »wirksamste(s) und stärkste(s)« politisches Subjekt (240) die Anti-AKW-Bewegung. Frauen kommen

als einzelne vor, z.B. auf einer Tagung, wo »nur drei oder vier Frauen redeten« (237), oder als abtreibende Frauen (315ff.). Die Bedingungen dieses Geschlechts fungieren als Symptom für sehr viel größere Übel, sie sind kleine Beweisstücke für die schlechten Aussichten im Ganzen. Aber als handelnde, politische Ideen entwickeln-de, selbst das Geschehen mitbestimmende Subjekte kommen sie leider nicht vor.

Das Buch erlaubt Einblick in die sogenannten fundamentalpolitischen Schwächen. Die LeserInnen sind stark gefordert, eigene Ideen zu entwickeln, wenn sie z.B. die bornierte Haltung gegenüber den sogenannten realpolitischen Positionen nicht als selbst mitgebautes Gefängnis ertragen wollen. Ditfurth legt den Finger auf jeden Posten, nur zur Prüfung der Rechnung fehlt noch (theoretisches) Handwerkszeug. Letzter Hinweis: Die Autorin hat wunderbare Zitate vor ihre Texte gestellt, u.a. »ökologische« von Marx und Engels, parteikritische von R. Luxemburg, aufklärerische von Dutschke. Dies ist auch eine Möglichkeit, Klassiker zu aktualisieren.

Kornelia Hauser (Bielefeld)

DIE GRÜNEN im Bundestag, AK Frauenpolitik (Hrsg.): Frauen & Ökologie. Gegen den Machbarkeitswahn. Kölner Volksblattverlag, Köln 1987 (226 S., br., 22,- DM)

Das Buch dokumentiert den gleichnamigen Kongreß, der im Oktober 1986, von den grünen Frauen initiiert, in Köln stattfand. Anliegen war es, der Frauenpolitik über die Antidiskriminierungspolitik hinaus neue Dimensionen zu eröffnen, wofür der Zusammenhang zwischen Patriarchat, Naturzerstörung und Dritter Welt zentraler Bezugspunkt sein sollte. Nicht zuletzt durch die in die Vorbereitungszeit des Kongresses fallende Katastrophe von Tschernobyl kulminierte dieser Versuch des Zusammendenkens der verschiedenen Problemfelder jedoch in einer Grundsatzdiskussion über die Strategie der Frauenbefreiung: der Emanzipationslogik wurde die »Öko-Logik« entgegengestellt.

In ihrem Beitrag »Der Fortschritt entläßt seine Tochter« analysieren Angelika Birk und Irene Stoehr die in der Emanzipationslogik enthaltenen anti-ökologischen Prinzipien von Fortschritt, Wachstum, Trennung, Individualisierung und Verrechtlichung. »Frauenemanzipation, verstanden als Angleichung der Frauen an die Männer — wenn auch nur (angeblich) an ihre Lebensbedingungen — trägt außerdem zu jener Symbiose zwischen Fortschritt und Wachstum bei, die für die Geschichte der Industrieländer der letzten 150 Jahre typisch ist.« (62) Um nicht auf die Seite der Naturbeherrscher zu gelangen, fordern die Autorinnen ein neues Emanzipationsverständnis, in dem die Verantwortung für Leben und Umwelt miteinbezogen ist. Dafür sei es notwendig, auch feministische Grundsätze auf ihre patriarchalischen Verstrickungen zu hinterfragen.

Ähnlich wie diese Autorinnen, die in der Forderung nach Abschaffung oder Umverteilung von Hausarbeit eine Entmündigung von Frauen sehen, fordert Veronika Bennhold-Thomsen eine Umorientierung: Weg von der Warenproduktion. In ihrem Aufsatz »Die Ökologiefrage ist eine Frauenfrage« analysiert sie die historische Verbindung von Geldwirtschaft mit Unterdrückung und Ausbeutung von Frauen und Kolonien und leitet daraus einen grundlegenden Widerspruch zwischen der Geldforderung von Frauen und ihrem Wunsch nach einem selbstbestimmten Leben ab. »Im Gegensatz zur herrschenden Ideologie ist Geld also nicht die Voraussetzung für die Befreiung von Frauen aus der sexistischen Kontrolle, sondern es ist im Gegenteil der Garant dafür.« Folgerungen aus dieser Kritik des traditionellen Emanzipationsverständnisses legt Maria Mies in dem Aufsatz »Konturen einer ökofeministischen Gesellschaft« dar. Für den weißen Mann seien Frauen, Natur und Dritte Welt die

wichtigsten »Kolonien«. Es bestehe ein Gewaltverhältnis, innerhalb dessen sich eine »Kolonie« nur auf Kosten einer anderen befreien könne. Mies sieht deshalb im Subsistenzbereich den einzigen realistischen Ansatzpunkt für eine Befreiung, mit der Perspektive, die Produktionsweise in eine »moral economy« umzugestalten. Dies müsse eine regionale Selbstversorgungswirtschaft sein, deren wichtigste Elemente die Anerkennung ethischer Prinzipien, ein anderer Arbeits- und Zeitbegriff und ein reziprokes statt eines herrschaftlichen Verhältnisses zur Natur sind. Notwendigerweise werde sich mit dieser Umgestaltung die internationale Arbeitsteilung verändern. Die Bedingungen seien für eine Aufhebung des patriarchalischen Geschlechterverhältnisses günstig, da die Erhaltung des Lebens auch für Männer zur wichtigsten Aufgabe würde.

Ilse Lenz kritisiert diese Erwartung: »Doch kann Freiheit nicht einfach aus einer Umgestaltung der Ökonomie resultieren, sie ist vielmehr Ergebnis politischer und sozialer Kämpfe und ihre Früchte werden in der relativen Eigenständigkeit der Politik geerntet und festgehalten.« (73) Kritisch sieht Lenz auch, daß durch die Forderung, Subsistenzarbeit solle weiblich bleiben, der »historische Skandal« (72) verdeckt würde, daß die Väter sich aus der Verantwortung gestohlen haben. In ihren Thesen zu »Subsistenzproduktion, Moderne und Freiheit« hält Lenz an der Notwendigkeit von Frauenpolitik im Produktionssektor fest und fordert dazu auf, den Geschlechtsdualismus insgesamt zu überwinden, »das Geschlecht' neu denken« (72).

Elvira Scheich betont die Notwendigkeit, daß eine feministische Technikkritik den Zusammenhang von Naturzerstörung und Frauenunterdrückung vielschichtig begreifen müsse. Weder gebe es die vorbehaltlos gute Technik, noch sei die Übernahme der Gleichsetzung von Frauen mit Leben und Natur ein geeigneter Ausgangspunkt ökologischer Frauenpolitik. Er führe vielmehr zu einer Preisgabe der politischen Verantwortung von Frauen für die eigene Geschichte und Zukunft. Die Andersartigkeit dürfe nicht nur als die bessere Alternative, sondern müsse auch in ihrer Ergänzungsfunktion zum zerstörerischen Männlichen gesehen werden. »Indem sie ihre Rolle als Ausgegrenzte, als Andersartige, als die für das andere, nämlich die Liebe Zuständige, annehmen, erfüllen sie die Bedingungen, unter denen das patriarchalische Wissenschaftssystem funktioniert« (94). »Was kann es unter diesen Umständen bedeuten, vom Ausstieg der Frauen zu reden?« (Ebd.)

Strittige Punkte zwischen den Anhängerinnen von Öko- und Emanzipationslogik werden in einem abgedruckten Streitgespräch, das erst nach dem Kongress stattfand, nochmals aufgegriffen. Bemängelt wird an dem Subsistenzansatz vor allem die mangelnde Handlungsperspektive, die sich in Konsumboykott und -befreiungsbewegung erschöpfe. Das Buch lohnt sich wegen dieser ausführlichen Auseinandersetzung über den »richtigen Weg«, obwohl darüber, wie die Herausgeberinnen einleitend feststellen, der Anspruch, sich mit den Problemen der Frauen in der Dritten Welt zu beschäftigen, zu kurz gekommen ist. Eine Einigung über Widerstandsformen gegen das internationale Patriarchat konnte so nicht erfolgen, und die abgedruckten Berichte über Frauen in Osteuropa (Steffie Engbert) und die Situation auf den Philippinen (Jing Porte) sowie zwei Beiträge von Christa Wichterich über Bevölkerungskontrolle stehen für einen Kongreß, der die Betonung der internationalen Frauensolidarität zum eigentlichen Ausgangspunkt hatte, merkwürdig zusammenhanglos am Rande.

Susanne Kerstin Schmidt (Hamburg)

Randzio-Plath, Christa: Frauenmacht — Ausweg aus der Krise. Bund-Verlag, Köln 1987 (176 S., br., 19,80 DM)

Der kämpferisch-selbstbewußte Titel, der Handlungsvorschläge auf dem theoretisch wie praktisch schwierigen Terrain machtvoller Frauenpolitik ankündigt, fällt ins Auge — zumal wenn es sich wie bei der Hamburger ASF-Vorsitzenden und Vizepräsidentin der Sozialistischen Fraueninternationale um eine Autorin handelt, die sich im zähen Gefüge der politischen Institutionen für Fraueninteressen einsetzt und mit den mühsamen alltäglichen Kleinkämpfen vertraut ist.

Als Problem benennt Randzio-Plath den Skandal, daß Frauen in Entscheidungspositionen von Parteien, Regierungen und Konzernen kaum präsent sind. Im ersten Teil und einem kurzen Anhang führt sie dazu mit Schwerpunkt auf der BRD, jedoch unter Berücksichtigung der internationalen Ebene Zahlenmaterial vor. Zur Problemlösung streitet die Autorin im zweiten Teil für eine Quotierung in den politischen und wirtschaftlichen Interessenvertretungen, die durch organisationsinterne und staatliche Sanktionen verbindlich abgesichert wird. Die Behandlung der juristischen Schritte, die in und von den Parteien getan werden können, um die Quotierung gesetzlich zu verankern, ist der am sorgfältigsten ausgearbeitete Abschnitt. Davor, daneben und dazwischen sind in kurzen Absätzen oder in kleineren Kapiteln Frauenstimmen, Bemerkungen und theoretische Erklärungstückchen meist psychologischer Art eingestreut, die sich zum Verhältnis von Frauen und Macht, zur Notwendigkeit und Eigenart weiblicher Macht, den damit verknüpften Hoffnungen u.ä. äußern. Allein für den Gedanken, daß Frauen zwar nicht die besseren Menschen, in ihrem Denken aber »ganzheitlicher« und »überlebensorientierter« seien, treten so verschiedenartige AutorInnen wie C. Gilligan, F. Capra, H. E. Richter, M. Mitscherlich, H. Lange und S. de Beauvoir als KronzeugInnen auf (vgl. 92, 94). Quellenbelege für die vielen Angaben und Zitate sind eher selten.

Keinen Raum läßt sich Randzio-Plath für eine genauere Prüfung und Begründung der Urteile und Beobachtungen, die sie anführt. Ihre Äußerungen nehmen daher häufig behauptenden oder belehrenden Charakter an, und unversehens gelangt die Autorin selbst zu widersprüchlichen Bestimmungen und Anforderungen, die sie unvermittelt nebeneinander bestehen läßt. Beispielhaft sei genannt, daß sie einerseits enge Sachbezogenheit im politischen Agieren von Frauen als Verhinderung stärkerer Einflußnahme kritisiert (z.B. 79), andererseits aber dieselbe Sachbezogenheit als wesentlichen Vorteil einer von Frauen bestimmten Politik fordert (z.B. 162). Der Machtbegriff, den die Autorin verwendet, bleibt unerläutert, die Frage nach Schaltstellen und Wirkungsweisen gesellschaftlicher Macht taucht nicht auf. Neben der vorrangigen Gleichsetzung von Macht mit politischen bzw. wirtschaftlichen Spitzenpositionen sammeln sich im Laufe des Textes weitere Bestimmungen zum Machtbegriff an. Der theoretischen Leichtfüßigkeit folgen zuweilen komische Effekte: z.B. wenn die Autorin der Überlegung, daß die Nutzung des Wahlrechts Ausübung gesellschaftlicher Macht bedeutet, die Vermutung anschließt, die geringere Wahlbeteiligung der Frauen beruhe auf einer unbewußten Angst vor Machtanwendung (vgl. 11) — ein merkwürdiger Gedankensprung, der zumindest der Explikation bedürfte. Der Erklärungsansatz für die gesellschaftliche Dominanz von Männern bleibt insgesamt recht dünn und weist im wesentlichen die Züge einer Verschwörungstheorie auf: Männer, vereint in »Männerbünden« und »Herrenclubs«, setzen aus Angst vor Einflußnahme von Frauen alles daran, dieselbe zu verhindern. Eine Konsequenz dieser Sichtweise gefällt mir: Randzio-Plath ruft gezielt und engagiert Frauen zur Konfrontation auf. Die Radikalisierung der ASF-Frauen von der Empfehlung unverbindlicher Frauenförderpläne hin zur Quotierungsforderung ist der Lernprozeß, den sie

am deutlichsten hervorhebt. — Der neuen Frauenbewegung fehle es dagegen »noch an jedem Anspruch auf Revolte« (81). Indem die Frauenbewegung das Private zum Politischen erklärt und den »Marsch durch die Institutionen« (80) verweigert habe, habe sie bislang »eine Politik der Ohnmacht betrieben« (78). Zwar möchte die Autorin in ihrem eigenen Konzept, das sie demgegenüber als offensive Machtpolitik herauszustellen sucht, die Frauenbewegung nicht ganz missen, weist ihr darin aber primär eine Betreuungs- und Unterstützungsfunktion für die Teilnehmerinnen am Karrierewettlauf zu. Den informellen Männernetzen in Politik und Wirtschaft sollen »Frauennetzwerke« entgegengestellt werden, die Frauen »beim politischen und beruflichen Einstieg und Aufstieg helfen« (135). Politisches Handeln bleibt so in den institutionalisierten Vertretungsformen lokalisiert. Die Frauenbewegung wird nicht als eigenständige politische Kraft begriffen. Ihre Ziele, Erfahrungen, neuen Ansätze und Erkenntnisse bleiben weitgehend auf der Strecke. Dadurch, daß die Autorin die Frage nach den Formen von Macht einerseits, Herrschaft andererseits und nach einer neuen Politik, die herrschaftsauflösend Macht ausübt, nicht stellt, gerät ihr auch der wichtige Herrschaftszusammenhang von Öffentlich und Privat aus dem Blick. Indem sie den einen Pol gegen den anderen auszuspielen sucht, trägt sie dazu bei, herrschaftsförmige Hierarchien zu befestigen.

Wie eng Randzio-Plath dem SPD-Parteistandpunkt verhaftet bleibt, zeigt sich letztlich auch darin, wie sie die Quotierungsforderung diskutiert. Explizit geht sie auf die Argumente ein, die besonders innerhalb der Organisation gegen die formale Durchsetzbarkeit der Quotierung ins Feld geführt werden. Sehr vage bleibt hingegen, welchen Stellenwert die Quotierung im Rahmen einer längerfristigen feministischen Politik einnehmen kann und mit welchen inhaltlichen Forderungen sie verknüpft werden muß, um über sich selbst hinauszudeuten. Zwar ist sich die Autorin darüber im klaren, daß Quotierung nur ein Instrument, nicht Ziel an sich sein kann (z.B. 118), dies veranlaßt sie jedoch nicht zu einer klärenden Bearbeitung des Problems. Im Vordergrund der inhaltlichen Ziele, deren Durchsetzung sie sich von einer zur Hälfte von Frauen bestimmten Politik erhofft, stehen allgemeine Hinweise auf eine bedürfnisorientierte Politik, die sich etwa durch Abrüstung und umweltschonende Maßnahmen auszeichnet. Weitere Forderungen und Vorschläge, wie z.B. die Einrichtung von Ministerien für Dienstleistungen, die bislang private Versorgungsaufgaben in öffentliche Zuständigkeit überführen sollen (vgl. 151), werden gegen Ende des Buches nur angerissen.

Ich denke, ein systematischeres Vorgehen, das sich entweder die Quotierungsdebatte zum Ausgangspunkt wählt oder die Frauen-Macht-Diskussion entwickelt, wäre sowohl ergiebiger als auch dem Anliegen der Autorin zuträglicher gewesen, Bündnispartnerinnen für die Quotierungsforderung zu gewinnen und zudem die SPD als eine Partei zu präsentieren, mit und in der feministische Politik möglich ist.

Anja Weberling (Hamburg)

Ballhausen, Anne, Uta Brandes, Marva Karrer und Robert Schreiber: Zwischen traditionellem Engagement und neuem Selbstverständnis — weibliche Präsenz in der Öffentlichkeit. Eine empirische Untersuchung zur politischen und sozialen Partizipation von Frauen. B. Kleine Verlag, Bielefeld 1986 (446 S., br., 39,90 DM)

Die Studie des IFG (Institut Frau und Gesellschaft), gefördert vom Bundesministerium für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, befaßt sich mit Verhinderungen und Möglichkeiten politischer Teilhabe von Frauen. Befragt werden Parteien, Gewerkschaften, Wohlfahrtsverbände, Frauenverbände, Vereine/Initiativen/Selbsthilfe-

gruppen und Kirchen in Hannover sowie in diesen Organisationen aktive Frauen in standardisierten und qualitativen Interviews. Gegenstand der Studie ist nicht nur der politische, sondern auch der soziale Bereich, gefaßt als Sozialarbeit bzw. »Dienst am Menschen«. Dies beruht auf zwei Annahmen: zum einen seien Frauen in der Sozialarbeit, die sie im wesentlichen tragen, schon in der Öffentlichkeit, für das Gemeinwesen tätig, so daß der Schritt zu politischer Artikulation gesellschaftlicher Fragen möglich werde. Des weiteren wird die Hoffnung daran geknüpft, daß Frauen das Soziale ins Politische transportieren, wodurch die Politik menschlicher, bedürfnisorientierter werde.

Die Institutionenbefragung ist eine Bestandsaufnahme, die zeigt, daß Politik immer noch eine Männerdomäne ist, aber auch, in welchen Bereichen Frauen Fuß fassen konnten. Die Mitgliedszahlen bewegen sich bei Parteien um 30 % (97), bei Gewerkschaften zwischen 11 und 58 % (104). Insgesamt, auch in sozialen Diensten, sind Frauen nicht entsprechend ihrem Anteil in leitenden Funktionen zu finden, arbeitsteilig leisten sie eher Handlangerdienste. Anders ist ihre Beteiligung an Positionen bei den Grünen und der FDP, in Bewegungen und alternativen Gruppen. In mehreren Einzelgewerkschaften übersteigt der Prozentsatz der Betriebsrätinnen sogar den relativen weiblichen Mitgliederanteil.

Die Verhinderungen sind zahlreich. Da ist einmal die Zuständigkeit für die Familie. Politisch aktive Frauen haben meist keine Kinder unter 18 Jahren. In den qualitativen Interviews wird deutlich, daß fast alle Frauen die Kinder, aber auch den Ehemann in ihre Entscheidung für Aufnahme und Ausmaß politischer und sozialer Aktivitäten einbeziehen. Sie übernehmen Funktionen, wenn die Selbständigkeit des Sohnes gefördert werden muß; sie schränken politische Aufgaben ein, um die Emanzipation der Tochter zu unterstützen; sie ziehen sich aus der Politik zurück, wenn sie meinen, daß die Kinder sie brauchen; sie legen Termine auf Zeiten, in denen der Ehemann nicht zu Hause ist, etc. Familie und Politik werden nicht in einem Ausschließungsverhältnis gelebt, sondern in einen Zusammenhang gebracht, der sich vorrangig am Wohl der Familienmitglieder orientiert. Die politischen Ziele der einzelnen Frauen tauchen in diesem Kontext gar nicht auf — allerdings fragen die Autorinnen auch nicht danach.

Ein weiterer Konfliktbereich ist die Lohnarbeit, auf die bei arbeitsintensiver, aber unbezahlter Politik nicht verzichtet werden kann oder bei Mandaten z.B. verzichtet werden muß. Perspektivlosigkeit im Beruf wird als Grund für den Einstieg in die Politik genannt. Umgekehrt beklagen die Frauen mangelnde Schul- und Berufsausbildung als Verhinderung, politisch effizienter eingreifen zu können. Lernprozesse innerhalb der politischen Arbeit werden fast nur von Gewerkschafterinnen thematisiert. Ein Defizit an Formen für den Erwerb politischer Kompetenzen wird hier offensichtlich. Dennoch wäre ein Fünftel der befragten Frauen bereit, einflußreichere Positionen zu übernehmen.

Immer wieder werden die Männer als diejenigen beschrieben, die Frauen am Politikmachen hindern. Sei es in Organisationen, wo sie den Frauen keine wichtigen Positionen überlassen, sei es als Partner oder Ehemann, der seine Bequemlichkeit einklagt. Das Ziel gleicher politischer Partizipation gerät so zu einem Kampf gegen Männer. Die Frage nach politischen Lösungsvorschlägen wie z.B. Quotierung, deren Notwendigkeit sich durch die Darstellung aufdrängt, bleibt jedoch eine Leerstelle.

Deutlich wird, daß sich mit einer »egalitären Teilhabe der Frauen an ... gesellschaftlicher Öffentlichkeit« (361) neben der Arbeitsteilung in Organisationen der Bereich individueller Reproduktion und die Lohnarbeit verändern müssen. Aus der Klage über Männer wird ersichtlich, daß die Autorinnen eine partnerschaftliche

Aufgabenteilung in der Familie für erstrebenswert halten, die doch gerade nicht politisch erstritten werden kann. Den Schluß, daß eine Arbeitszeitverkürzung notwendig ist, damit tendenziell alle Politik machen können, ziehen sie nicht. Das Problem der Politikzeit, die sich endlos ausdehnt, könnte ebensogut mit einer Forderung nach mehr bezahlten politischen Funktionen beantwortet werden.

Viele Elemente der Kritik der Frauenbewegung an traditioneller Politik werden aufgegriffen: die männliche Stellvertreterpolitik, die Ferne von Alltag, Erfahrungen, Fraueninteressen, die Marginalisierung sozialer Bereiche. Diese sollen jedoch in Delegationsform aufgehoben werden, indem Frauen in Parteien, Gewerkschaften und Verbänden die Hälfte der Positionen einnehmen. Insofern ist die Studie ein Vorstoß zur Modernisierung konservativer Politikformen. Sie regt dazu an, eigene feministische Positionen zu überdenken. Wenn unsere Hoffnung, die Präsenz von Frauen in der Politik würde diese radikal verändern, im Gewand herkömmlicher Politikformen auftritt, sollten wir mißtrauisch werden. Der Gedanke, Frauen würden ihre spezifischen Interessen durchsetzen, beruht auf der Annahme, daß Parteipolitik selbst ein Feld von Interessendurchsetzung ist und nicht auch eines, das Interessengegensätze lebbar macht und Herrschaftsverhältnisse reproduziert.

Eva Stähler (Hamburg)

Ravaioli, Carla: Die beiden Seiten des Lebens. Von der Zeitnot zur Zeitsouveränität? VSA-Verlag, Hamburg 1987 (156 S., br., 24,80 DM)

Die Autorin stellt sich und ihren LeserInnen die Frage, ob es nicht höchste Zeit sei, im Zusammenhang mit den Diskussionen um den Sinn, Nutzen und die Grenzen des wirtschaftlichen Wachstums auch das Verhältnis von Produktion und Reproduktion neu zu ordnen. Ihr Gegenstand ist die aus der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung resultierende ungleiche Bewertung von weiblicher und männlicher Zeit und die unterschiedliche Verteilung von Arbeitszeit auf Männer und Frauen. Die technologische Entwicklung und damit verbunden die Verringerung der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit, »jene große Veränderung, die selbst die vorsichtigeren Beobachter ohne Zögern epochal nennen« (12), sei eine entscheidende Voraussetzung für die Umverteilung von Arbeit und Arbeitszeit und beinhalte eine große Chance zur Überwindung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, ja sogar zur Überwindung des Kapitalismus: »Eine Überwindung ohne traumatische Veränderungen, anders als das traditionelle Revolutionsmodell, eine schrittweise gesellschaftliche Umwandlung, die erfolgt, 'indem sich eine Produktions- und Lebensweise gegen eine andere durchsetzt'.« (Ebd.) Sie ruft vor allem die Linke und die Gewerkschaften, die sie immer noch »dem alten asketischen und repressiven Paradigma der Arbeit als Lebenserfüllung« (69) verhaftet sehen, auf zu einem neuen Verständnis von (Erwerbs-) Arbeit, die mit der technologischen Entwicklung ihren zentralen Stellenwert innerhalb der Gesellschaft verliere. Die Frauen ruft Ravaioli auf, sich in den Prozeß der Entwicklung der neuen Technologien verändernd einzumischen und für den Erhalt menschlicher Kommunikationsstrukturen zu sorgen, da »gerade ihre Besonderheit in der Rolle als 'Produzentin von Personen', ... die hierbei gemachte Erfahrung, die Vertrautheit mit einer Kommunikationsweise, die weit über die Grenzen der verbalen, computerisierbaren Sprache hinausgeht, ... sie befähigt, das ganze Individuum in all seinen Ausdrucksformen miteinzubeziehen« (147). Es gehe um die Erhaltung der analogen gegenüber der digitalen Herangehensweise — wobei Ravaioli eine Gleichsetzung von analog mit weiblichen (d.h. auf Komplexität und Zusammenhänge, insbesondere Beziehungszusammenhänge gerichtet) und digital mit männlichen Eigenschaften (z.B. Logik, Rationalität, Pragmatismus; vgl. 140ff.) vornimmt.

Sie formuliert als Ziel die Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, die sie insbesondere durch eine ungleiche Verteilung von gesellschaftlicher Arbeitszeit vermittelt sieht. Sie plädiert für eine Zeitverteilung, nach der »jeder Arbeitnehmer über ein Quantum Freizeit verfügt, das ihm persönlich die eigene Reproduktion oder zumindest die Erledigung eines Teils der anfallenden reproduktiven Aufgaben ermöglicht, ... eine — vielleicht nicht ausreichende, aber notwendige — Voraussetzung für die Überwindung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung« (59). Um dieses Ziel zu erreichen, schlägt sie den Kampf für drastische allgemeine Arbeitszeitverkürzung und gegen individuelle Flexibilisierungsmaßnahmen vor. Sie kritisiert Teile der Frauenbewegung, die sich in den letzten Jahren zunehmend vom Thema Arbeit/Arbeitsteilung und den damit verbundenen Problemen für die Frauen abgewandt hätten: »Eine die ganze Welt umfassende Utopie ist einer Analyse gewichen, die immer scharfsinniger und raffinierter weibliche Lebensbedingungen untersuchte, die sich schließlich aber nach und nach immer mehr mit peinlichster Sorgfalt auf den 'Hortus conclusus' des Weiblichen beschränkte. Sie beschränkte sich auf eine Sichtweise, die immer mehr auf reine Introspektion reduziert war, in der Art einer narzisstischen Symbiose zwischen Subjekt und Objekt.« (55) Sie stellt sich selbst und allen Frauen statt dessen die Frage, »ob man nicht über eine große 'positive Aktion' nachdenken sollte, die wirklich geeignet ist, die Ursachen für die Diskriminierung von Frauen existenziell anzugehen und zu beseitigen, indem gerade jener 'Faktor Zeit' ins Auge gefaßt wird. Und ich frage mich und stelle die Frage an die Frauen, ob diese große 'positive Aktion' nicht aus einem massenhaften Kampf der Frauen für die allgemeine Arbeitszeitverkürzung bestehen könnte, entsprechend den Möglichkeiten der 'technologischen Revolution'« (153).

Ravaiolis Perspektive ist ein partnerschaftlicher gleichberechtigter Umgang der Geschlechter in Beruf und Familie, die Durchsetzung einer nicht-kapitalistischen Produktions- und Lebensweise und insbesondere die Durchsetzung weiblicher Werte und weiblichen Denkens (in komplexen bereichsübergreifenden Zusammenhängen, vor allem Beziehungszusammenhängen). »(Ich) glaube ..., daß es nur von einer solchen (feministischen, EW) Position aus möglich ist, sich mit jenem unvermeidlichen und unaufhaltsamen, jedoch lenk- und beherrschbaren Ereignis auseinanderzusetzen, wie es die mikroelektronischen Technologien sind. Die Herausforderung an sie muß nicht trotz ihrer Gefahren, sondern gerade wegen ihnen erfolgen. Gerade weil es sich um Gefahren handelt, die aus einem Prozeß von äußerster Begriffsbildung und Abstraktion entspringen, als jüngstes Ereignis der männlichen Kultur, die sich in ihren trockensten und bekanntesten Wesenszügen präsentiert, wird nur eine breite sanfte und erobernde Strömung von 'Weiblichkeit' in der Lage sein, sie zu modifizieren.« (155)

Das Buch enthält eine Fülle von Aspekten zum Problem der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung (Kapitalstrategien, linke und gewerkschaftliche Arbeitspolitik, männliches Unterdrückungsverhalten, Aktivitäten und Beschränkungen auf seiten der Frauen, Arbeitszeitfragen, Automationsprobleme) und bietet einen guten Überblick insbesondere italienischer und französischer Diskussionen zum Thema. Darin liegt m.E. seine Stärke und Schwäche zugleich: Seine Stärke ist der Überblick, seine Schwäche: die einzelnen Themenbereiche und Kapitel stehen relativ unverbunden nebeneinander, eine Verknüpfung ist nur teilweise gelungen und die Reihenfolge der einzelnen Kapitel und Themen ist wenig strukturiert und etwas willkürlich. So wird z.B. nicht deutlich, warum Ravaioli dem Kapitel über die Situation der Frauen im Produktions- und Reproduktionsbereich (24ff.) eine ausführliche Darstellung und Kritik an den Diskussionen und Problemverschiebungen in der Frauenbewegung in

den letzten Jahren (vom Thema Arbeit zum »Hortus conclusus' des Weiblichen«; 55) folgen läßt (42ff.), das mit der Überschrift »Der Faktor Zeit« versehen ist.

Auch wenn ich Ravaiolis Forderungen und Aufforderungen im einzelnen, z. B. daß die Frauen sich in die Kämpfe um die Entwicklung der Arbeit einmischen sollen, daß sie — wie auch die Gewerkschaften — für eine radikale allgemeine Arbeitszeitverkürzung kämpfen sollen usw., überwiegend folgen kann, bleibt für mich unklar, wie Ravaioli sich dies konkret denkt, da sie die Ebene der Appelle selten verläßt.

Ellen Woll (z.Zt. Hattingen)

Gehrke, Claudia (Hrsg.): Frauen und Pornographie. Konkursbuchverlag, Tübingen 1988 (213 S., br., 14,80 DM)

Dieses Buch dürfte nicht eigentlich im Politikteil besprochen werden. Aber das Thema Pornographie wurde so heftig politisiert, daß wir die Besetzung mitmachen. Keine große Zeitschrift in der BRD, kein Rezensent ließ dieses Thema bisher aus, und im Bundestag ist eine Anhörung dazu geplant. Die Initiative der Zeitschrift *Emma* stieß auf eine große Lust, öffentlich zu beichten. Indem jede und jeder sich befragte, was unter dem Thema zu verstehen, kurz, was Pornographie sei, wurde der Gegenstand neu versichert. Männliche Feuilletonschreiber dachten überwiegend an die tatsächlichen pornographischen Produkte einer gut verdienenden Industrie. Frauen — etwa in diesem Buch — befragten sich, ob sie derartige Gedanken hätten. Der Unterschied zwischen den fremd bereitgestellten Gefühlen und denen, die bei Bedarf selbst erzeugt werden, ist nirgendwo diskutiert worden.

Claudia Gehrke gibt in ihrem einführenden Beitrag den Unterschied von Herrschaft und Befreiung auf und führt dafür die Folie langweilige Natürlichkeit und aufregende Erotik ein. »Die Erotik überließ man i. A. dem großen Kapitalismus, der industriellen Porno-Subkultur, den Illustriertenkonzernen« (11). Als erstes Gebot für Frauen gibt sie aus: Partizipation an allem um jeden Preis. So wird z. B. die Sado/Maso-Debatte als »Mode« (26) abgebildet. »Immer mehr Frauen in die Werbung« (24), ist eine weitere ihrer Forderungen. Die Welt löst sich bei dieser Autorin in diverse Spiele auf, deren Erklärung und mehr noch deren Begreifen nicht so wichtig sind wie das »Ausleben«. Diese »alles ist möglich«-Haltung wird schnell gebrochen, wenn es darum geht, sie von anderen Haltungen abzugrenzen. Aus dem »Du kannst« wird ein »Du mußt«, es sei denn, man möchte auf der falschen Seite stehen: »Wer sich derart in der Mode versagt, tut auch das nur aus Abhängigkeit von jenen Männerbildern« (26). Die von ihr erhoffte neue erotische Kultur ist recht klar in dem, was sie sein soll; Gehrke wünscht sich »anstelle von Selbstbefriedigung manchmal kulturell hochstehende und kunstvoll arbeitende Liebesdienerinnen« (29). Cora Stephan kämpft für Sex mit dem anderen Geschlecht. Die »gewaltigen Potenzen der Sexualität« (69) werden gegen das »Androgyn-harmlose« (68) verteidigt. Der Text lebt von der Negativbestimmung dessen, was Sexualität sei, z. B. ist sie nicht: eine »heillose gesunde Sache mit Risikoversicherung« (69). Alice Schwarzer wird von Stephan zur männermordenden Hyäne stilisiert. Das liegt daran, daß Stephan Schwarzer unterstellt, lesbisch zu sein (= männermordend, langweilig, prude, nicht dem Mysterium des Sexus ergeben). Da in mehreren Beiträgen Sex vorkommt als etwas Dunkles, Unbegreifbares, das aber nach Begreifen schreit — und dies scheint mir der Punkt, an dem Verwunderung einsetzen muß —, lesen sich die Beiträge so, als würden diese Frauen auf den einen warten, der entfesselt, was in ihnen existiert. Eine ungeheure Gläubigkeit, daß Befreiung im Sexuellen stattfände, herrscht vor. Die Pornographie-Debatte scheint dies zu intensivieren. Das Schreiben darüber erinnert eher an Tagebücher, nicht an eine Auseinandersetzung über Heterosexualität, Sexualität über-

haupt und ihre humanen Möglichkeiten in den gegebenen inhumanen Verhältnissen. Karin Rick berichtet zynisch und im Grunde vom männlichen Standpunkt, wie Frauen auf Bildern sich Männern zur Verfügung stellen. Sie muß dabei zu den Wörtern greifen, die Männern eigen sind: »Dumme Models« (73), »Frauen, Ärsche und Titten« (75), »nackte Göre« (74). Die sehr ausführliche Beschreibung ihrer eigenen sexuellen Phantasien enthält die Erniedrigung einer Frau durch einen Mann, durch die die mit Willen ausgestattete Autorin den Mann wiederum unterdrücken kann. In eine ähnliche Richtung geht der Beitrag von Adrienne Gochler und Margrit Hauch. Sie fragen sich: »Wie gelingt es, als Frauen eigene Bilder zu schaffen, die unsere Geilheit befördern und widerständig sind gegenüber zensierenden Feministinnen?« (113)

Für mich ist das Unerträglichste an den Artikeln, daß sie alle in der Um-zu-Beziehung, wie sie die Pornographie vorgibt, verbleiben. Um sich ein Gefühl zu verschaffen, kann Pornographisches verwendet werden. Um Lust zu empfinden, sollen Frauen jetzt auch zu Bildern greifen. Und dies, noch bevor sie überhaupt in der Lage waren, ihre Körper aus Fremdbestimmungen zu befreien. Die Um-zu-Bestimmung scheint mir einer Logik zu gehorchen, die profitabel für bestimmte Industrien ist, der Befreiung hingegen überhaupt nichts nützt. Für Frauen war und ist der Leib das wesentliche Mittel ihrer Vergesellschaftung. Sie sind auf ihn zentriert. Diese Zentrierung in pornographischen Darstellungen verdoppelt zu sehen oder mehr noch: in ihren Extremen betrachten zu können, müßte doch ein anderes Verhältnis ergeben als bei Männern, deren Leib zwar auch Mittel sein mag, aber Mittel bleibt und nicht Ausgangs- und Endpunkt aller Tätigkeiten bildet.

Christel Dormagen führt gut in das Thema ein. Sie zieht Psychologen, Soziologen und auch einen Philosophen zu Rate, der ihr antwortet: »Die Frage habe doch Kant schon gelöst« (115). Es gelingt ihr, die unterschiedlichen Herangehensweisen und ihre Lösungen vorzuführen, sie aber auch zu ironisieren. Sie resümiert, daß eine Einheit gestiftet werden soll in der Frauenbewegung und befindet: »Sexualität hat die verfahrenere Realität erklären sollen.« (121) Ulrike Zimmermann hat einen »Beitrag zur Entmystifizierung der Pornographie« geschrieben. Sie beschreibt die Mechanismen von pornographischen Filmen. Für ihre Analyse braucht sie nicht ein einziges Mal die Beschreibung sogenannter pornographischer Szenen. Über die Debatte urteilt sie: »daß sie mit den Mitteln der Hysterisierung arbeitet, wo zum Schluß keine vielfältige Diskussion mehr möglich ist, sondern nur ein massenhysterischer Ruf nach einem Gesetz.« (135) Das, was Gehrke in ihrem Beitrag für nicht mehr diskussionswürdig befindet, sieht Zimmermann eher im Zentrum, wie z.B. den »in Mode gekommenen Obszönitätszwang« (142). Gerburg Treusch-Dieter verarbeitet mit dem Handwerkszeug von Foucault das Thema: »Indem wir für die Befreiung von etwas Klage führen ..., bleiben wir in dem Maß auf Gesetz und Verbot fixiert, wie uns entgeht, daß die Anklage dessen, was wir negieren, die Wissensmacht der Lebensproduktion auf den Plan ruft. Noch während wir uns befreien, werden wir von ihren Disziplinarmechanismen besetzt. Daß wir selbst es sind, die sie produzieren, bleibt auf Grund des Ineinandergreifens beider Machtstrategien verdeckt.« (179)

Treusch-Dieter ist die einzige Autorin, die das Ineinandergreifen von vorgeführten sexuellen Szenen und ihrer Realität in Frage stellt. Sie bezweifelt u.a. die allgegenwärtige Macht der Männer, die aus einem Porno kommend Schwestern, Freundinnen, Mütter usw. unter denselben Aspekten ansehen wie die zuvor erniedrigt dargestellte Frau. Damit ist auch die lineare Verbindung unterbrochen, die zwischen dem definierenden Mann und der sich verhaltenden Frau in den anderen Beiträgen zu bestehen scheint. Die Wirklichkeit hängt in diesem Beitrag von dem konkreten Tun der Frauen ab. Durch ein Anti-Porno-Gesetz erhielte eine Frau ihre »unverletzliche,

unantastbare Würde zurück als Wert, der nichts weiter als die Bewertung oder das rechtsstaatliche Urteil über den gesellschaftlichen Stellenwert ihres Sexes ist.« (187)
Kornelia Hauser (Bielefeld)

Ökonomie

Welz, Stefan: Vom Börsencrash zur Wirtschaftskrise. Hintergründe, Gefahren, Auswege. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1988 (165 S., br., 14,80 DM)

Welz analysiert die Hintergründe des Börsenkrachs vom letzten Herbst. Er meint, daß auf den »Crash« durchaus eine »Große Weltwirtschaftskrise«, ähnlich der Krise in den dreißiger Jahren, folgen könne, und zwar schon in den nächsten zwei oder drei Jahren. Er untersucht zunächst die Wirtschaftsentwicklung seit 1982, vor allem in der Bundesrepublik und in den USA. Im Zentrum steht die Herausbildung einer sog. Nachfragelücke. Verantwortlich für die Depression seien nicht etwa zu hohe, sondern zu niedrige Löhne. Die Gewinne seien auf Kosten der Löhne gestiegen, die Unternehmer hätten sich ein größeres Stück vom Kuchen angeeignet als früher. Tatsächlich sind — nach Abzug der Inflationsrate — die Gewinne nach 1982 stark, die Masseneinkommen dagegen nur unwesentlich gestiegen. Daher fehle für einen Teil der Produktion die Inlandsnachfrage. Die Folgen dieser Nachfragelücke seien durch die konservative Wirtschaftspolitik, betonten Sparkurs und verstärkte Exportorientierung, verschlimmert worden.

In einem Exkurs beschreibt Welz einen weiteren Krisenfaktor: die von den USA ausgehende, historisch beispiellose Hochzinspolitik seit Anfang der achtziger Jahre. Die US-Regierung konnte ihre wachsenden Defizite nur noch finanzieren, indem sie ihren privaten Kreditgebern immer höhere Zinsen zahlte. Die anderen Länder waren zu einer ähnlichen Zinspolitik gezwungen, um den Kapitalabfluß in die USA zu begrenzen. Zwar trug diese Politik des teuren Geldes zur Eindämmung der Inflation bei, die hohen Zinsen machten aber auch »produktive« Investitionen unrentabel und reine Finanzinvestitionen attraktiver als zuvor.

Wie kam es zum Börsenkrach? Die Spekulation — gerade auf den internationalen Aktienmärkten — wurde für die Kapitalanleger immer verlockender; die Aktienkurse kletterten binnen weniger Jahre ins Astronomische. Der anhaltende Börsenboom hatte in kurzer Zeit jeden Bezug zur »realen«, nämlich insgesamt recht bescheidenen Wirtschaftsentwicklung verloren. Während die Aktienkurse explodierten, blieben die Gewinne aus der Produktion, also auch die Dividenden, lachhaft niedrig im Vergleich zu den bei der Aktienspekulation möglichen Kursgewinnen. Der »Crash« vom 19. Oktober 1987 bedeutete das Ende des spekulativen Booms. Die Verluste trafen vor allem kleine private Aktienbesitzer; Banken und institutionelle Großanleger (Pensionsfonds, Investmentfonds, Versicherungen) wurden bisher leichter als erwartet damit fertig. Vermutlich werden die Aktienkurse noch weiter fallen. Allerdings bringt Welz keine schlüssigen Argumente für seine These vor, der Crash von 1987 werde ähnlich katastrophale Auswirkungen auf die Weltwirtschaft haben wie der Börsenkrach am »Schwarzen Freitag« im Oktober 1929.

Seltsamerweise bleibt die bereits seit 1973/74 andauernde strukturelle Krise der Weltwirtschaft, vor deren Hintergrund sich die Aufschwungphase nach 1982 abspielt, fast gänzlich außer Betracht. Auch der Zusammenhang der sich jetzt abzeichnenden Rezession mit dieser langfristigen strukturellen Krise wird nicht näher untersucht. An verschiedenen Stellen zeigt Welz Parallelen zwischen den Jahren 1924-29 und 1982-87 auf. Die Schlüsse, die er daraus zieht, können freilich nicht überzeugen.

Er vergleicht nämlich die Prosperität *vor* der Großen Krise von 1929ff. mit einer Prosperitätsphase *innerhalb* einer nun schon bald fünfzehn Jahre anhaltenden Krise. Entsprechend sind auch die Börsenkräche 1929 und 1987 ganz unterschiedlich zu bewerten. Auch institutionelle Veränderungen, namentlich die mittlerweile etablierte faktische Garantie der kapitalistischen Industriestaaten für die Stabilität ihres privaten Bankensystems, machen einen Zusammenbruch des nationalen und internationalen Finanzsystems wie 1929ff. heute sehr unwahrscheinlich.

Der Schlußteil skizziert Vorschläge zur Krisenüberwindung, die sich in vielem mit Vorstellungen des linken Flügels des DGB, der SPD und der Grünen decken. Zentrales Moment ist nach Welzk die Schließung der Nachfragerücke mittels Umverteilung von den Gewinnen zu den Löhnen. Er zeigt, daß eine solche Umverteilung auch im Blick auf die internationale Konkurrenz durchaus vertretbar wäre — bei den Lohnstückkosten, der entscheidenden Größe, liegt die BRD weit unter dem Niveau ihrer wichtigen Konkurrenten. Der Staat müsse eine aktive Konjunkturpolitik betreiben. Eine Zunahme der Staatsverschuldung und eine leichte Inflation — gewöhnlich Begleiterscheinungen einer expansiven Finanzpolitik — seien akzeptabler als andauernde Massenarbeitslosigkeit und Stagnation. Notwendig seien Zinssenkungen, eine andere Steuerreform — zu Lasten der Gewinneinkommen — und Beschäftigungsprogramme. Vor allem im Umweltbereich könne durch gesetzliche Auflagen und Kontrollen ein regelrechter Investitionsschub ausgelöst werden. Die vielfältigen politischen und ökonomischen Reaktionsmöglichkeiten der Kapitalseite übergeht Welzk ein wenig naiv, wie er auch über die Konfliktscheu der Gewerkschaften und erst recht der SPD hinweggeht. Das Problem, wie eine solche Politik in einem weltmarktabhängigen Land wie der BRD im nationalen Alleingang erfolgreich betrieben werden könnte, bleibt außer Betracht.

Winfried Roth (West-Berlin)

Schmid-Schönbein, Thomas, Johannes Schneider, Winfried Vogt und Ulrich Wittmann (Hrsg.): Ökonomie und Gesellschaft. Jahrbuch 5. Keynesische Fragen im Lichte der Neoklassik. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1987 (309 S., br., 58,- DM)

Es ist bekannt, daß die herrschende ökonomische Theorie die Instabilitäten kapitalistischer Marktwirtschaften nicht aus deren immanenten Gesetzmäßigkeiten zu erklären versucht, sondern auf exogene Schocks oder auf das marktinkonforme Verhalten der Wirtschaftssubjekte zurückführt. Es war und ist diese — manchmal schon frappierend anmutende — Ignoranz gegenüber den realen Krisentendenzen, die immer wieder Anlaß zur Kritik bot. Auch in jüngerer Zeit rüsten wieder einige Ökonomen zum Sturm auf die Bastionen neoklassischer Orthodoxie. Kennzeichnend für einen Teil dieser Kritiker ist, daß an der Neoklassik als Methode festgehalten wird, um die Intentionen der Keyneschen (und zum Teil auch Marxschen) Analyse, den Nachweis endogener Instabilität und die Existenz unfreiwilliger Arbeitslosigkeit in kapitalistischen Marktwirtschaften, auf einer mikrotheoretisch gesicherten Grundlage einzulösen. In der BRD zählt die sog. Regensburger Schule um Winfried Vogt zu den prononciertesten Repräsentanten dieser »aufgeklärten Neoklassik«. Das vorliegende Jahrbuch, das unter Federführung dieser Gruppe herausgegeben wird, bringt im Editorial eine zuge-spitzte Beschreibung dieses Theorieprogramms. Es basiert auf zwei Prämissen (9f.):

(1) Ausgangspunkt der ökonomischen Analyse sind Individuen, die untereinander in Konkurrenz stehen und sich rational verhalten (Individualismus).

(2) Ziel der ökonomischen Analyse ist der Nachweis stationärer Zustände, welche sich dadurch auszeichnen, daß kein Individuum mehr durch neue Preis- oder Mengenangebote seine Situation verbessern kann (Gleichgewichtsanalyse).

In der Tat gehen alle Autoren von diesen Prämissen aus. Dabei schließt nach ihrer Ansicht die postulierte Gleichgewichtsorientierung ökonomischer Analysen keineswegs zwingend die Annahme der Marktträumung ein. Nichtträumung sei mit Gleichgewicht durchaus vereinbar, wenn man unter diesem allgemein die Kompatibilität von Aktionen der Marktteilnehmer *im Rahmen vorgegebener Beschränkungen* versteht (vgl. den Beitrag von Hahn). Ebenso wenig impliziere die dem Individualismus zugrundeliegende Annahme individuellen Rationalverhaltens, daß das Handeln der Marktteilnehmer unter der Bedingung vollständiger Information erfolgt. Unvollkommenheit und Asymmetrie (der Verteilung) der Information seien nicht nur denkbar, sondern geradezu konstitutiv für eine Marktwirtschaft mit privatdezentralen Entscheidungsstrukturen. Vor allem in der Aufgabe des Axioms perfekter Information (über die aktuellen und zukünftigen Systemzustände), mithin in der Berücksichtigung von Erwartungen und Unsicherheit — eine analytische Öffnung, die zugleich die Einbeziehung regulierender Institutionen wie z. B. des (in der Neoklassik auf einen bloßen numeraire reduzierten) Geldes erfordert — glaubt die »aufgeklärte Neoklassik«, sich von ihrem orthodoxen Pendant, der neowalrasianischen Theorie des allgemeinen Gleichgewichts, hinreichend abgrenzen zu können — obwohl diese ebenso wie jene von den methodologischen Prämissen individualistischer und gleichgewichtsorientierter Analyse ausgeht. Gestützt auf dasselbe methodische Fundament, aber mit inhaltlich abweichenden Annahmen operierend (vgl. 166ff.), soll eine »Verallgemeinerung der orthodoxen neoklassischen Theorie« (10f.) erreicht werden: das von dieser postulierte Vollbeschäftigungsgleichgewicht stellt nur einen möglichen Zustand der Marktwirtschaft dar, ein anderer, dem das Hauptinteresse gilt, ist das Gleichgewicht bei unfreiwilliger Arbeitslosigkeit, das sogenannte Keynesische Unterbeschäftigungsgleichgewicht.

Eine geschlossene theoretische Konzeption wird der Leser allerdings vergeblich suchen. Allenfalls Mosaiksteine liegen bisher vor. Ein Beispiel ist die von Clemenz diskutierte Effizienzloohnhypothese (vgl. 49ff.): Da die Unternehmen weder bei noch nach der Einstellung von Arbeitern genaue Kenntnisse über deren Arbeits- und Leistungswillen haben (unvollkommene oder asymmetrische Information), werden sie zur Vermeidung von kostentreibendem »Schlendrian« und zwecks Reduzierung unproduktiver Kontrollkosten versuchen, das Verhältnis zwischen arbeitsmotivierender Lohnzahlung und Arbeitsleistung zu minimieren. Herrscht nun aber bei diesem *minimalen Effizienzlohn* — man spricht auch vom *firmenoptimalen Lohnsatz* — ein Überschußangebot auf dem Arbeitsmarkt, sind die Unternehmen nicht bereit, eine Lohnsenkung zu akzeptieren, da dies eine rentabilitätsmindernde Erhöhung des Effizienzlohns bedeuten würde. Die Effizienzloohnhypothese vermag also eine mikrotheoretisch fundierte Erklärung für die Starrheit des (Real-)Lohnniveaus und damit für die Existenz unfreiwilliger Arbeitslosigkeit zu liefern. Indes hat Clemenz selbst Zweifel, ob es den in dieser Hypothese behaupteten Typ von Arbeitslosigkeit in der Realität tatsächlich gibt (vgl. 77). Diese Zweifel sind nicht grundlos, denn man kann die Idee der Effizienzloohnhypothese auch umkehren, indem Arbeitslosigkeit (auf Grund ihrer Disziplinierungswirkung) als *Voraussetzung* eines »firmenoptimalen Lohnsatzes« gefaßt wird. Diese Sicht liegt dem in der Tradition von Marx und Kalecki formulierten Konzept einer gleichgewichtskonformen Mindestarbeitslosigkeit im Kapitalismus zugrunde.

Die vor allem von Schneider kritisch hervorgehobene Tatsache, daß eine kohärente neoklassische Begründung »Keynescher Arbeitslosigkeit« bisher nicht gelungen ist, gibt Anlaß zur kritischen Hinterfragung der erwähnten Prämissen des Theorieprogramms der »aufgeklärten Neoklassik«.

(1) So richtig das methodologische Postulat ist, ökonomische — auch und gerade makroökonomische — Analyse mikrotheoretisch zu fundieren, so zweifelhaft ist die *Art der Mikroökonomisierung* durch die Neoklassik. Ihr methodischer Individualismus vermag die den Subjekten vorausgesetzten »objektiven« Strukturen ebenso wenig zu erfassen wie die marktvermittelte gegenseitige Beeinflussung der Handlungen der wirtschaftlichen Akteure. Deutlich zeigt sich dies daran, daß auch die »aufgeklärte Neoklassik« stabile Nutzen- und Produktionsfunktionen als Basis der individuellen Entscheidungen zugrundelegt.

(2) Infolgedessen bleibt die Preisgabe der orthodoxen Annahme vollkommener Information relativ bedeutungslos. Eine Alternative bietet Keynes' Konzept der *Unsicherheit*, das aus mikrotheoretischer Sicht die von Marx betonte Präponderanz überindividueller Strukturen in einer warenproduzierenden Ökonomie reflektiert: die fehlende Kontrolle des gesamtwirtschaftlichen Systemzusammenhangs durch die Individuen stellt sich diesen diffus als Ungewißheit der Zukunft dar. Diese Unsicherheit ist zugleich ein Grund für die in der realen Marktwirtschaft fehlende totale Flexibilität der Preise, weil erst (zumindest temporär) fixe Preise überhaupt sinnvolle Planungen und Entscheidungen der Marktteilnehmer ermöglichen.

(3) Schließlich muß auch die Gleichgewichtsorientierung der ökonomischen Analyse problematisiert werden. Zwar ist Gleichgewicht — im Sinne einer Konstellation, in der die Aktionen der ökonomischen Handlungsträger kompatibel sind — als Bezugspunkt ökonomischer Theoriebildung unverzichtbar. Neben der Explikation der Gleichgewichtsbedingungen ist aber vor allem die Untersuchung der Mechanismen von Bedeutung, die zum Gleichgewicht führen. Eine derartige Analyse kann nicht allein »stationäre Zustände« (10) betrachten, sondern muß dynamische Prozesse modellieren. Dies erfordert zum einen eine Theorie des ökonomischen Verhaltens im Ungleichgewicht, zum anderen bedarf es begründeter Annahmen über die Wirksamkeit und zeitliche Dauer marktwirtschaftlicher Stabilisierungsmechanismen (so auch de Gijssel/Schneider/Vogt; vgl. 243). Letzteres ist insofern von zentraler Bedeutung, als weder Krise noch Gleichgewicht den Regelfall kapitalistischer Ökonomie bilden.

Es bleibt abzuwarten, ob die »aufgeklärte Neoklassik« ihre Erklärungsziele einzulösen vermag. Zweifel sind angebracht. Sie stellen m. E. einen ausreichenden Grund dar, den »imperialistischen« Anspruch der »Regensburger« zurückzuweisen, daß die Neoklassik wegen ihrer angeblichen Überlegenheit über Ansätze in der Marxschen und/oder Keynes'schen Tradition als *methodisches* Fundament kritischer Kapitalismusanalyse unverzichtbar sei.

Michael Stanger (West-Berlin)

Milios, Jean: Kapitalistische Entwicklung, Nationalstaat und Imperialismus — Der Fall Griechenland. Verlag Kritiki, Athen 1988 (336 S., Ln., 60,- DM)

Milios untersucht die kapitalistische Entwicklung Griechenlands seit der nationalbürgerlichen Revolution von 1821/27 unter besonderer Berücksichtigung der Periode nach dem Zweiten Weltkrieg. Für einen griechischen Marxisten ist dieses Vorhaben mit einer schweren Hypothek belastet: Er hat sich mit der Abhängigkeitstheorie auseinanderzusetzen, die in Griechenland sowohl von der Schule des Monopolkapitalismus und des staatsmonopolistischen Kapitalismus als auch von der neomarxistischen Strömung (Weltkapitalismustheorie) vertreten wird. Trotz ihrer unterschiedlichen theoretischen Prämissen kommen beide Schulen zum selben Ergebnis: die Entwicklung des griechischen Kapitalismus wird als »abhängige Entwicklung« begriffen.

Der Autor, der die marxistische Theoriezeitschrift »Thesen« herausgibt, will den

vorherrschenden Abhängigkeitsansatz begrifflich und empirisch einer Kritik unterziehen. Sein Gegenstand sind zunächst die klassischen und die neomarxistischen Imperialismustheorien, um die Prämissen der traditionellen und der dependenztheoretischen Analyse sowie deren Genese aufzudecken und aus der Kritik beider Schulen die eigene Position zu entwickeln. Im zweiten Schritt stellt er die historischen Bedingungen der Entstehung des griechischen Staates und des griechischen Kapitalismus dar. Die bis Anfang des 19. Jahrhunderts herrschende quasi-asiatische Produktionsweise und der Prozeß ihrer Auflösung im Zuge der Entwicklung des Handels- und Reederkapitals, der Manufakturproduktion und der vom Handelskapital vermittelten und von diesem auch abhängigen Formen der einfachen Warenproduktion auf dem Lande werden beschrieben. Milios zeigt auch die mit dieser Entwicklung einhergehenden politischen und ideologischen Umwälzungen: das Aufkommen einer bürgerlichen politischen Macht. Er analysiert die ökonomischen, sozialen und politischen Verhältnisse im neugriechischen Staat und die Rolle des Staates sowie des internationalistischen griechischen Handels- und Reederkapitals im Blick auf die Form der kapitalistischen Entwicklung. Nach der Darstellung des Übergangs zum Industriekapitalismus (1870-1909) werden die expansionistisch-imperialistische Periode des griechischen Kapitals (1909-1922) und die anschließende Periode der nationalstaatlichen Hegemonie (1922-1940) beschrieben. Auf der Grundlage dieser theoretischen und historischen Untersuchung belegt Milios, daß die ökonomische Entwicklung Griechenlands, dessen Wachstumsraten in den sechziger und siebziger Jahren gemeinsam mit denen Japans und Spaniens zu den höchsten unter den OECD-Ländern zählten, nach dem Zweiten Weltkrieg nicht als »abhängige«, sondern als »nachholende« Entwicklung zu interpretieren ist. Diese These wird auch durch einen Vergleich wichtiger Indikatoren der Kapitalakkumulation Griechenlands mit den entsprechenden Indikatoren von vier EG-Ländern (Großbritannien, Frankreich, Italien und BRD) bestätigt.

Das Buch zeichnet sich dadurch aus, daß der Verfasser verschiedene Theorieentwicklungen innerhalb des internationalen Marxismus für die Untersuchung der kapitalistischen Entwicklung Griechenlands fruchtbar macht. Neben den klassischen Imperialismustheorien haben in seiner Arbeit vor allem die (französische und bundesdeutsche) Weltmarkt- und Staatsdiskussion der letzten Jahre zu neuen Einsichten geführt.

Theodoros Paraskevopoulos (Athen)

Berichtigung

Zu Argument 170, S.588, 2.Abs., 6.Z. (Rezension *Dietschreit/Heinze-Dietschreit: Hans Magnus Enzensberger*): »Daß ... die Gespräche mit Goethe von Biedermann stammen (98), ist neu ...«. Der Rezensent bittet uns um den Hinweis, daß die *Gespräche mit Goethe* von Biedermann stammen, und entschuldigt sich für sein Versehen.

Verfasser/innen

A: =Arbeitsgebiete; V: =Veröffentlichungen M: =Mitgliedschaften

Anders, Günther: siehe *Argument* 167

Andersen, Arne, 1951; Dr.phil., wiss. Mitarb. an der Forschungs- und Bildungsstätte zur Geschichte der Arbeiterbewegung im Lande Bremen. V: *Risikoperzeption im Industrialisierungszeitalter.* In: Archiv für Sozialgeschichte (1988), *KPD in Bremen in der Weltwirtschaftskrise* (1987). A: Geschichte der Arbeiterbewegung, Technik- und Umweltgeschichte

Andresen, Sünne: siehe *Argument* 167

Armanski, Gerhard, 1942; Dr.rer.pol., Priv.Doz., freiberufl. Sozialwissenschaftler und Schriftsteller. V: *Wir Geisterfahrer e.V. Lust und Last am Automobil* (1986); *Die kostbarsten Tage des Jahres. Tourismus, Ursachen, Formen, Folgen* (1986); *Politische Ästhetik von Kriegerdenkmälern* (1988).

Barben, Daniel, 1961; Studium der Soziologie an der FU Berlin. A: Systemtheorie

Böhme, Gernot, 1937; Dr.phil., Prof. f. Philosophie an der TH Darmstadt. V: *Der Typ Sokrates* (1988); *Philosophieren mit Kant* (1986); *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* (21987). A: Naturphilosophie, Ästhetik, philos. Anthropologie, klass. Philosophie

Bus, Annette, 1958; M.A., Consulting historian, »The Tenement Museum«, New York City & Associate editor, Institute für Adv. Cultural Studies, Washington DC (USA). A: Feminismus, »Immigrant Women's movement« im 19. Jahrhundert

Clark, Carolyn M., 1944; Ph.D., Prof. für Anthropologie an der Universität von Kalifornien in Santa Cruz. V: *Land and Food, Women and Power.* In: Journal of the International African Institute 80/4 (1980), *The Achievement of Virginity: Sexual Morality among the Kikuyu of Kenya* (i.Dr.) A: Sexualität; die Bedeutung struktureller gesellschaftlicher Veränderungen Afrikas für das Leben der afrikanischen Frauen

Creydt, Meinhard, 1957; Dipl.-Soziologe, Einzelfallhelfer im Psychiatrie-Bereich. V: *Psychopharmaka — Chemie für die Seele,* in: Berliner Theologische Zeitschrift 4/2 (1987); *Die (Selbst-)Absorption kritischer Öffentlichkeit.* In: D. Hirschfeld u.a. (Hrsg.): *Antinomien der Öffentlichkeit* (1989). A: An die Kritik der Polit. Ökonomie anschließfähige Psycho- und Kulturtheorie

Daxner, Michael: siehe *Argument* 171

Demirović, Alex, 1952; Dr.phil. V: *Jenseits der Ästhetik. Zur diskursiven Ordnung der marxistischen Ästhetik* (1982); *Philosophie und Staat,* in: *Argument* 152; Nicos Poulantzas — Eine kritische Auseinandersetzung (1988). A: Staats-, Kulturtheorie

Franck, Norbert: siehe *Argument* 167

Freter, Hans-Jürgen, 1951; Dipl.-Soz., wiss. Mitarb. am Inst. f. Soziologie der FU Berlin. V: *Early retirement and work after retirement. Implications for the structure of the work society* (Mitautor, 1988). A: Soziologie des Alterns, Ruhestand, Biographieforschung

Gamm, Hans-Jochen: siehe *Argument* 167

Grätzmann, Antje, 1961; Studium der Germanistik, Politologie und Philosophie an der FU Berlin

Haraway, Donna J., 1944; Ph.D., Prof. f. Biologie an der Univ. of California, Santa Cruz. V: *Klasse, Rasse, Geschlecht als Objekte der Wissenschaft,* in: *Argument* 132 (1982), *Primateology is Politics by Other Means: Women's Place is in the Jungle* (1986); *Geschlecht, Gender, Genre: Sexualpolitik eines Wortes,* in: K. Hauser (Hrsg.), *Viele Orte, überall?* (1987). A: Geschichte der Biologie, Feminismus

Haug, Frigga: siehe *Argument* 170

Hauser, Kornelia: siehe *Argument* 167

Hirschfeld, Uwe, 1956; Dipl.-Soz.päd., Doktorand, Lehrauftrag in Sozialwesen an der GH Kassel. V: *Kultur und Revolution in der »Ästhetik des Widerstands« von Peter Weiss* (1984). A: Kulturtheorie, Erziehungswissenschaft. M: GEW

Hitler, Ronald, 1950; Dr.phil., Wiss. Mitarb. am Forschungsinst. f. Soziologie der Univ. zu Köln. V: *Sinnwelten* (1988). A: Wissens- und Kultursociologie, politische Soziologie. M: DGS

Hoffmann, Alexandra; 1965; Studium der Politischen Wiss. an der FU Berlin

Jacobs, Kurt, 1956; Studium der Philosophie an der FU Berlin. A: Marxismus und Ökologie

Jansen, Mechthild, 1952; Dipl.-Sozialwissenschaftlerin, freie Publizistin. V: *Halbe-Halbe. Der Streit um die Quotierung* (Hrsg., 1986); *Frauenwiderspruch. Alltag und Politik* (Hrsg., 1987). A: Frauenpolitik, Außen- und Sicherheitspolitik, Parteien

Jehle, Peter: siehe *Argument* 170

Konersmann, Ralf: siehe *Argument* 167

Manandise, Esmeralda, 1957; Ph.D., Computerlinguistin im Bereich maschinelle Übersetzung. V: *Evidence from Basque for a new Theory of Grammar* (1988). A: Syntax

Mittermüller, Hans G., 1954; M.A., Freier Journalist. V: *Ideologie und Theorie der Ökologiebewegung. Zur Konzeption einer »ökologischen Philosophie«* (1987). A: Marxismus, (Ökologische) Philosophie

Mürner, Christian, 1948; Dr.phil. (Behinderten-Pädagogik). V: *Normalität und Behinderung* (1982); *Die Pädagogik von Heinrich Hanselmann* (1985). M: Pädagogik, Behindertenpädagogik, Semiotik, Kunst

Oeser, Hans-Christian: siehe *Argument* 170

Paraskevopoulos, Theodor, 1946; Dipl.-Volkswirt

Rink, Steffen, 1965; Studium der Politikwissenschaft, Volkswirtschaft- und Religionswissenschaft in Marburg, Mitarb. v. *Spirito — Zeitschr. f. Religionswissenschaft. V: Zwischen den Zeiten. Das New Age in der Diskussion* (Mithrsg., 1988). A: Gesellschafts- und Religionstheorien, neue religiöse Bewegungen

Roth, Winfried, 1952; Dipl.-Volkswirt, freier Journalist. V: *Orlando Wardones: »Mensch, du lebst noch!« Ein Chilene erzählt* (Hrsg., 1989). A: Politik, Wirtschaft, Kulturgeschichte

Schäfer, Alfred, 1951; Dr.paed., Bildungsreferent/Priv.Do. an der Hochschule Lüneburg. V: *Systemtheorie und Pädagogik* (1983); *Aufklärung und Verdinglichung* (1988). A: Allgemeine Pädagogik, Bildungstheorie, Sozialisierungstheorie, Erziehungsphilosophie

Schmidt, Susanne Kerstin: siehe *Argument* 169

Sölle, Dorothee, 1929; lebt in Hamburg als Schriftstellerin und hat seit 1975 eine Professur am Union Theological Seminary, New York. V: *Im Hause des Menschenfressers* (1980); *Anfragen feministischer Theologie*, in: *Argument* 129 (1981); *Aufrüstung tötet auch ohne Krieg* (1982); *Christentum und Postmarxismus*, in: *Argument* 156 (1986); *Frauen in Nicaragua*, in: *Argument* 159 (1986)

Stäbler, Eva, 1955; Mitarbeiterin im Argument-Verlag, Mitglied der Argument-Frauenredaktion. V: *Subjekt Frau*, AS 117 (Mitautorin, 1985); *Staat und Küche*, AS 180 (Mitautorin, 1988). A: Frauen/Politik, M: GEW, Feministische Universität Hamburg

Stanger, Michael, 1953, Dr.rer.pol., Lehrbeauftragter an der FU Berlin. V: *Alternative Wirtschaftspolitik jenseits des Keynesianismus* (Mitautor, 1983). A: Politische Ökonomie; EDV/Systemanalyse. M: ÖTV

Treeck, Werner van: siehe *Argument* 167

Uecker, Matthias: siehe *Argument* 168

Wallmannsberger, Josef, 1961; Mag.phil., Univ.Ass. am Inst. f. Anglistik der Univ. Innsbruck. V: *English-German Contrastive Linguistics* (Mithrsg., 1987); *Sprachkritik und -krise: Symbolische Revolten marginalisierter Gruppen* (1988). A: Englische Sprachwissenschaft; Diskurstheorie; Semiotik

Weberling, Anja, 1965; Studium der Geschichte und Psychologie

Wolf, Frieder O.: siehe *Argument* 167

Woll, Ellen, 1946; Dipl.-Sozialökonomin, Bildungsreferentin an der DGB-Bundesschule Hattingen; Argument-Frauenredaktion. V: *Frauen \ Männer \ Computer*, AS 151 (Mitautorin, 1987); *Politik der Frauen*, AS 180 (Mitautorin, 1988). A: Automation und Geschlechterverhältnisse. M: ÖTV

blätter *der* **IZ3v**

Kommune
FORUM DER FÜRBEREITUNG DER O-ENTWICKLUNG

153'88

Kultur

Nichts ist in der Fremde exotischer als das Fremde selbst — Europäischer Exotismus als Form der Kulturrezeption

J.Horlemann: Der einseitige Dialog — Ökonomische Bedingungen diktieren den Kulturaustausch

U.Pollmann: Da-da-da für alle! Auswärtige Kulturpolitik der BRD

W.Frommlet: Kaum O-Töne im Radio — afrikanische Erzähltradition und neue Medien

P.Strack: »Karfreitag in San José« — Über die zweite Kolonialisierung der Religion im bolivianischen Tiefland

Ch.Opeker: Capoeira zwischen Kampf und Tanz

Berichte

Ist die Revolution mit Sankara gestorben? Burkina Faso ein Jahr nach dem Umsturz

Iran: Giftmüll: Das tödliche Geschäft

IWF Nachlese

11'88

Kommune-Thema

B.Ulrich: Keine Experimente!? Schnapsideen zum Torkeln der Bewegungen

Magazin

Th.Hartmann: Algerien: Ende des Mythos
 R.Riha: Jugoslawien: Zwei Reformmodelle — noch kein Ausweg
 H.Lutz: Japans Umweltpolitik

Zur Zeit

H.Calderón: Chile nach dem Plebiszit
 K.Voy: Vom klassischen Konjunkturzyklus zum fünften Kondratieff?
 R.Mohr: Die Europa-Vision
 R.Wagner: Notizen zur rumänischen Entwicklung
 R.Fücks/E.Weber: Lettische Irritationen
 E.Köhler: Porträt der slowenischen Reformbewegung

Schwerpunkt

P.Ingrao: Volkssouveränität und die Krise der repräsentativen Demokratie (II)

Dokumentation

S.Michalkiewicz: Souveränität der Nation

Kultur

W.Pauli: RAF und Literatur
 E.Köhler: Zdenek Mlynář und »Das Ende des Prager Frühlings«
 K.Hauser: Über die blindmachende Liebe zu Männern — und einige Folgen für die Frauenforschung
 U.Ackermann: Frauen — Männer — Geschlechter — Forschung?

6. Jg. 1988

Einzelheft 5 DM, Jahresabo 40 DM. Aktion Dritte Welt e.V., Informationszentrum Dritte Welt, Postfach 5328, 7800 Freiburg i.Br.

Redaktion: M.Ackermann, G.Heinemann, M.Ibrahim-Knobe, J.Schmierer. — Monatszeitschrift. — Einzelheft 6 DM, Jahresabo 66 DM. — Kommune, Mainzer Landstraße 147, 6000 Frankfurt II. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postfach II 11 62, 6000 Frankfurt II

**Die Neue
Gesellschaft
Frankfurter
Hefte**
Zeitschrift für Demokratie
und Sozialismus

10'88

Europa

K.Hänsch: Die europäische Linke und die Einigung Europas

S.Papcke: Auf der Suche nach »Europäität«

P.Bender: Berlin in der Mitte Europas

H.Herr/A.Westphal: Wirtschaftsmacht EG? Die Weiterentwicklung des Europäischen Währungssystems

O.Reinhold: Zu Egon Bahrs Buch »Zum europäischen Frieden«

Th.Meyer/M.Müller: Neuer Individualismus und Solidarität

J.Egyptien: Ernst Fischers autobiographische Schriften

H.Glaser: Die Folgen der technischen Veränderungen für das Verhältnis Kultur und Gesellschaft

U.Rosenbaum: DKP und Perestrojka

K.Kühne: Die Ökonomie der Umgestaltung. Zu Aganbegians Buch »Perestrojka - Die doppelte Herausforderung«

S.Engelmann: Die israelische Linke und die Intifada

W.Motzkau-Valeton: Zum 4. August 1914

W.Hiller: Internationale Gewerkschaftsarbeit in der Praxis

K.Bloemer: Um Polens Identität

EG-Entwicklungspolitik

U.Holtz: Bilanz und Perspektiven aus deutscher Sicht

H.-J.Smula: Ein Beitrag zur Friedenssicherung?

35. Jg. 1988

Hrsg. für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Holger Börner, Walter Dirks, Eugen Kogon †, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel, Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl †, Hans Schumacher (verantwortl.). - Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 zzgl. Versand; Jahrsabo 66,- DM zzgl. Versand. - Verlag Neue Gesellschaft, Postfach 20 13 52, 5300 Bonn 2

Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie
und sozialistische Politik



71'88

Ein Markt und viele Welten

D.Booth: Marxismus und Entwicklungssoziologie

K.Hübner: Flexibilisierung des monetären Weltmarkts

V.Pillay: Der Börsenkrach und sein Nachspiel

B.Töpfer: Argentinien: hausgemachte Verschuldung?

N.Liebert: Lösungen der Schuldenkrise?

M.Gastells: Hochtechnologie und Weltmarktentwicklung

H.Gerstenberger: Zu Anthony Giddens' »Konstitution der Gesellschaft«

72'88

Marxismus ohne Marx

M.Heinrich: Zum Transformationsproblem

K.Müller: Analytischer Marxismus

J.Cartelier/M.de Vroey: Der Regulationsansatz — ein neues Paradigma?

K.Betz: »Kapital« und Geldkeynesianismus

R.Rojas: Marx' Bio-Rhythmus

E.Altvater: Zur Kritik des angebotspolitischen Keynesianismus

F.Bardelle: Historische Ökologie

18. Jg. 1987

Hrsg. v. d. Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. — Redaktion: E.Altvater, H.Gansfmann, M.Heinrich, K.Hübner, B.Mahnkopf (geschäftsführend). — Erscheint mit 4 Nummern im Jahr. Einzelheft 16 DM, Jahrsabo 52 DM — Verlagsadresse: Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Str. 98, 1000 Berlin 30. — Redaktionsadresse: Postfach 100 529, 1000 Berlin 10.

psychosozial

Zeitschrift für Analyse,
Prävention und Therapie
psychosozialer Konflikte
und Krankheiten

35'88

Psychoökologie

J.Willi: Der Begriff der »sozialen Nische«
und seine Anwendung in der psychiatrischen
Praxis

F.Tretter: Humanökologie - ein Forschungs-
ansatz und Handlungsansatz im Umgang mit
Mensch - Umwelt - Beziehungen

J.Bösch: Nachbarschaftshilfe-Förderung in
der Stadt

S.Rothlin: Der Aufbau einer Vermittlungs-
stelle für Nachbarschaftshilfe

B.Rehberger: Gesunder Lebensraum Vorarl-
berg. Ein Beispiel gemeindenaher Präven-
tion

M.Zumtobel: Gemeindeorientierte Präven-
tion als Motivations- und Organisations-
prozess

P.Meyer-Fehr: Soziale Benachteiligung und
Gesundheit von Immigranten

F.Tretter: Altern, Umwelt und Gesundheit
ganzheitlich betrachtet: Wege zu einer öko-
logisch-systemischen Perspektive in der ge-
riatrischen Praxis

M.B.Buchholz: Die »Antifamilien-Famili-
en«: Neue Konfliktzumutungen an alterna-
tive Lebensformen

R.Köcher: Die Deutsche Familie der Nach-
kriegszeit

M.Budowski/M.Winiger: Die religiösen
Gruppierungen wuchern: Ein Signal für die
Demokratie

rote blätter

10'88

Titel

M.Confurius: Angst vor Neuem Denken?
Über ein neues Unwohlsein bei Linken

Stellungnahmen zum MSB-Leitantrag

F.Deppe: Krise der Arbeiterbewegung

M.Plümacher: Epoche der Revolutionen
vorbei? 200 Jahre Französische Revolution
(IMSF-Jahrbuch)

Hochschule

Zukunft der Hochschulen: WRK und Wis-
senschaftsrat geraten aneinander?

Politik

Friedensbewegung ratlos? Interview mit
Mechtild Jansen

Dubček — der frühe Gorbatschow? Serie
Teil III

M.Rittmeier: Draculas Erbe? Zur Lage in
Rumänien.

Ch.Hollmann: Frauenhutz in Memmingen

Leben

Neue Filme

Peter-Weiss-Kongress

Manchester-Musik

18. Jg. 1988

Hrsg. von H.Becker, D.Beckmann, I.Fetscher, H.Frie-
drich, A.Köhl, A.Overbeck, H.-E.Richter, H.Strutzka,
A.Uchtenhagen, E.Ulich, J.Willi, H.-J.Wirth. — Erscheint
viermal im Jahr. Einzelheft 18 DM, Jahresabo 58 DM zzgl.
Versand. — Psychologie Verlags Union, Postfach 1120, 6940
Weinheim. — Redaktionsanschrift: Friedrichstraße 35, 6300
Gießen

Herausgeber: Bundesvorstand des MSB Spartakus. — Re-
daktion: Manfred Confurius (verantwortlich), Vera Kissel,
Michael Rittmeier (Gestaltung). — Erscheint monatlich
(außer März und August). — Einzelheft 2,50 DM, Jahres-
abo 24 DM. — Redaktionsanschrift: rote blätter, Postfach
2006, 5300 Bonn 2, Telefon (0228) 22 20 54. — Verlag:
Plambeck & Co, Xantener Str. 7, 4040 Neuß



tendenzen

Zeitschrift für engagierte Kunst

43'88

Berichte

M. Buttgereit: Kurswende? Bericht vom Bundesparteitag der SPD

P. Pelinka: Auf dem Weg zur progressiven Institution. 2. Sommerwerkstatt Steyr

Lafontaine-Debatte

S. Krüger: Wider den wirtschaftspolitischen Defätismus

Dokumentation

Langweilige Bekenntnisse zu einer illusionslosen Bestandsaufnahme. Zur Situation und Strategie der Grünen

Sport - Politik - Umwelt

P. Klein: Sport als kommunale Pflichtaufgabe? Grundsatzgedanken zur kommunalen Sportpolitik der SPD

J. Zimmer: Sport und Umwelt — zwei linke Stiefel?

B. Boschert: Sport im Kontext der Arbeitswelt. Zu Geschichte und Aktualität einer wichtigen Diskussion

F. Heidenreich: Frauen und Macht im Arbeitersport. Über Geschlechterverhältnisse in einer proletarischen Massenorganisation vor 1933

Brecht

S. Kebir: Ist das Volk -tümlich?

S.v. Ingersleben: Boxen bei Brecht

Faschismusforschung

K. Schilde: Zwangsarbeit im deutschen Faschismus. Ein Literaturbericht

II. Jg. 1988

Hrsg.: Detlev Albers, Heinz Albrecht, Katrin Fuchs, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Ursula Pausch-Gruber, Olaf Scholz, Klaus Thüsing, Kurt Wand, Klaus-Peter Wolf, Burkhard Zimmermann. — Redaktion: J. Blume, J. Günther, F. Heidenreich, S.v. Ingersleben, M. Karnatz, D. Scholz, A. Wehr, H.-W. Weizen, A. Westphal. — spw erscheint 1988 in 6 Heften, Jahresumfang 576 S. — Einzelheft: 9,50, Jahresabo 7,50,- DM zzgl. Vers. Bestellungen: spw-Vertrieb, Graefestr. 71, D-1000 Berlin 61

164'88

Faschismus - Verfolgung - Widerstand

E. Antoni: Wer »gewinnt die Zukunft«? Faschismus, Verfolgung, Widerstand in der Kunst - und die »kulturelle Hegemonie«

U. Weitz: Braune Bilderräuber im Fuchsbau. Wie die Kunstsammlung von Eduard Fuchs geplündert wurde

G. Sprigath: Bilder vom Selbstbewusstsein. Beckmanns »Versuchung« und Picassos »Guernica«

R. Hiepe: An die Nachgeborenen. Dem neunzigjährigen Meister Otto Herrmann

Ernst Antoni: Uns fest im Auge. Die Bilder des Theodor Kempkes

T.v. Brentano: Buchenwald 1988

Bayern: Aktuelle kritische Kunst

M. Lux: Pietà mit Bombe. Die Bilder der Gunda Radosevic

R. Hiepe: Schwarzer Rubens. Kurt Löb, Amsterdam, Zeichner und Maler

C. Schnaidt: Mit Le Corbusier bin ich noch nicht fertig

R. Hiepe: Holmead

W. Marschall: Triennale der Zeichnung, Nürnberg

M. Nungesser: Der Maler Barthel Gilles

G. Gerstenberg: A. Paul Webers »Bücherrarren«

Redaktion: E. Antoni, H. Erhart, W. Grape, R. Hiepe, U. Krenpel, Th. Liebner, W. Marschall (verantwortl.), C. Nissen, C. Schellemann, G. Sprigath, G. Zingerl. — tendenzen erscheint in 4 Nummern jährlich. Jahrsabonnement 32 DM (inkl. MWSt und Porto); Lehrlings-, Schüler-, Studenten-Abo 27 DM. — Redaktionsanschrift: Hohenzollernstr. 146 Rg, 8000 München 40. — Verlag: Pahl-Rugenstein, Gottesweg 54, 5000 Köln 51

TEXT+KRITIK

vorgänge

Zeitschrift für Bürgerrechte
und Gesellschaftspolitik

100'88

Über Literaturkritik

- K.Sauerland: Aus polnischer Sicht
 H.Ditberner: Der Mann in der Arena. Über Marcel Reich-Ranicki
 J.Kaiser: Über einen Satz des Kritikers Marcel Reich-Ranicki
 H.Heissenbüttel: Nachruf bei Lebzeiten
 J.W.v.Goethe: M ... R
 H.Kinder: Schweine-Bande
 J.Lodemann: Die Enden der Legende
 J.Wehnert: FAZetten. Durchleuchtung einer Ueding-Rezension
 J.Wittkowski: Das souveräne Bekenntnis zu sich selbst
 A.Machinek: Aus Phrasen geflochten. Zwei »kollektive« Muster-Rezensionen
 U.Pokern: Der Kritiker als Zirku(lation)sa- gent. Literaturkritik am Beispiel von Patrick Süskinds »Das Parfum. Die Geschichte eines Mörders«
 Th.Beckermann: Kritiker — Lektor — Autor
 A.Machinek: Wozu Literaturkritik? Empiri- sche und innerbetriebliche Bedeutung von Rezensionen
 W.Irro: ... und wollten zueinander nicht fin- den. Warum gibt es keine Germanistik als Literaturkritik und keine Literaturkritik als ästhetische Debatte?
 O.Lorenz: Literatur als Gespräch. Zur Auf- gabe von Literaturkritik heute
 H.L.Arnold: Vergeblicher Versuch, Aus- kunft über meine Arbeit als Literaturkritiker zu geben

Herausgeber: Heinz Ludwig Arnold. Redaktionelle Mit- arbeiter: Ingrid Laurien, Otto Lorenz, Angelika Machinek und Michael Töteberg. — Erscheint viermal jährlich, Abo- preis 38 DM zzgl. Versand. — Redaktion: Tuckermanns- weg 10, 3400 Göttingen — Verlag: edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

95'88

Zeifragen, Kommentare

- S.Zacharias: Die essentielle Abstraktheit der Gestapo
 G.Schwandner: Aids: Krankheit und Men- schenrechte
 U.Vultejus: Vergewaltigungsprozesse
 R.Gössern: Freibrief für Massenkontrollen
 G.Schwandner: Von Mittagspausen und Handschriften
 F.Hundseder: Ein Portrait der »Wiking-Ju- gend«
 D.Damm: Lager oder Netz?

Essay

- K.Traube: Unsinnige Verheißung — un- menschliche Technik

Porno und Gewalt

- U.Gräfel: Pornographie: anti-women, anti- love
 H.Renk: Freie Sicht für freie Männer?
 H.Kentler: Jugendschutz als Zensur
 R.Lautmann: Jenseits des Schadensdogmas
 A.-A.Guha: Sexuelle Gewalt und gesell- schaftliche Vermittlung
 M.Schetsche: Normierte Sexualität

Kritik

- S.Ott: Literarischer Maulwurf XLI: Vom Hexenwahn zum Massenmord

Dokumentation

- Der Gesetzentwurf gegen Pornographie IWF und Weltbank organisieren die Armut der Völker

27. Jg. 1988

Herausgeber: Vorgänge e.V., in Zusammenarbeit mit der Gustav-Heinemann-Initiative, der Humanistischen Union und dem Komitee für Grundrechte und Demokratie. — Red- aktion: Dieter Hoffmann. — Erscheint zweimonatlich. Einzelheft 13 DM (Doppelheft 20 DM); Jahresabo 58 DM zzgl. Versand. — Verlag: Vorgänge e.V., Kurfürstenstr. 22, 8000 München 40

WIDER SPRÜCHE

Zeitschrift für sozialistische Politik im
Bildungs-Gesundheits- u. Sozialbereich

28'88

Soziale Arbeit - AkteurInnen und Instanzen
T.Kunstreich: Umbau statt Ausbau. Die Zukunft der Sozialarbeit beginnt heute

R.Sorg: Soziale Arbeit und Erziehung in einer gesellschaftlichen Umbruchperiode

M.Simmel-Joachim: Frauen in der Sozialen Arbeit. Eine Mehrheit als Minderheit

T.Kunstreich/F.Peters: Die »heimlichen« Adressaten der Sozialarbeit. Ansatzpunkte zur Rückgewinnung des Politischen

W.Heinemann: Ambulant betreutes Einzelwohnen

Forum

F.Peters: Das mit der Weiterbildung ist so eine Sache ...

W.Plum: Wohnungslosigkeit in Hamburg und die Ambulantisierung des institutionellen Hilfesystems

A.Pirella: Der Auftrag des Experten und die Frage seiner Bewertung. Aus der italienischen Psychiatriedebatte

N.Franck: Anmerkungen zu »ökosozialistischer« Bildungspolitik

H.J.Gamm: Die Neufassung des Bildungsbegriffs ...

wiener tagebuch

marxistische
monatsschrift

11'88

Bemerkungen, Ansichten, Kontroversen: Satz und Geste (J.Timmerman) / Wunder unerwünscht. Kein Verständnis (Ch.Reinprecht) / Interregnum? (G.Scheuer) / Schwarz auf Weiß im Heiligen Land (W.Knopf)

L.Spira: »Primäres Angriffsziel« Österreich?

Ch.Reinprecht: 50 Jahre nach dem Novemberpogrom: Eine Schule gedenkt der Judenverfolgung

E.Hackl: Chile und wir

E.Galeano: Angeklagter: der Erde Gott, das Geld

Neue Oktoberrevolution? Gesprächsnotizen von Zdeněk Mlynář

P.Parin/G. Parin-Matthèy: Freiheit und Gleichberechtigung für Kosovo

P.Casaldàliga: Lieber Papst! Brief und Chronik meiner Reise nach Rom

K.-M.Gauß: Ein verschollener Zeuge. Zum 100. Geburtstag des Schriftstellers Ernst Sommer

R.Swartz: Über die Gesetze der Freiheit. Gespräch mit Sandor Csoóri

Buchbesprechungen

Herausgeber: Sozialistisches Büro, Redaktion: N.Diemer, E.Schmid, F.Schütte, Ch.B.Kimmich, Th.Kimmich, T.Kunstreich, F.Düchting, R.Laux, F.Manke, B.Rose, K.Dehnboistel, H.Narr, H.Dorn, K.Blanc, D.Hail, C.W.Macke, W.Völker, G.Pabst, M.Hentschel, A.Wagner, A.Schaarschuch. - Jährlich 3-4 Hefte. - Einzelt. 9 bis 15 DM incl. Versand. Jahresabo 39 DM. - Redaktion Wider- sprüche: Postf. 102062, 6050 Offenbach. Vertrieb: Verlag 2000, Postfach 102062, 6050 Offenbach

Herausgeber: Verein »Freunde des Wiener Tagebuch«. - Chefredakteur: Leopold Spira, Redakteur: Christof Reinprecht. - Erscheint monatlich. - Einzelpreis ÖS 35,-; Jahresabo ÖS 320,- (Ausland ÖS 400,-/DM 60,-); Studenten ÖS 200,- (Ausland ÖS 250,-/DM 40,-). - Verlags- und Redaktionsadresse: Belvederegasse 10, A-1040 Wien

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie
und Sozialwissenschaften

Inhaltsverzeichnis

30. Jahrgang

Nr. 167-172

Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

Ständige Mitarbeiter

Heinz-Harald Abholz (Berlin), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Georg Auernheimer (Marburg), Ursula Beer (Bielefeld), Theodor Bergmann (Stuttgart), Jutta Brückner (Berlin), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei † (Wien), Kuno Füssel (Münster), Karlheinz A. Geißler (München), Helmut Gollwitzer (Berlin), Heiko Haumann (Freiburg), Josef Held (Tübingen), Jutta Held (Osnabrück), Eike Hennig (Kassel), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin), Urs Jaeggi (Berlin), Baber Johansen (Berlin), Heiner Keupp (München), Arno Klönne (Paderborn), Michael Krätke (Amsterdam), Annette Kuhn (Bonn), Thomas Metscher (Bremen), Oskar Negt (Hannover), Brita Rang (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Antje Vollmer (Bielefeld), Rainer Zoll (Bremen)

Redaktion

Dieter Borgers, Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Birgit Jansen, Peter Jehle, Helga Karl (z.Zt. beurlaubt), Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Erich Wulff

Autonome Frauenredaktion

Sünne Andresen, Claudia Gdaniec, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Gisela Jakob, Birgit Jansen, Barbara Ketelhut, Andrea Krug, Jutta Meyer-Siebert, Eva Stähler, Ellen Woll

Redaktionssekretariat: Thomas Laugstien

Redaktionsanschrift

Onkel-Tom-Straße 64a, 1000 Berlin 37, Telefon: (030) 813 50 24

Verlagsleitung: Georg Stenzaly

Umschlaggestaltung: Johannes Nawrath *Foto:* © Stern/Dieter Bauer

Verlagsanschrift

Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13, Telefon: (040) 45 60 18 und 45 36 80

Auslieferung für Buchhandel

Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon: (030) 692 79 34

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1988 in 6 Hefen (alle 2 Monate). Jahresumfang 1056 (ca. 980 + LXXVI) Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose 11,- DM. Jahresabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit »Microsoft Word« arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/2- oder 3 1/4-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem. — Copyright © Argument-Verlag GmbH. Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten. — Konten: Postgiroamt Berlin West 5745-108. Bank für Gemeinwirtschaft Berlin (BfG) 11 14 40 13 00, BLZ 100 101 11. — Satz: Barbara Steinhardt. Druck: Fuldaer Verlagsanstalt. — Dezember 1988. — Es gilt Anzeigenpreisliste Nr. 3.

Editorials und Verlagsmitteilungen

Editorial	167/ 1
Zum vorliegenden Heft	167/ 2
Antje Vollmer als neue Ständige Mitarbeiterin	167/ 4
Verlagsmitteilungen	167/ 4
Editorial	168/169
Verlagsmitteilungen	168/170
Raymond Williams 1921-1988(<i>C.Ujma</i>)	168/171
Postmarxismus?	168/259
Editorial	169/317
Zu diesem Heft	169/318
Verlagsmitteilungen	169/319
Zum Tod von Christel Neusüß (<i>F.Haug</i>)	169/320
Editorial	170/467
Zum vorliegenden Heft	170/468
Das Neue Wörterbuch des Marxismus	170/469
Erinnerungen an Bruno Frei (<i>F. und W.F. Haug</i>)	170/471
Editorial	171/631
Redaktionelle Mitteilungen	171/633
Verlagsmitteilungen	171/633
Erinnerung an August Soppe (<i>C.Götze</i>)	171/633
Editorial	172/797
Zum 80. Geburtstag von Helmut Gollwitzer (<i>W.F.Haug</i>)	172/798

Literarische Texte

<i>Volker Braun</i> : Die hellen Orte	167/ 5
<i>Günther Anders</i> : Das Harmloseste	167/ 8
<i>Günther Anders</i> : Ultima. Notizen aus dem Spital (I)	168/173
<i>Erich Fried</i> : Ein Signal / Nach siebzig Jahren	168/175
<i>Karen Ruoff</i> : Kaufhaus-Wandern II	168/176
<i>Günther Anders</i> : Ultima. Notizen aus dem Spital (II)	169/321
<i>Ruth Rehmann</i> : Übermorgen Sonnenschein	169/323
<i>Günther Anders</i> : Ultima. Notizen aus dem Spital (III)	170/473
<i>Volker Braun</i> : Aus dem dogmatischen Schlummer geweckt	170/474
<i>Erich Fried</i> : Brief der Volksuni an die Redaktion der <i>Iswestija</i>	170/474
<i>Günther Anders</i> : Ultima. Notizen aus dem Spital (IV)	171/637
<i>Peter Paul Zahl</i> : mundraub	171/638
<i>Günther Anders</i> : Die gewonnene Wette	172/799
<i>Dorothee Sölle</i> : Die Russen kommen	172/802

Aufsätze

<i>Gerhard Armanski</i> : Archaik und Utopie. Zur Dialektik der Erinnerung	172/867
<i>Noru Astorga</i> : Eine christliche Revolutionärin aus Nicaragua. Ein postumes Selbstporträt .	170/545
<i>Margaret Atwood</i> : Küchengespräche	169/338
<i>Jan Christer Bengtsson</i> : Peter Weiss' »Ästhetik des Widerstands« in der schwedischen, der westdeutschen und der DDR-Fassung	171/705
<i>Gérard Bensussan</i> : Die Judenfrage in den Marxismen	167/ 76
<i>Sarah Benton</i> : Sozialpolitik als Privatsache unter Thatcher	168/228
<i>Theodor Bergmann</i> : Die zweite Entstalinisierung	170/515
<i>Pierre Bourdieu</i> : »... ich glaube, ich wäre sein bester Verteidiger«. Ein Gespräch mit Harold Wetzell über die Heidegger-Kontroverse	171/723
<i>Michael Brackmann</i> : Vom totalen Krieg zum »Wirtschaftswunder«. Zur Vorbereitung der Währungsreform im NS	171/715

<i>Annette Bus</i> : Vater ist die beste Mutter. Eigentumsverhältnisse in der Reproduktionsindustrie	172/833
<i>Alessandro Cavalli</i> : Zeiterfahrungen. Versuch einer Typologie	168/187
<i>Noam Chomsky</i> : Der nächste Akt in Mittelamerika	169/368
<i>Carolyn M. Clark</i> : Familie im schwarzen Amerika und in Schwarzafrika	172/839
<i>Hansgeorg Conert</i> : Die Gorbatschowschen Reformen	168/249
<i>Alex Demirović</i> : Marx und die Aporien der Demokratietheorie	172/847
<i>Helmut Fleischer</i> : Die Perestrojka erreicht die Philosophie	167/ 9
<i>Helmut Fleischer</i> : Die Perestrojka erreicht die Philosophie (II)	170/513
<i>Fabio Frosini</i> : Notiz zur Diskussion über Togliatti und den Stalinismus	170/527
<i>Rolf Hanusch</i> : Fragmentierte Identität. Welchen Sinn hat es noch, von der Identitätsbildung Jugendlicher zu reden?	168/178
<i>Donna Haraway</i> : Von Affen und Müttern. Eine Allegorie für das Atomzeitalter	172/803
<i>Jean V. Hardisty</i> : Küchentisch-Antikommunismus. Die konservative Frauenbewegung in den USA	171/683
<i>Gerhard Hauck</i> : Zurück zur Modernisierungstheorie? Eine entwicklungstheoretische Bilanz	168/235
<i>Frigga Haug</i> : Ariadne spinnt den Faden noch, oder: Gibt es überhaupt eine feministische Kriminalliteratur?	171/731
<i>Frigga Haug</i> : Mütter im Vaterland	172/821
<i>Frigga Haug und Barbara Ketelhut</i> : Die Perestrojka und die Frauen	170/507
<i>Wolfgang Fritz Haug</i> : Gorbatschow oder Revolution wider die Apathiemaschine	170/491
<i>Wolfgang Fritz Haug</i> : Gramsci und die Politik des Kulturellen	167/ 32
<i>Kornelia Hauser</i> : Feministische Literatur als Element eines kulturellen Gedächtnisses. Zu den »Geschichten der drei Damen K.«	169/326
<i>Walter R. Heinz</i> : Selbstsozialisation und Arbeitsmarkt. Jugendliche zwischen Modernisierungsversprechen und Beschäftigungsrisiken	168/198
<i>Carl-Henrik Hermansson</i> : Über Bucharins »Imperialismus und Weltwirtschaft«	171/703
<i>Pietro Ingrao</i> : Togliatti und Gramsci	170/528
<i>Mechtild Jansen</i> : SPD und Quote	172/877
<i>Peter Jehle</i> : Die bedingungslose Rehabilitation der Deutschen	171/676
<i>Bob Jessop</i> : Postfordismus. Zur Rezeption der Regulationstheorie bei Hirsch	169/380
<i>Mechtild Jungehülsing</i> : Akkumulationsdebatte und Bauernfrage in Nicaragua	171/727
<i>Cora Kaplan</i> : Die Büchse der Pandora. Klasse, Geschlechtlichkeit und Subjektivität	169/340
<i>Susanne Kappeler</i> : Pornographie: Rassismus der Darstellung	170/551
<i>Barbara Ketelhut</i> : s.u. <i>Frigga Haug</i>	
<i>Helmuth Kiesel</i> : Ästhetik des Schreckens oder Ästhetisierung des Schreckens? Zu Karl Heinz Bohrer's Verwischung der Differenz zwischen Peter Weiss und Ernst Jünger	171/710
<i>Helga Krüger</i> : Qualifizierungsoffensive — Chance für Frauen?	167/ 65
<i>Thomas Laugstien</i> : Heideggers Rehabilitierung durch die »praktische Philosophie«?	169/399
<i>Teresa de Lauretis</i> : Rhetorik als Gewalt	169/355
<i>George Leaman</i> : Die geheime Nebenregierung der USA. Zur Iran/Contra-Affäre	167/ 96
<i>Claus Leggewie</i> : Die Konservativen und die Zukunft	171/639
<i>Sven-Eric Liedman</i> : Probleme einer institutionenbezogenen Ideengeschichte. Zu Ringers Studie über die »deutschen Mandarine«	167/ 86
<i>Utz Maas</i> : Der Sprachwissenschaftler Gramsci	167/ 49
<i>Matthias Morgenstern</i> : Der deutsche Historikerstreit. Fragen und Probleme aus israelischer Perspektive	170/535
<i>Frank Mußmann</i> : Computer, Kultur und soziale Bewegungen. Vorschläge für eine Neulektüre von André Gorz	169/391
<i>Daniel Ortega</i> : »Ich kann nicht behaupten, daß ich den Machismus überwunden habe ...« Ein Gespräch mit Maria Alicia Talavera	168/254
<i>Rosalind Pollack Petchesky</i> : Föten-Bilder. Die Politik der Reproduktion und die Macht der Sehkultur	171/691
<i>Fritz Reusswig</i> : Technik und Ökologie im Diskurs des Neokonservatismus und seiner Kritiker	171/663
<i>Klaus Segbers</i> : Überlegungen zu einer Dialektik der Perestrojka	170/475

<i>Margareta Steinrücke</i> : Notiz zum Begriff des Habitus bei Bourdieu	167/ 92
<i>Frieder O. Wölf</i> : Philosophie und Marxismus heute. Zur Aktualisierung Althussers	172/861
<i>Eva Wollmann</i> : »Frei für die Arbeit«. Zur Scientology-Kirche	168/221
<i>Horst-Dieter Zahn</i> : Aussichten des Modernitätstraditionalismus. »Wertewandel« in der Sicht des »technokratischen Konservatismus«	171/652
<i>Rainer Zoll</i> : »Nicht so wie unsere Eltern«. Hypothese eines neuen kulturellen Modells	168/208

Interventionen

<i>Michael Lacher, Johannes Koch</i> : Opfer der Qualifizierungsoffensive? Zu K.A.Geißler und H.Heid (166/851)	168/260
<i>Yvonne Leeman und Sawitri Saharso</i> : Geschlecht und Rassismus. Zu M.Barrett und M.McIntosh (163/347)	169/404
<i>Stefan Immerfall</i> : Zur Bilanz der Modernisierungstheorie. Zu G.Hauck (168/235)	171/735
<i>Rolf Eckart</i> : Ästhetik des Widerstands im Schulunterricht	172/880

Kongreßberichte

4. Konferenz der Feministinnen Lateinamerikas und der Karibik. Mexico-Taxco, 19.-23.10.1987 (<i>G.Hierro</i>)	167/104
3. Europäische Sozialistisch-Feministische Konferenz. Madrid, 20.-22.11.1987 (<i>S.Andresen/J.Meyer-Siebert</i>)	167/106
Von der Arbeits- zur Kultugesellschaft? Brüssel, 12.-13.11.1987 (<i>K.Hauser</i>)	167/108
»Die Mühe, radikal zu sein.« 40. Jahrestag des »Darmstädter Worts«. Darmstadt, 6.-8.11.1987 (<i>J.Rehmann</i>)	167/110
3. Hochschulkonferenz der GEW. Schmittens/Ts., 4.-6.12.1987 (<i>H.Puetow</i>)	167/112
International Conference of Young Philosophers. Jablonna, 16.-23.8.1987 (<i>S.Gandler</i>)	167/113
Anfänger und Abbrecher im Ausdauersport. Tagung des Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverbandes. Bremen, 18.-21.11.1987 (<i>U.Müller</i>)	167/114
Gibt es eine Ökonomie der »Endlösung«? Tagung der Ev. Akademie Berlin (West). West-Berlin, 12.-14.2.1988 (<i>S.Willems</i>)	168/262
Auf dem Weg zu einer Theologie des Friedens. 2. Budapester Seminar im Ráday Kolleg. Budapest, 14.-19.12.1987 (<i>J.Rehmann</i>)	168/264
»Kunst und Lebenskunst«. Internationaler Brecht-Dialog 88. Berlin/DDR, 9.-14.2.1988 (<i>G.Berg</i>)	168/267
Gramsci heute. Tokio, 28.-29.11.1987 (<i>U.Schreiber</i>)	168/268
Historikerstreit. Tagung der Ev. Akademie Oldenburg. Rastede, 19.-21.2.1988 (<i>K.Dede</i>)	169/407
11. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Saarbrücken, 21.-23.3.1988 (<i>G.Zimmer</i>)	169/408
6. Treffen schreibender Frauen. Bremen, 4.-6.3.1988 (<i>D.Jahnsen/K.Nölle-Fischer</i>)	169/410
8. Kongreß für klinische Psychologie und Psychotherapie. West-Berlin, 21.-26.2.1988 (<i>B.Rommelspacher</i>)	169/412
Rencontre International Frantz Fanon. Algier, 10.-13.12.1987 (<i>S.Kebir</i>)	169/414
GAL — Macht — Krise. Kongreß der Grün-Alternativen Liste. Hamburg, 12.-13.2.1988 (<i>R.Geffken</i>)	169/416
Wege aus der internationalen Verschuldungskrise. Kongreß des Grün-Alternativen Europäischen Bündnisses. Brüssel, 3.-4.3.1988 (<i>B.Schreiber</i>)	170/561
Zukunftsprobleme der sozialstaatlichen Demokratie. Diskussionsforum der IG Metall. Sprockhövel, 29.-30.3.1988 (<i>P.Jehle</i>)	170/563
Gesellschaftlicher Wandel — Soziale Demokratie. 125 Jahre SPD. Forum der Historischen Kommission beim SPD-Parteivorstand. Bonn, 3.-4.3.1988 (<i>K.Rudolph</i>)	170/565
Perspektivenkongreß der Grünen. Bonn, 16.-19.7.1988 (<i>B.Ulrich</i>)	170/566
APO, Frankfurter Schule, Kritische Theorie und ihre Fernwirkung auf Politik, Staat und Gesellschaft heute. Tagung der Hanns-Seidel-Stiftung. Kreuth, 22.-24.2.1988 (<i>T.Weber</i>)	170/568
Mititüterschaft von Frauen — Ein Konzept feministischer Forschung und Ausbildung. West-Berlin, 6.-10.4.1988 (<i>S.Andresen/A.Mühlberg</i>)	170/572

Wandel in der DDR. 14. New Hampshire DDR-Symposium. Conway, 22.-29.6.1988 (<i>R. Alisch</i>)	171/738
9. Westberliner Volksuni. 20.-23.5.1988 (<i>H. Karl/H. Reinerth/S. Lange/R. Reinshagen</i>)	171/740
Gramsci-Tagung am Philosophischen Institut der FU Berlin. West-Berlin, 24.-26.6.1988 (<i>S. Ghisu</i>)	171/742
Perspektiven für die Zukunft. Israelisch-Palästinensischer Dialog. Tagung des Bildungswerks für Demokratie und Umwelt. West-Berlin, 4.-5.6.1988 (<i>N. Rätzfel</i>)	171/744
2. Treffen linker europäischer Zeitschriften am Renner-Institut. Wien, 17.-18.6.1988 (<i>T. Weber</i>)	171/746
Perspektiven alternativer Ökonomie bis zum Ende des Jahrtausends. Tagung der Ev. Akade- mie Arnoldshain, 15.-22.7.1988 (<i>U. Brockner</i>)	171/747
1789-1989: Französische Revolution und Revolutionsdiskussion heute. Kolloquium des IMSF. Frankfurt/M., 8.10.1988 (<i>P. Jehle</i>)	172/881
Die nächsten 100 Jahre — mit wem zieht die neue Zeit? SPÖ-Sommerwerkstätte. Steyr, 31.8.-4.9.1988 (<i>S. Rink</i>)	172/883
Internationale Tagung der Historiker der Arbeiterbewegung. Linz, 13.-17.9.1988 (<i>A. Ander- sen</i>)	172/884
Kultur und Gesellschaft. 24. Deutscher Soziologentag. Zürich, 4.-7.10.1988 (<i>H.-J. Freter</i>) ...	172/885
Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung. 16. Wissenschaftliche Tagung. West-Berlin, 6.-8. 10.1988 (<i>S. Andresen</i>)	172/888
Perestrojka und Sozialismuskonzeption. Tagung des IMSF. Frankfurt/M., 22.10.1988 (<i>U. Hirschfeld</i>)	172/890

Dokumentation

Aufruf: Amnestic für Otelo und seine Genossen!	171/737
--	---------

Besprechungen

Philosophie

<i>Bertrand, Michèle, Lucien Sève, u.a.</i> : Je. Sur l'individualité. Approches pratiques/ouvertu- res marxistes (<i>W. Kowalsky</i>)	169/421
<i>Blumenberg, Hans</i> : Die Sorge geht über den Fluß (<i>F.O. Wolf</i>)	167/115
<i>Carse, James P.</i> : Endliche und unendliche Spiele (<i>W. Kunstmann</i>)	170/582
<i>Eicher, Peter, u.a.</i> : Karl Barth: Der Störenfried? (<i>Th. Klein</i>)	167/121
<i>Elster, Jon</i> : Subversion der Rationalität (<i>M. Haupt</i>)	170/577
<i>Ferguson, Adam</i> : Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft (<i>F.O. Wolf</i>)	168/274
<i>Fleischer, Helmut</i> : Ethik ohne Imperativ. Zur Kritik des moralischen Bewußtseins (<i>R. Hün- lich</i>)	168/275
<i>Füssel, Kuno</i> : Drei Tage mit Jesus im Tempel (<i>Th. Klein</i>)	168/272
<i>Gabel, Joseph</i> : Mannheim et le marxisme hongrois (<i>G. Labica</i>)	170/575
<i>Gamm, Gerhard</i> : Wahrheit als Differenz. Studien zu einer anderen Theorie der Moderne (<i>M. Lilienthal</i>)	167/118
<i>Goodman, Nelson</i> : Vom Denken und anderen Dingen (<i>C. Knobloch</i>)	170/580
<i>Kahl, Brigitte</i> : Armenevangelium und Heidenevangelium (<i>J. Rehmann</i>)	168/270
<i>Kocka, Jürgen (Hrsg.)</i> : Interdisziplinarität. Praxis — Herausforderung — Ideologie (<i>F.O. Wolf</i>)	170/583
<i>Langenbach, Jürgen</i> : Günther Anders. Eine Monographie (<i>O. Burger</i>)	170/575
<i>Leber, Stefan</i> : »... es müßten neue Götter hingesezt werden.« Menschen in der Entfremdung: Marx und Engels, Cieszkowski, Bauer, Hess, Bakunin und Stirner (<i>M. Creydt</i>)	172/896
<i>Lukács, Georg</i> : Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. 2. Halbband (<i>W. Jung</i>)	169/423
<i>Lukács, Georg</i> : Selected Correspondence 1902-1920 (<i>W. Jung</i>)	170/576
<i>MacIntyre, Alasdair</i> : Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart (<i>A. Re- genbogen</i>)	169/419
<i>Marquard, Odo</i> : Transzendentaler Idealismus. Romantische Naturphilosophie. Psychoanaly- se (<i>R. Konersmann</i>)	172/901

<i>Marten, Rainer</i> : Der menschliche Tod. Eine philosophische Revision (<i>L.Lütkehaus</i>)	172/899
<i>Meiffert, Torsten</i> : Die enteignete Erfahrung. Zu Walter Benjamins Konzept einer »Dialektik im Stillstand« (<i>A.Hoffmann/A.Grützmann</i>)	172/897
<i>Mercier-Josa, Solange</i> : Retour sur le jeune Marx. Deux études sur le rapport de Marx à Hegel (<i>F.O.Wolf</i>)	172/895
<i>Pöggeler, Otto</i> , und <i>Annemarie Gethmann-Siefert</i> (Hrsg.): Heidegger und die praktische Philosophie (<i>Th.Laugstien</i>)	169/399
<i>Raulet, Gérard</i> : Gehemmte Zukunft. Zur gegenwärtigen Krise der Emanzipation (<i>M.Haupt</i>)	167/117
<i>Schwemmer, Oswald</i> (Hrsg.): Über die Natur (<i>M.Weingarten</i>)	168/277
<i>Singer, Peter</i> : Praktische Ethik (<i>R.Hünlich</i>)	168/277
<i>Spinner, Helmut F.</i> : Das »wissenschaftliche Ethos« als Sonderethik des Wissens (<i>J.Magenau</i>)	167/120
<i>Stone, Isidor Feinstein</i> : The Trial of Socrates (<i>G.Böhme</i>)	172/893
<i>Waldenfels, Bernhard</i> : Ordnung im Zwielficht (<i>F.Balke</i>)	170/579

Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Asche, Susanne</i> : Die Liebe, der Tod und das Ich im Spiegel der Kunst. Die Funktion des Weiblichen in Schriften der Frühromantik und im erzählerischen Werk E.T.A. Hoffmanns (<i>R.Schmidt</i>)	168/281
<i>Arwood, Margaret</i> : Der Report der Magd (<i>I.Wiede-Behrendt</i>)	169/426
<i>Dietschreit, Frank</i> , und <i>Barbara Heinze-Dietschreit</i> : Hans Magnus Enzensberger (<i>H.-C.Oeser</i>)	170/586
<i>Frow, John</i> : Marxism and Literary History (<i>H.Peitsch</i>)	170/588
<i>Grewendorf, Günther, u.a.</i> : Spachliches Wissen (<i>J.Wallmannsberger</i>)	172/904
<i>Hädecke, Wolfgang</i> : Heinrich Heine. Eine Biographie (<i>J.Jendretzki</i>)	168/280
<i>Hartig, Matthias</i> : Angewandte Linguistik des Deutschen. Bd.I.: Soziolinguistik (<i>U.Ammon</i>)	167/126
<i>Hartig, Matthias</i> (Hrsg.): Perspektiven der angewandten Soziolinguistik (<i>U.Ammon</i>)	167/126
<i>Keiuel, Evelyn</i> : Psychopathographien. Die Vermittlung psychopathologischer Phänomene durch die Literatur (<i>U.Blankenburg</i>)	167/123
<i>Krenzlin, Norbert</i> (Hrsg.): »Ästhetik des Widerstands«. Erfahrungen mit dem Roman von Peter Weiss (<i>J.Magenau</i>)	171/749
<i>Mandel, Ernest</i> : Ein schöner Mord. Sozialgeschichte des Kriminalromans (<i>L.Krützfeldt</i>) ..	170/584
<i>Maron, Monika</i> : Die Überläuferin (<i>K.Hauser</i>)	169/424
<i>Müller, Harald</i> : Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegsroman der Weimarer Republik (<i>H.-C.Oeser</i>)	171/754
<i>Phillips, Susan, u.a.</i> (Hrsg.): Language, Gender and Sex in Comparative Perspective (<i>E.Mandandise</i>)	172/906
<i>Raabe, Paul</i> : Die Autoren und Bücher des literarischen Expressionismus. Ein bibliographisches Handbuch (<i>G.Berg</i>)	170/583
<i>Rehmann, Ruth</i> : Die Schwaigerin (<i>H.Weinbach</i>)	169/428
<i>Reid, James Hamish</i> : Heinrich Böll. A German for His Time (<i>H.Peitsch</i>)	171/751
<i>Reinhold, Ursula</i> : Alfred Andersch. Politisches Engagement und literarische Wirksamkeit (<i>H.Peitsch</i>)	171/752
<i>Richter-Schröder, Karin</i> : Frauenliteratur und weibliche Identität. Theoretische Ansätze zu einer weiblichen Ästhetik und zur Entwicklung der neuen deutschen Frauenliteratur (<i>U.Blankenburg</i>)	167/124
<i>Ricœur, Paul</i> : Die lebendige Metapher (<i>H.-C.Oeser</i>)	172/903
<i>Schirmacher, Frank</i> (Hrsg.): Verteidigung der Schrift. Kafkas »Prozeß« (<i>H.Schlösser</i>)	168/278
<i>Steinbrügge, Lieselotte</i> : Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung (<i>C.Albert</i>)	169/429
<i>Wapnewski, Peter</i> (Hrsg.): Mittelalter-Rezeption. Ein Symposium (<i>R.Schlechtweg-Jahn</i>) ...	168/282
<i>White, Hayden</i> : Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses (<i>H.Goldinger</i>)	170/585

Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Amar, Laure</i> : Parks und Plätze in Paris. Eine sozialpsychologische Analyse städtischer Freiraumqualitäten (<i>J.Wölschke-Bulmahn</i>)	168/288
<i>Ang, Ien</i> : Das Gefühl Dallas. Zur Produktion des Trivialen (<i>K.Hickethier</i>)	170/596
<i>Armanski, Gerhard</i> : Wir Geisterfahrer e.V. (<i>D.Kramer</i>)	168/289
<i>Baltrušaitis, Jurgis</i> : Der Spiegel. Entdeckungen, Täuschungen, Phantasien (<i>R.Konersmann</i>)	167/132
<i>Besel, Uli, und Uwe Kulgemeyer</i> : Fräulein Freiheit (<i>S.Wenk</i>)	170/595
<i>Heilbut, Anthony</i> : Kultur ohne Heimat. Deutsche Emigranten in den USA nach 1930 (<i>C.Albert</i>)	168/285
<i>Holzapfel, Heinrich</i> : Subversion und Differenz. Das Spiegelmotiv bei Freud, Thomas Mann, Rilke und Jacques Lacan (<i>R.Konersmann</i>)	167/132
<i>Hoven, Herbert (Hrsg.)</i> : Guten Abend: Hier ist das deutsche Fernsehen (<i>H.-D.Kibler</i>)	169/435
<i>Jeggle, Utz</i> : Der Kopf des Körpers. Eine volkskundliche Anatomie (<i>K.Hickethier</i>)	167/129
<i>Jeggle, Utz, u.a. (Hrsg.)</i> : Volkskultur in der Moderne (<i>K.Hickethier</i>)	167/127
<i>Kütler, Friedrich A.</i> : Grammophon Film Typewriter (<i>S.Zielinski</i>)	169/431
<i>Kütler, Friedrich A., u.a. (Hrsg.)</i> : Diskursanalyse I: Medien (<i>P.Baab</i>)	169/433
<i>Lindberg, David D.</i> : Auge und Licht im Mittelalter. Die Entwicklung der Optik von Alkindi bis Kepler (<i>R.Konersmann</i>)	170/590
<i>Loiperdinger, Martin</i> : Rituale der Mobilmachung. Der Parteitagfilm »Triumph des Willens« von Leni Riefenstahl (<i>R.Schlechtweg-Jahn</i>)	170/591
<i>Maletzke, Gerhard</i> : Kulturverfall durch Fernsehen? (<i>S.Zielinski</i>)	169/434
<i>Neret, Gilles</i> : Die Kunst der Zwanziger Jahre. Malerei. Dekoration. Grafik. Design. Architektur. Plastik. Fotografie. Film (<i>S.Wenk</i>)	170/593
<i>Raphael, Max</i> : Bild-Beschreibung. Natur, Raum und Geschichte in der Kunst (<i>N.Schneider</i>)	168/286
<i>Virilio, Paul</i> : Krieg und Kino. Logistik der Wahrnehmung (<i>M.Hinz</i>)	167/130
<i>Wölf, Winfried</i> : Eisenbahn und Autowahn (<i>D.Kramer</i>)	168/289

Soziologie

<i>Alexy, Robert</i> : Theorie der Grundrechte (<i>N.Dimmel</i>)	170/602
<i>Backes, Gertrud Maria</i> : Frauen und soziales Ehrenamt. Zur Vergesellschaftung weiblicher Selbsthilfe (<i>G.Jakob</i>)	169/441
<i>Bäuerle, Dietrich</i> : Totalverweigerung als Widerstand. Motivationen, Hilfen, Perspektiven (<i>M.Uecker</i>)	172/921
<i>Bahro, Rudolf</i> : Logik der Rettung. Wer kann die Apokalypse aufhalten? (<i>H.G.Mittermüller</i>)	172/918
<i>Baier, Horst (Hrsg.)</i> : Helmut Schelsky — ein Soziologe in der Bundesrepublik (<i>J.Weyer</i>) ..	167/136
<i>Beck, Ulrich</i> : Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne (<i>R.Hitzler; F.O.Wolf</i>)	172/909
<i>Beer, Ursula (Hrsg.)</i> : Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik (<i>K.Hauser</i>)	169/436
<i>Bell, Daniel</i> : Die Sozialwissenschaften seit 1945 (<i>W.van Treeck</i>)	167/137
<i>Bergdoll, Karin, u.a.</i> : Frauenhaus im ländlichen Raum (<i>B.Jansen</i>)	169/444
<i>Bourdieu, Pierre</i> : Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft (<i>A.Scherr</i>)	170/598
<i>Bullock, Nicholas, und James Read</i> : The Movement for Housing in Germany and France 1840-1914 (<i>D.Schubert</i>)	171/758
<i>Dewe, Bernd, u.a.</i> : Professionalisierung — Kritik — Deutung. Soziale Dienste zwischen Verwissenschaftlichung und Wohlfahrtskrise (<i>H.Keupp</i>)	171/761
<i>Häußermann, Hartmut, und Walter Siebel</i> : Neue Urbanität (<i>S.Kratke</i>)	171/755
<i>Hammans, Peter</i> : Das politische Denken in der neueren Staatslehre in der Bundesrepublik (<i>N.Dimmel</i>)	167/137
<i>Harlander, Tilman, und Gerhard Fehl (Hrsg.)</i> : Hitlers Sozialer Wohnungsbau 1940-1945 (<i>D.Schubert</i>)	171/758
<i>Hoffmann, Ute</i> : Computerfrauen. Welchen Anteil haben Frauen an Computergeschichte und -arbeit? (<i>S.Andresen</i>)	169/439
<i>Keller, Evelyn Fox</i> : Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft? (<i>S.K.Schmidt</i>)	169/438

<i>Kreutz, Henrik, u.a.</i> : Eine Alternative zur Industriegesellschaft? Alternative Projekte in der Bewährungsprobe des Alltags (<i>R.Hünlich</i>)	171/760
<i>Lepenes, Wolf</i> : Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft (<i>F.Balke</i>)	167/134
<i>Lüdemann, Christian</i> : Gesetzgebung als Entscheidungsprozeß. Zur Normengene- der straf- rechtlichen Regelung zur Strafaussetzung bei lebenslanger Freiheitsstrafe (<i>N.Dimmel</i>)	170/605
<i>Luhmann, Niklas</i> : Archimedes und wir. Interviews (<i>D.Barben</i>)	172/914
<i>Luhmann, Niklas</i> : Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen? (<i>K.Jacobs</i>)	172/916
<i>Maus, Ingeborg</i> : Rechtstheorie und politische Theorie im Industriekapitalismus (<i>N.Dimmel</i>)	170/602
<i>Miller-Lane, Barbara</i> : Architektur und Politik in Deutschland 1918-1945 (<i>D.Schubert</i>)	171/758
<i>Perrow, Charles</i> : Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik (<i>W.van Treeck</i>)	172/907
<i>Rammstedt, Otthein</i> : Deutsche Soziologie 1933-1945 (<i>W.Schönleiter</i>)	167/135
<i>Reheis, Fritz</i> : Konkurrenz und Gleichgewicht als Fundamente von Gesellschaft (<i>J.Agnoli</i>)	170/600
<i>Ringer, Fritz K.</i> : Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933 (<i>S.-E.Liedman</i>)	167/ 86
<i>Rosenblatt, Sabine</i> : Der Osten ist grün? Ökoreportagen aus der DDR, Sowjetunion, Tschechoslowakei, Polen, Ungarn (<i>K.Jacobs</i>)	172/919
<i>Schenk, Sylvia (Hrsg.)</i> : Frauen, Bewegung, Sport (<i>L.Rose</i>)	169/443
<i>Stollberg-Rillinger, Barbara</i> : Der Staat als Maschine. Zur politischen Metaphorik des absoluten Fürstenstaats (<i>N.Dimmel</i>)	170/602

Erziehungswissenschaft

<i>Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum (Hrsg.)</i> : Ich bin kein Berliner. Minderheiten in der Schule (<i>Ch.Tillner</i>)	167/145
<i>Balha, Georg, u.a.</i> : Werkzeug Computer (<i>M.Schratz</i>)	168/295
<i>Bertram, Hans (Hrsg.)</i> : Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie (<i>A.Regenbogen</i>)	169/445
<i>Braun, Karl-Heinz, und Dieter Wunder (Hrsg.)</i> : Neue Bildung — Neue Schule. Wolfgang Klafki zum sechzigsten Geburtstag (<i>N.Franck</i>)	171/770
<i>Brehmer, Ilse</i> : Der widersprüchliche Alltag. Probleme von Frauen im Lehrberuf (<i>J.Meyer-Siebert</i>)	170/608
<i>Bolder, Axel, und Klaus Rodax (Hrsg.)</i> : Das Prinzip der auf(ge)hobenen Belohnung. Die Sozialisation von Arbeiterkindern für den Beruf (<i>E.Göbel</i>)	167/143
<i>Brinkmann, Wilhelm</i> : Zur Geschichte der Pädagogischen Soziologie in Deutschland. Dogmenhistorische Studien zu ihrer Entstehung und Entwicklung (<i>H.-J.Gamm</i>)	167/141
<i>Clemens, Bärbel, u.a. (Hrsg.)</i> : Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung (<i>Ch.Lange</i>)	170/611
<i>Derbolav, Josef</i> : Grundriß einer Gesamtpädagogik (<i>A.Schäfer</i>)	172/923
<i>Döring, Klaus W.</i> : System Weiterbildung. Zur Professionalisierung des quartären Bildungssektors (<i>W.Wittwer</i>)	168/296
<i>Edelstein, Wolfgang, und Gertrud Nunner-Winkler (Hrsg.)</i> : Zur Bestimmung der Moral. Philosophische und sozialwissenschaftliche Beiträge zur Moralforschung (<i>A.Regenbogen</i>)	169/445
<i>Essinger, Helmut, und Onur Bilge Kula</i> : Pädagogik als interkultureller Prozeß. Beiträge zu einer Theorie interkultureller Pädagogik (<i>H.-J.Gamm</i>)	172/927
<i>Geißler, Karlheinz A., u.a. (Hrsg.)</i> : Opfer der Qualifizierungsoffensive (<i>G.Zimmer</i>)	168/291
<i>Gesellschaft für Arbeit, Technik und Wirtschaft im Unterricht (Hrsg.)</i> : Neue Technologien und technisch-ökonomische Bildung (<i>K.A.Geißler</i>)	168/293
<i>Heim, Helmut</i> : Systematische Pädagogik. Eine historisch-kritische Untersuchung (<i>V.Schubert</i>)	167/141
<i>Hillig, Götz</i> : A.S. Makarenko. Ein Wegbereiter der modernen Erlebnispädagogik? (<i>H.-J.Lichtenberger</i>)	171/769
<i>Huisken, Freerk</i> : Ausländerfeinde und Ausländerfreunde. Eine Streitschrift gegen den geächteten wie den geachteten Rassismus (<i>A.Bernhard</i>)	171/765

<i>Isenberg, Wolfgang</i> : Geographie ohne Geographen. Laienwissenschaftliche Erkundungen, Interpretationen und Analysen der räumlichen Umwelt in Jugendarbeit, Erwachsenenbildung und Tourismus (<i>H.Mücke</i>)	171/768
<i>Kegan, Robert</i> : Die Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben (<i>G.Auernheimer</i>)	169/452
<i>Kindermann, Gisela, u.a. (Hrsg.)</i> : Frauen verändern Schule. Dokumentation des 5. Fachkongresses der AG Frauen und Schule (<i>B.Ketelhut</i>)	170/606
<i>Lind, Georg, und Jürgen Raschert (Hrsg.)</i> : Moralische Urteilsfähigkeit. Eine Auseinandersetzung mit Lawrence Kohlberg über Moral, Erziehung und Demokratie (<i>A.Regenbogen</i>)	169/445
<i>Lingelbach, Karl-Christoph</i> : Erziehung und Erziehungstheorien im nationalsozialistischen Deutschland (<i>Ch.Märner</i>)	172/928
<i>Mathes, Rainer</i> : Gesamtstaatliche Bildungsplanung in der Bundesrepublik Deutschland (<i>M.Daxner</i>)	171/770
<i>Meier, Urs P.</i> : Pestalozzi Pädagogik der sehenden Liebe. Zur Dialektik von Engagement und Reflexion im Bildungsgeschehen (<i>A.Schäfer</i>)	172/925
<i>Mohr, Wilma</i> : Frauen in der Wissenschaft. Ein Bericht zur sozialen Lage von Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im Hochschulbereich (<i>M.Löw</i>)	170/609
<i>Mund, Jörn W.</i> : Die Bildung der Herrschaft und die Herrschaft der Bildung. Über das Bildungswesen in Deutschland (<i>N.Franck</i>)	167/143
<i>Nickel, Horst (Hrsg.)</i> : Sozialisation im Vorschulalter. Trends und Ergebnisse institutioneller Erziehung (<i>J.A.Rohmann</i>)	167/144
<i>Oser, Fritz, Wolfgang Althof und Detlef Garz (Hrsg.)</i> : Moralische Zugänge zum Menschen – Zugänge zum moralischen Menschen (<i>A.Regenbogen</i>)	169/445
<i>Oser, Fritz, Reinhard Fatke und Otfried Höffe (Hrsg.)</i> : Transformation und Entwicklung. Grundlagen der Moralerziehung (<i>A.Regenbogen</i>)	169/445
<i>Rumpf, Horst</i> : Belebungsversuche. Ausgrabungen gegen die Verödung der Lernkultur (<i>U.Wätscher</i>)	171/768
<i>Tausendfreund, Detlef</i> : Bildung und Kulturentwicklung. Zur kulturtheoretischen Analyse gesellschaftlich organisierter Bildungsprozesse (<i>H.G.Ebner</i>)	168/297
<i>Tenorth, Heinz-Elmar</i> : Zur deutschen Bildungsgeschichte 1918-1945 (<i>H.Zimmer</i>)	167/139
<i>Tremel, Alfred K.</i> : Einführung in die Allgemeine Pädagogik (<i>N.Franck</i>)	172/921
<i>Ulmann, Gisela</i> : Über den Umgang mit Kindern. Orientierungshilfen für den Erziehungsalltag (<i>J.Bratz</i>)	171/766
<i>van Dick, Lutz</i> : Oppositionelles Lehrerverhalten 1933-1945. Biographische Berichte über den aufrechten Gang von Lehrerinnen und Lehrern (<i>H.-J.Gamm</i>)	172/929
<i>Werth, Wolfgang</i> : Die Vermittlung von Theorie und Praxis an den Preußischen Pädagogischen Akademien (<i>M.Daxner</i>)	172/930
<i>Wittwer, Wolfgang, und Marion Pilnei</i> : Die ungleichen Partner. Berufsausbildung in der Bundesrepublik. Strukturen, Probleme, Perspektiven (<i>J.Kade</i>)	168/292
<i>Zimmer, Jürgen, und Elisabeth Niggemeyer</i> : Macht die Schule auf, laßt das Leben rein. Von der Schule zur Nachbarschaftsschule (<i>S.Schnurr</i>)	171/764

Psychologie

<i>Badinter, Elisabeth</i> : Ich bin Du. Die neue Beziehung zwischen Mann und Frau oder Die androgyne Revolution (<i>M.Sklorz-Weiner/H.Weinbach</i>)	171/776
<i>Norwood, Robin</i> : Wenn Frauen zu sehr lieben. Die heimliche Sucht, gebraucht zu werden (<i>B.Rommelspacher</i>)	171/774
<i>Rommelspacher, Birgit (Hrsg.)</i> : Weibliche Beziehungsmuster. Psychologie und Therapie von Frauen (<i>B.Jansen</i>)	171/771

Geschichte

<i>Agethen, Manfred</i> : Geheimbund und Utopie (<i>D.Fleischer</i>)	168/302
<i>Behringer, Wolfgang</i> : Hexenverfolgung in Bayern (<i>D.Fleischer</i>)	168/298

<i>Bödeker, Hans Erich, und Ulrich Herrmann (Hrsg.):</i> Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert. Personen, Institutionen und Medien (<i>R.Kossmann</i>)	169/456
<i>Duby, Georges:</i> Guillaume le Maréchal oder der beste aller Ritter (<i>R.Konersmann</i>)	169/455
<i>Duby, Georges:</i> Wirklichkeit und höfischer Traum (<i>H.Goldinger</i>)	169/454
<i>Eberan, Babro:</i> Luther? Friedrich »der Große«? Wagner? Nietzsche? Wer war an Hitler schuld? (<i>J.Berlin</i>)	168/303
<i>Erdmann, Karl Dietrich:</i> Die Ökumene der Historiker. Geschichte der Internationalen Historikerkongresse und des Comité International des Sciences Historiques (<i>H.W.Blanke</i>)	171/779
<i>Funke, Manfred, u.a. (Hrsg.):</i> Demokratie und Diktatur. Festschrift für K.D. Bracher (<i>A.Schildt</i>)	171/782
<i>Gossweiler, Kurt:</i> Aufsätze zum Faschismus (<i>A.Schildt</i>)	167/150
<i>Jäckel, Eberhard, und Jürgen Rohwer (Hrsg.):</i> Der Mord an den Juden im Zweiten Weltkrieg. Entscheidungsbildung und Verwirklichung (<i>S.Bajohr</i>)	167/148
<i>Kocka, Jürgen (Hrsg.):</i> Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich (<i>R.Rief</i>)	167/146
<i>Morsey, Rudolf:</i> Die Bundesrepublik Deutschland. Entstehung und Entwicklung bis 1969 (<i>A.Schildt</i>)	170/617
<i>Mühlberg, Dietrich:</i> Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert (<i>N.Dimmel</i>) ..	167/147
<i>Neulen, Hans Werner:</i> Europa und das 3. Reich. Einigungsbestrebungen im deutschen Machtbereich 1939-45 (<i>G.Klinger</i>)	170/613
<i>Recker, Marie-Luise:</i> Nationalsozialistische Sozialpolitik im Zweiten Weltkrieg (<i>S.Bajohr</i>) ..	168/304
<i>Schulte, Bernd F.:</i> Die Verfälschung der Riezler-Tagebücher (<i>H.W.Blanke</i>)	171/781
<i>Schulze, Hans K.:</i> Vom Reich der Franken zum Land der Deutschen. Merowinger und Karolinger (<i>H.Zückert</i>)	169/453
<i>Schwaiger, Georg (Hrsg.):</i> Teufelsglaube und Hexenprozesse (<i>D.Fleischer</i>)	169/455
<i>Schwenger, Hannes:</i> Ernst Reuter — ein Zivilist im kalten Krieg (<i>Th.Bergmann</i>)	170/615
<i>Sigel, Robert:</i> Die Geschichte der Zweiten Internationale 1918-1923 (<i>H.Krause</i>)	170/612
<i>Thompson, Edward P.:</i> Die Entstehung der englischen Arbeiterklasse (<i>H.Geiling</i>)	171/777
<i>Trommler, Frank (Hrsg.):</i> Amerika und die Deutschen. Bestandsaufnahme einer 300jährigen Geschichte (<i>H.Ammon</i>)	167/151
<i>Troßbach, Werner:</i> Soziale Bewegung und politische Erfahrung (<i>M.Uecker</i>)	168/300
<i>Uhlig, Ralph:</i> Die Deutsch-Englische Gesellschaft 1949-1983. Der Beitrag ihrer »Königswinter-Konferenzen« zur britisch-deutschen Verständigung (<i>A.Schildt</i>)	170/616

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Adam, Heribert, und Kogila Moodley:</i> Südafrika ohne Apartheid? (<i>H.Melber</i>)	170/621
<i>Aly, Götz, u.a.:</i> Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik (<i>M.Kastien</i>)	167/153
<i>Ballhausen, Anne, u.a.:</i> Zwischen traditionellem Engagement und neuem Selbstverständnis — Weibliche Präsenz in der Öffentlichkeit (<i>E.Stäbler</i>)	172/935
<i>Bergmann, Theodor:</i> Gegen den Strom. Die Geschichte der Kommunistischen-Partei-Opposition (<i>L.Wentzel</i>)	167/157
<i>Besier, Gerhard:</i> »Selbstreinigung« unter britischer Besatzungsherrschaft. Die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers und ihr Landesbischof Marahrens 1945-1947 (<i>J.Rehmann</i>)	169/458
<i>Besier, Gerhard, und Gerhard Ringshausen (Hrsg.):</i> Bekenntnis, Widerstand, Martyrium. Von Barmen 1934 bis Plötzensee 1944 (<i>J.Rehmann</i>)	167/155
<i>Cohen, Robin:</i> Endspiel Südafrika. Eine Anatomie der Apartheid (<i>H.Melber</i>)	170/621
<i>Die GRÜNEN im Bundestag (Hrsg.):</i> Frauen und Ökologie (<i>S.K.Schmidt</i>)	172/932
<i>Diifurth, Jutta:</i> Träumen, Kämpfen, Verwirklichen (<i>K.Hauser</i>)	172/931
<i>Göhler, Gerhard (Hrsg.):</i> Grundfragen der Theorie politischer Institutionen (<i>C.Wiegrafe</i>) ..	171/788
<i>Hovestadt, Völker:</i> José Carlos Mariátegui und seine Zeitschrift »AMAUTA« (Lima 1926-1930) (<i>E.v.Oertzen</i>)	171/785

<i>Klapproth, Eva, Helmut Forster-Latsch und Marie-Luise Latsch (Hrsg.): Das Gespenst des Humanismus. Oppositionelle Texte aus China von 1979 bis 1987 (H.Opletal)</i>	170/623
<i>Koonz, Claudia: Mothers in the Fatherland (F.Haug)</i>	172/821
<i>Koslowski, Peter: Die postmoderne Kultur. Gesellschaftlich-kulturelle Konsequenzen der technischen Entwicklung (H.-D.Zahn)</i>	171/786
<i>Mandel, Ernest: The Meaning of the Second World War (F.O.Welf)</i>	170/618
<i>Massari, Robert: Che Guevara, Politik und Utopie — Das politische und philosophische Denken Che Guevaras (Th.Heilmann)</i>	167/158
<i>Noelle-Neumann, Elisabeth, und Renate Köcher: Die verletzte Nation. Über die Unfähigkeit der Deutschen, ihren Charakter zu ändern (P.Jehle)</i>	171/676
<i>Noormann, Harry: Protestantismus und politisches Mandat 1945-1949 (J.Rehmann)</i>	169/461
<i>Randzio-Plath, Christa: Frauenmacht — Ausweg aus der Krise (A.Weberling)</i>	172/934
<i>Ravaioli, Carla: Die beiden Seiten des Lebens. Von der Zeitnot zur Zeitsouveränität? (E.Wöll)</i>	172/937

Ökonomie

<i>Chaloupek, Günter, und Werner Teufelsbauer: Gesamtwirtschaftliche Planung in Westeuropa. Theoretische Entwicklungen und praktische Erfahrungen seit 1970 (K.Hübner)</i>	167/162
<i>Davis, Mike: Prisoners of the American Dream (M.Krätke)</i>	168/311
<i>Gangl, Manfred: Politische Ökonomie und Kritische Theorie. Ein Beitrag zur theoretischen Entwicklung der Franfurter Schule (T.Korver)</i>	171/790
<i>Katzenstein, Peter J.: Small States in World Market (U.Becker)</i>	168/309
<i>Lohmann, Karl-Ernst: Ökonomische Anreize im Staatssozialismus. Warteschlangen, geheime Reserven, Prämien (J.de Kort)</i>	167/160
<i>Martine-Alier, Juan: Ecological Economics (F.Beckenbach)</i>	171/791
<i>Milios, Jean: Kapitalistische Entwicklung, Nationalstaat und Imperialismus — Der Fall Griechenland (Th.Paraskevopoulos)</i>	172/944
<i>Prokla 71: Ein Markt und viele Welten (K.Enderle)</i>	171/793
<i>Schmid-Schönbein, Thomas, u.a. (Hrsg.): Ökonomie und Gesellschaft. Jahrbuch 5: Keynesische Fragen im Lichte der Neoklassik (M.Stanger)</i>	172/942
<i>Šik, Ota: Wirtschaftssysteme. Vergleiche — Theorien — Kritik (E.Scheunemann)</i>	167/164
<i>Wasmus, Henning: Produktion und Arbeit (F.Beckenbach)</i>	168/306
<i>Wéltz, Stefan: Vom Börsencrash zur Wirtschaftskrise. Hintergründe, Gefahren, Auswege (W.Roth)</i>	172/941
<i>Zinn, Karl Georg: Politische Ökonomie. Apologien und Kritiken des Kapitalismus (M.Krätke)</i>	170/624

Summaries

Donna Haraway: Mothers and Apes. An Allegory for Nuclear Times

The essay examines photography, advertising imagery, and other popular practices surrounding the contacts of white women with chimpanzees and gorillas in cold war, nuclear, first world cultures in the context of African decolonization. Narratives of these contacts are rich texts for examining the inscriptions of race and gender in reinventions of nature in late capitalism. The story of Jane Goodall making contact with wild chimpanzees »in the wilds of Tanzania« in the early 1960s is like a »first contact« tale in science fiction. Haraway argues that »apes in Eden« and »apes in space« occupied two poles of a cold war symbolic apparatus for renegotiating »man's« place in a threatened »nature«.

Frigga Haug: Mothers in the Fatherland

To further discussion of the new Mothering and the »Müttermanifest« of the Greens, F. Haug has looked to a major historical study of the role of the Mother in fascism. Her primary theses is as follows: The Mother figure contains a critical mass of energies for both preservation and change. The relegation to the realm of the private is reactionary; the reflexive bordering within a self-contained culture of Mothering is dangerous. The question of a specifically capitalist model of civilization must be posed within the discussion of Mothering, and taken into any political strategy.

Annette Bus: Property Relations in the Reproduction Industry

Pregnancy and motherhood, formerly the most powerful symbols of the private sphere, must be established as forms of industrial production by the reproduction industry. The Baby M. case illustrated one way of accomplishing this goal: the division of motherhood into biological and nurturing motherhoods. While the concept of biological motherhood locks women into their function as marginal and interchangeable objects, the concept of nurturing motherhood establishes the supremacy of the father as educator and sole owner of the product (i.e. baby). The Baby M. case proved that the new reproductive technologies will have profound consequences for the way we look at the myth and realities of the private and public spheres. Women must actively shape this growing debate and redefine their own positions in response to the coercive demands of this new industry.

Alex Demirović: Marx and the Theory of Democracy

The author reviews some of the critical objections to Marx's incomplete theory of democracy and argues that Marx defended the essential logic of democracy in his early writings against Hegel and the claims of the absolutist State. Marx gained insight into the aporetic structure of traditional theories of democracy by studying the French Revolution, especially the bourgeois generalization of specific interests as political »will«. He then shifted his theoretical orientation towards an analysis of the capitalist division of labor, which he saw as the foundation of this historical generalization and therefore the focal point of a theory of social transformation.

Frieder O. Wolf: Philosophy and Marxism Today

The author argues one point which he sees as crucial to contemporary thought. After Althusser taught us to see the genuine difficulty of the practice of Marxism within philosophy, and after the practice of philosophy has itself undergone major change (namely the movement away from its metaphysical tradition), the question of the practice of philosophy *within and for* Marxism must now be addressed. The beginning of an answer to this question is sketched out in this text, written on the occasion of Althusser's 70th birthday.

Gerhard Armanski: Utopia and the Archaic

The primitive days of human history are neither past, nor obsolete. While their traces have been distorted and suppressed by class-based societies, their legacy of a possible unalienated existence remains. The archaic period, seen from the perspective of the utopian elements of the critique of present civilization, may evolve into a new historical reference. The ancient past could turn out to be a primordial beacon of things to come under different historical circumstances, in a dialectic of remembrance that does not deny material and spiritual contradiction.

<i>Dick, Lutz van: Oppositionelles Lehrerverhalten 1933-1945 (H.-J.Gamm)</i> .	929
<i>Werth, Wolfgang: Die Vermittlung von Theorie und Praxis an den Preußischen Pädagogischen Akademien (M.Daxner)</i>	930

Soziale Bewegungen und Politik

<i>Koonz, Claudia: Mothers in the Fatherland (F.Haug)</i>	821
<i>Ditfurth, Jutta: Träumen, Kämpfen, Verwirklichen (K.Hauser)</i>	931
<i>DIE GRÜNEN im Bundestag, AK Frauenpolitik (Hrsg.): Frauen & Ökologie. Gegen den Machbarkeitswahn (S.K.Schmidt)</i>	932
<i>Randzio-Plath, Christa: Frauenmacht — Ausweg aus der Krise (A.Weberling)</i>	934
<i>Ballhausen, Anne, Uta Brandes, Marva Karrer und Robert Schreiber: Zwischen traditionellem Engagement und neuem Selbstverständnis — weibliche Präsenz in der Öffentlichkeit (E.Stäbler)</i>	935
<i>Ravaioli, Carla: Die beiden Seiten des Lebens. Von der Zeitnot zur Zeitsouveränität? (E.Woll)</i>	937
<i>Gehrke, Claudia (Hrsg.): Frauen und Pornographie (K.Hauser)</i>	939

Ökonomie

<i>Welz, Stefan: Vom Börsencrash zur Wirtschaftskrise. Hintergründe, Gefahren, Auswege (W.Roth)</i>	941
<i>Schmid-Schönbein, Thomas, Johannes Schneider, Winfried Vogt und Ulrich Wittmann (Hrsg.): Ökonomie und Gesellschaft. Jahrbuch 5 (M.Stanger)</i> .	942
<i>Milios, Jean: Kapitalistische Entwicklung, Nationalstaat und Imperialismus — Der Fall Griechenland (Th.Paraskevopoulos)</i>	944



Peter Petersen

Hans Werner Henze
Ein politischer Musiker
Zwölf Vorlesungen

Eine leicht verständliche Einführung in das Werk eines der meistaufgeführten und bedeutendsten Komponisten nicht nur des deutschen Sprachraumes.

Henzes sozialistische Haltung hat ihn zu einer »musica impura« geführt, zum Verzicht auf die Reinheit des Stils zugunsten eines reflektierten Eklektizismus.

Dem behandelten Gegenstand entsprechend kommt in dieser ersten Henze-Monographie seit 1968 das Verhältnis von Musik und Politik immer wieder zur Sprache.

ca. 300 S., br., DM 34,-